Aus der Ehe.

Sieben Novellen

von

D. H. Kiehl.

P.O. gener. 1168 eg

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

<36620688110015

<36620688110015

Bayer. Staatsbibliothek

P. O. Jahn 1868

Aus der Ecke.

Aus der Ecke.

Sieben Novellen

von

W. H. Riehl.

Dritte Auflage.

Stuttgart 1890.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Unter Vorbehalt aller Rechte.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Die Ecke. Als Vorwort VII

Die glücklichen Freunde 1

Die vierzehn Nothhelfer 85

Der verrückte Holländer 133

Die zweite Bitte 197

Der Märzminister 289

Rheingauer Deutsch 355

Trost um Trost 403

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Ecke.

Als Vorwort.

(Geschrieben im Herbste 1874.)

Vor zwanzig Jahren wohnte ich am Nord-west-Ende von München; schräg gegenüber wohnte Emanuel Geibel und in einer der nächsten Straßen Paul Heyse. Da unsere übrigen literarischen Freunde allesammt tiefer in der Stadt sich niedergelassen hatten, so erschienen wir Drei uns wie ein vorgeschobener Posten und nannten uns die Ecke. Wir hielten gute Nachbarschaft, und unter Geibels leitender Hand gewann die Ecke bald einen festen Kryſtallisationskern. Je am andern Sonntage kamen wir mit unsern Frauen in dem Salon einer befreundeten alten Dame zusammen, welche an der Spitze der Ecke wohnte. Da besprachen wir dann

in heiterer Geselligkeit unsere neuesten Arbeiten und Entwürfe, lasen vor, was wir ganz oder halb vollendet hatten und tauschten uns aus über die literarischen und künstlerischen Erscheinungen des Tages. Ein solcher Abend hieß ein „Ecken-Abend“. Und als mir damals ein Sohn geboren wurde, standen die andern beiden Väter der Ecke zu Gevatter und er erhielt den Namen „Eckbert“.

Dergleichen Ecken-Abende gab und gibt es wohl viele in Deutschland, aber selten werden sich dabei drei so grundverschiedene Naturen dennoch so harmonisch zusammenfügen. Kein geringes Verdienst um diese Harmonie hatte ohne Zweifel — neben unsern Frauen — die vorgedachte alte Dame, die treffliche Wirthin der Ecke. Frau Staatsräthin Elisabeth von Ledebour, die Wittwe des berühmten Dorpater Botanikers, war eine der würdigsten und liebenswürdigsten Matronen. In kinderloser Ehe hatte sie ihr Leben der Mitarbeit an ihres Mannes Schaffen gewidmet und ihn auf seinen Forscherreisen durch die asiatischen Steppen, den Altai und die Krimm begleitet, war aber in den Hallen westeuropäischer Kultur nicht minder heimisch als im Tartaren- und

Mongolenzelt. Bei einer Dame aus einem vornehmen kurländischen Hause versteht sich feine und vielseitige Bildung fast von selbst; allein was sich wohl auch in Kurland nicht von selbst versteht, das war die Geistesfrische, welche unsere Freundin bis in's höchste Alter bewahrte. Mit achtzig Jahren war sie geistig noch immer nicht alt geworden. Wohlerhaltene alte Leute sind sonst in der Regel nur jugendlich, wenn sie sich in ihre eigene Jugend zurückversetzen und dieselbe zum zweitenmale in der Erinnerung durchleben. Frau von Ledebour besaß dagegen die Kunst, fortdauernd der Gegenwart anzugehören, und nur an ihrer beschaulichen Auffassung, an ihrem mild abwägenden Urtheile merkte man, daß sie bei aller warmen Theilnahme doch mit dem objectiven Blick einer anderen Generation diese Gegenwart maß. Allein sie war und blieb jung mit uns jungen Leuten, sie verfolgte die Politik und Literatur der Zeit gespannten Auges und fand für die längst heimgegangenen Gefährten ihrer früheren Jahre einen Ersatz in unseren Familienkreisen, obgleich sie doch die Großmutter jedes Einzelnen von uns hätte sein können. Bei diesem freundlichen

Walten wurde sie auf's beste unterstützt durch ihre Pflegetochter, Fräulein Julie Dreuttel, ein allezeit fröhliches Heidelberger Kind, welche an den Ecken-Abenden die Honneurs machte und als Pathenkind Hebels schon in der Wiege zu dem schwierigen Verkehr mit Dichtern vorbestimmt worden war.

Der Maler stellt „die Sage" als eine Matrone dar, welche der zu ihren Füßen gelagerten Jugend erzählt. Als Gegenbild erscheint mir jetzt unsere verklärte Freundin, wie sie den Erzählungen eines jüngeren Geschlechts in behaglicher Theilnahme lauscht. Denn nicht nur die Kunst zu erzählen, auch die Kunst geduldig erzählen zu hören, wird dem friedvoll mit sich und der Welt abschließenden Alter verliehen.

Wir drei Männer glühten damals in vollster Schaffenslust: kein Wunder, daß sich unsere Gaben für die Ecken-Abende drängten. Da entwickelte Geibel den Plan seiner „Brunhild" und las einzelne eben vollendete Scenen des Dramas, oder er brachte uns eines seiner gedankenreichen erzählenden Gedichte, den „Tod des Tiberius", den „Bildhauer des Hadrian", wie er sie eben frisch geschrieben hatte. Heyse beschenkte uns mit der „Braut von Cypern"

und den Novellen seines ersten und zweiten Bandes und ließ sich durch die Ecke zu seinem ersten Bühnen-Versuche ermuthigen. Später trat auch noch Adolf von Schack als der Vierte in unsern Kreis und las uns neue Posien vor, während er, durch Heyse auf Genellis große und verkannte Künstlernatur aufmerksam gemacht, den ersten Grund zu seiner jetzt so berühmt gewordenen Bildergalerie legte.

Ich selber las die ersten Abschnitte meiner „Familie“ in der Ecke, und wir machten Hausmusik. Ich las — und zwar las ich zum erstenmale vor; denn obgleich ich schon genug geschrieben, hatte — außer meiner Frau — bis dahin doch noch Niemand begehrt, daß ich's ihm vorlesen möge. Und ich selbst konnte, wie die meisten Männer, nicht vorlesen hören. Nun aber empfand ich den vollen Reiz, mit einem noch nassen Manuscript lesend vor einen bedeutenden Kreis von Männern und Frauen zu treten. Und hiermit übte die Ecke einen unvermerkt folgereichen Einfluß auf mein Denken, Dichten und Schreiben. Die Ecke erschien mir wie das beste Publikum im Auszug, und ich hatte persönliche Fühlung mit demselben gewonnen.

Allein abhandelnde Prosa lieſt und hört ſich doch niemals ſo gut wie ſchildernde und erzählende. Die poetiſche Luft, welche damals, im München Maximilians II., überall mich anwehte, wirkte treibend, erregend: ich ſchrieb Novellen, zuerſt für die Ecke, dann aus der Ecke.

Nicht als ob das meine erſten Novellen geweſen wären! Seit meinem achtzehnten Lebensjahre, wo ich meine erſte, Gottlob längſt vergeſſene, Novelle in einem belletriſtiſchen Blatte hatte drucken laſſen, war ich unter der Hand ſtets verſchämter Novelliſt geblieben. Allein die meiſten jener Novellen vor der Ecken-Zeit taugten nicht ſonderlich viel. Und dennoch dachte ich immer mit Sehnſucht an das kindliche Glück zurück, welches mir die Abfaſſung meiner erſten Novelle bereitet hatte. Und ſie war gedruckt, ja ſie war ſogar honorirt worden! Ich erhielt einen halben Kreuzer für die große Druckzeile, in Summa zehn Gulden, und für dieſes Honorar machte ich eine Taunus-, Rhein- und Lahnreiſe von vierzehn Tagen, hatte in Frankfurt die Freude, meine liebſte Oper, die Zauberflöte, zum erſtenmale zu hören, und kaufte mir für den heimgebrachten Reſt des

Geldes noch Molière's sämmtliche Werke antiquarisch. Die Kunst so billig zu reisen, habe ich in den „glücklichen Freunden" der ersten Novelle dieses Bandes, auf Grund vieljähriger Erprobung dargestellt.

Ein jeder Mensch reitet seine Steckenpferde; ich habe deren drei: Musik machen, Novellen schreiben und große Fußmärsche unternehmen. Mit diesen drei Dingen hatte ich aber lange Zeit sehr wenig Anklang gefunden: meine Musik wollte Niemand hören, auf meinen Gewalts-Märschen Niemand Schritt mit mir halten, und meine Novellen schrieb ich nur so verstohlen, als ob's eine Sünde wäre. Denn Studium und Beruf drängten mich zu andern Arbeiten. Jene Steckenpferde bieten aber dennoch den Schlüssel zu meinem ganzen literarischen Wirken.

Schickte ich nun — in der Zeit vor der Ecke — eine Novelle an ein Feuilleton, so nahm sie die Redaktion zwar immer willig auf, wünschte aber hinterdrein jedesmal „etwas anderes" aus meiner Feder, — einen Leitartikel, einen Essay, eine Kritik, kurz alles mögliche, nur keine weitere Novelle. Und das war nicht sehr begeisternd!

In München stand aber die Sache ganz anders.

Ich war Professor an der staatswirthschaftlichen Facultät geworden: sollte ich da nicht endlich ein Recht haben, Novellen zu schreiben? Aber auch meine innere Befugniß zur Novelle war gewachsen. Vorher hatte ich zwar Novellen geschrieben aber kaum jemals eine ächte Novelle gelesen; ich hatte vielfach anregend verkehrt mit allerlei Künstlern, mit bedeutenden Malern, Musikern und Schauspielern, aber kaum mit einem namhaften Dichter. Jetzt war ich unter die Poeten gerathen. Ich hatte Novellen geschrieben und wußte gar nicht was eigentlich eine Novelle ist, — wobei ich übrigens manchen gefeierten Novellisten zum Schicksalsgenossen hatte. Ich war im Schildern von Situationen und im Ausmalen von Characteren stecken geblieben und hatte ganz vergessen, daß der Novellist erzählen soll. Die Kritik der Ecke öffnete mir hier zuerst die Augen, und ich danke es insbesondere meinem Freunde Heyse, daß er mir, wenn auch nur in flüchtigen Worten, zuerst ein Licht aufsteckte über Wesen und Kunstgeheimniß der Novelle. Das Beste was wir können, haben wir ja nicht aus Büchern gelernt; es fliegt uns an im Umgang mit Natur und Menschen, und es fragt

sich dabei nur, ob wir das Angeflogene auch uns anzueignen, festzuhalten und zu vertiefen wissen.

So wurden die ersten Novellen, welche ich des Aufbewahrens einigermaßen werth erachtete, für die Ecke geschrieben, und geprobt und geläutert im kritischen Feuer der Ecke.

Doch ein Band wäre wohl noch lange nicht zum Abschluß gediehen, wenn ich nicht im Januar 1856 den landesüblichen Typhus bekommen hätte. Der Anfall war heftig, allein er verlief rasch, die Genesung dagegen desto langsamer. Wochenlang blieb ich gar matt und elend, schlich wie ein alter Mann von einem Stuhle zum andern und blieb am liebsten ganz sitzen. Der Geist hingegen ward weit rascher wieder frisch als der Körper. Trotzdem verbot mir der Arzt das Arbeiten. Wie man aber nach wohlbestandenem Typhus überhaupt sehr hungrig zu sein pflegt, so fühlte ich insbesondere einen wahren Heißhunger nach Arbeit. Nun dachte ich, Novellenschreiben ist keine Arbeit — im medizinischen Sinne. Und so begann ich zuerst schüchtern einige meiner verpfuschten älteren Novellen umzubilden, ging aber dann kräftiger in's Zeug, erfand neue, und saß

den ganzen Tag in meinem Sessel und schrieb Novellen. Sie kamen wiederum so recht aus der Ecke, die aber hier wie überall keine Schmoll- und Trotz-Ecke sein sollte, sondern der trauliche Poetenwinkel weltvergessener Zurückgezogenheit. Ich schrieb mich rasch wieder ganz gesund, und als mich der Doktor endlich freisprach und nur noch zu einer kleinen Erholungsreise gen Süden schickte, wanderte zugleich das fertige Manuscript meiner „Kulturgeschichtlichen Novellen" nordwestwärts in die Druckerei. Das erste Exemplar sandte ich nachher dem Arzte als Beichte meiner Sünden. Das dankbare Frohgefühl der Befreiung, der Genesung, der Lust an einem neuen Leben hatte meine damals geschriebenen Novellen durchdrungen, und ich hoffe, es ist auch allen späteren von jenem Grundzuge der Gesundheit und Lebensfreude etwas übrig geblieben.

Das Publikum nahm mein erstes Novellenbuch freundlich auf. Aber viele meiner treuesten Leser hatten etwas ganz anderes erwartet: einen weiteren Band Socialpolitik oder Kulturgeschichte, eine gelehrte oder agitatorische Schrift, allenfalls auch eine musikalische. Und nun kamen Novellen.

Meine bisherigen Gönner waren viel zu ernsthafte Leute, um überhaupt Novellen zu lesen; die novellistische Lesewelt hatte sich dagegen nicht um meine bisherigen Bücher gekümmert. Ich mußte von vorn anfangen und mir ein neues Publikum werben. Mein Ehrgeiz stand aber gerade dahin, Leute, die für gewöhnlich keine Novelle lesen, dennoch zur Lectüre meiner Novellen zu bekehren. Ob mir's gelungen ist? Mein kleines Novellenpublikum in der Ecke war ja das feinste, erlesenste, ernsthafteste gewesen: ich hoffte im großen Publikum ähnliche Elemente zu finden und mit der Zeit eine große Ecke um meine Novellen zu versammeln.

Zunächst mußte ich viel drollige Dinge hören. Ein Gelehrter meinte, ich habe mir etwas vergeben, indem ich zur Novelle hinabgestiegen sei; ein Poet dagegen, es sei eine Anmaßung, daß ich mich zu den Novellisten hinaufdrängen wolle.

Ich prüfte in meiner Ecke diese widersprechenden Urtheile und hatte den Gewinn hierdurch auf eine ganze Kette kulturgeschichtlicher Beobachtungen zu stoßen. Aus diesen aber wurde dann nach vielen Jahren ein Vortrag, welchen ich in Darmstadt im-

provisirt und zuletzt für die erste Sammlung meiner „Freien Vorträge“ niedergeschrieben habe. Er führt den Titel: „Der Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten“.

Man fragte mich auch nach dem Grunde, warum ich denn eigentlich Novellen schreibe? Ob als Stylübung? Oder um gute Sitten in anmuthiger Form zu predigen? Und ich eckiger Mann gehörte noch zu der alten Schule, welche lehrte, daß man das Schöne um seiner selbst willen suchen, und daß die Kunst sich selber Zweck sein müsse in ihren höchsten wie in ihren anspruchlosesten Werken!

Die schlimmste Absicht legten mir aber nicht selten meine besten Freunde unter. Sie glaubten, in Erzählungsform beabsichtige ich — Kulturgeschichte zu geben, sie wollten den Professor retten und behaupteten, ich schreibe Novellen, um Zeiten und Sitten zu schildern! Dieser wohlgemeinte Aberglaube hat mich wahrhaft verfolgt, er hat auf meinen Novellen gelastet, allein er hat mir auch manche heitere Stunde bereitet, besonders wenn ich um die „Quellen“ meiner Stoffe befragt wurde.

So bat mich ein gelehrter Freund um Angabe

jener (vielleicht blos handschriftlichen?) Wetzlarer Chronik, woraus die Novelle vom „stummen Rathsherrn“ geschöpft sei, die Geschichte jenes Hundes, der seinen Herrn erzogen hat. Ich mußte ihm antworten, daß jener Hund kein anderer gewesen als mein eigener ungezogener Rattenfänger, mit dessen Dressur ich mich entsetzlich geplagt habe. Ich fand aber zuletzt, daß der Hund mich vielmehr bändigte als ich den Hund. Und hiermit hatte ich einen Novellenstoff, nur ließ sich derselbe phantastischer und psychologisch reicher in der phantastischen Welt des vierzehnten Jahrhunderts ausführen als in der Gegenwart, wo wir so gute Schulen haben, daß wir einer Erziehung durch unsere Hunde kaum mehr bedürfen. Die Kämpfe reichsstädtischer Zünftler und Patricier boten mir allerlei unerwartete Fäden der novellistischen Verwicklung; also griff ich in diese Sphäre, schlug aber wiederum nicht erst Chroniken nach, denn wer die Chronik nicht im Kopfe trägt, wer nicht lebt in den fernen Räumen der Geschichte, der kann nur hölzerne historische Novellen schreiben. Der Hund aber, welcher in keiner Chronik steht, lebt gleichfalls heute noch und liegt neben meinem

Schreibtisch; er hat die Freude, sich bereits in verschiedenen Auflagen gedruckt zu sehen, aber trotzdem, daß er sozusagen ein literarischer Hund geworden, war es doch nur das Alter, was ihn zuletzt gebändigt hat.

So könnte ich fast Novellen über meine Novellenstoffe schreiben, und wenn ich dann eine richtig zur andern reihte, so gäbe es ein Fragment novellistischer Selbstbiographie. Wäre ich freilich kein Professor der Kulturgeschichte, durchlebte ich nicht jahraus jahrein unsere deutsche Geschichte und zwar im Kreise der akademischen Jugend, so würden meine Novellen schwerlich das mannigfache historische Kolorit bekommen haben, welches sie jetzt, gut oder schlimm, auszeichnet.

Der Redakteur eines geschätzten belletristischen Blattes bat mich um eine Novelle unter dem characteristischen Beifügen: „Im buchhändlerischen Interesse wäre es uns erwünscht, wenn dieselbe in der neueren Zeit spielte.“ Also fürchtet man sich vor der Geschichte? Die große Masse unsrer Feuilleton-Novellistik sucht allerdings die moralische Krankenstube der vornehmen modernen Salons. Allein da

ist mir die Luft zu dick. Meine Antwort lautete: „Ich bin ein geborener Rheinländer und am Rhein gilt uns eine Gegend für gar keine rechte Landschaft, wenn nicht hinten wenigstens eine alte Burg zu sehen ist. Im Vordergrunde genießen wir dann doch die Gegenwart so fröhlich, wie irgend andere Deutsche. Ich erzähle Geschichten am liebsten aus einer Zeit, die selbst bereits Geschichte geworden. Denn die Geschichte breitet Frieden und Versöhnung über den Kampf und ich möchte nicht im Byronschen Sinne aufregen, sondern im Goethe'schen anregen, wenn ich erzähle. Doch billigen Wünschen verschließe ich mich nicht. Ich habe soeben eine Novelle aus dem elften Jahrhundert in der Feder; ich will sie bei Seite legen. Geben Sie mir von heute ab fünfthalbhundert Jahre zu, dann komme ich Ihnen aus dem elften Jahrhundert gleichfalls um fünfthalbhundert Jahre entgegen und wir treffen in der Mitte zusammen: ich will Ihnen eine Novelle aus der Zeit des Kaisers Sigismund schreiben. Höher kann ich für diesmal nicht herab." So geschah es. Aber ich merkte doch wieder, wie tief ich in der Ecke saß.

Von dieser figürlichen Ecke kehre ich wieder zu unserer wirklichen Münchener Ecke zurück. Sie besteht längst nicht mehr. Zuerst begruben wir die zwei jüngsten Frauen der Ecke, dann unsere gute alte Staatsräthin. Es kamen neue Zeiten, neue bedeutende Persönlichkeiten, welche uns nach dieser und jener Seite auseinanderzogen; Geibel ging nach Lübeck. Die Ecke ist eine verklungene Sage geworden, darum konnte ich nach meiner Art jetzt auch in einem Novellenbuch von derselben reden.

Die guten Lehren, die lebendigen Anregungen der Ecke habe ich aber niemals vergessen; ja ich glaube novellistisch sogar fortgeschritten zu sein im Geiste der Ecke. Je mehr ich innerlich erlebte Novellen schrieb, um so klarer erkannte ich, daß die Novelle nichts anderes darstellen kann als die Conflicte eines psychologischen Problems, durch eine Geschichte gelöst, in der sparsamen, knappen Kunstform des erzählenden Vortrags. Je mehr und je wahrhaftiger Einer zu erzählen hat, um so weniger wird er schildern und reflectiren, um so weniger Worte wird er machen.

Nun will aber Niemand blos sparsam, Jeder möchte zugleich auch reich erscheinen, ja zeigen, daß

er sogar ein Verschwender sein könnte, wenn er nur wollte. Das haben denn auch gute Novellisten gethan: sie schrieben viele und vielerlei Novellen, da schloß sich ihr Reichthum auf. Hätte uns Boccaccio nur seine fünf besten Novellen hinterlassen, so wäre der arme Mann längst verschollen; allein er schrieb ein Buch von hundert Novellen und das vermag nur ein reicher Mann. Unter jenen Hundert ist freilich gar manche Geschichte, die wir heutzutage nur noch eine Anekdote nennen würden; denn wir fordern auch bei der knappsten Novelle doch mit Recht weit mehr Fülle und Tiefe als die alten Italiener vor fünfhundert Jahren. Allein fünfzig Novellen als Gesammtwerk, das wäre doch auch heute noch ein Wort; und der Verfasser könnte dabei zeigen, daß er nicht aus Armuth sparsam im Einzelnen war, sondern als ein kluger Haushalter, der seine Kapitalien ausnützt, indem er sie zusammenhält.

Nachdem ich darum die wahre Natur der Novelle erkannt hatte, beschloß ich fünfzig Novellen zu schreiben zu einem Gesammtwerk, welches eine ernste Lebensaufgabe umschlösse, und auf Grund dessen man mich einen Novellisten nennen könnte. Ich

habe bis jetzt vierzig Novellen — seit den Tagen der Ecke — veröffentlicht, und wenn mir Gott Kraft und Luft und Leben läßt, dann hoffe ich's auch noch auf fünfzig zu bringen. Fünfzig scheint eine große Zahl, und es steckt auch eine große Summe von Fleiß und Mühe, hoffentlich ganz unbemerkt, dahinter. Bedenkt man aber alle die Neigungen, Leidenschaften, Launen und Thorheiten, welche wir Menschen uns fortwährend zu novellistischen Problemen wechselsweise entgegenbringen, dann wird sie winzig klein. Und da ich mir überdies die deutsche Kulturgeschichte eines vollen Jahrtausends als stets wechselnde Bühne für das Spiel dieser Probleme ausersehen habe, so wäre es fast möglich, ich ginge sogar noch über die karge Ziffer fünfzig hinaus. Erfindungen und Pläne hätte ich leicht für fünfhundert; allein wer nicht zehnmal mehr auszuführen im Kopfe hat, als er hinterdrein wirklich ausführt, der soll bei solchen Dingen gar nicht anfangen.

Mancher wird über diese Gedanken lächeln, und meinen, da stünde ich nun wieder recht wunderlich in der Ecke. Ich lächle mit — und erzähle weiter.

Die glücklichen Freunde.

(1874.)

Erstes Kapitel.

Vormittags von 8—9 Uhr las Professor Baldrian über „Griechische Staatsalterthümer“, ein ganz neues Kolleg zu jener Zeit; denn man schrieb 1796. Er fuhr heute fort, im Paragraphen 234 die Staatsidee des Aristoteles zu entwickeln.

Unter den Zuhörern saß ganz hinten der Student der Rechte, Wolfgang Erlach, ein schlanker, blonder Jüngling mit feinem Gesicht, der seine zerstreuten Blicke an der Zimmerdecke spazieren gehen ließ, als suche er dort höhere Eingebungen, bis ihm plötzlich ein Wort des Professors überraschend ans Ohr schlug und ihn aus seinen Träumen weckte. Es war das Wort „Freundschaft“.

Der Student horchte auf, haschte krampfhaft nach dem verlorenen Faden und begann dann eifrig folgende Schlagsätze ins Heft zu schreiben:

„Acht Belegstellen bei Aristoteles — gleichsam als granitner Grundbau — Eth. I, 5. VIII, I, 11. IX, 6. Polit. I, 2. II, 4“ (hier wurde ihm der Grundbau zu langweilig und er machte statt der übrigen drei Stellen ein zierlich geschnörkeltes et caetera). „Aristoteles erklärt die Freundschaft für das höchste politische Gut. Dies dünkt uns Neueren kaum verständlich: in unserm Staatsrecht — nichts von Freundschaft! In unserer Politik — nichts von Liebe! Dagegen die Alten: Durch Freundschaft zur Gerechtigkeit, durch Gerechtigkeit zur Eintracht, durch Eintracht zum festen Staatsverband, und so weiter. Item: warum überhaupt die Freundschaft eine so große Rolle spiele im klassischen Alterthum? eine so kleine bei uns? Viele Gründe. I. Weil der freie athenische Bürger mehr Zeit dazu hatte, er überläßt den Sklaven die Arbeit fürs tägliche Leben und widmet sich ganz den Musen, der Staatskunst und der Freundschaft. II. Die modernen Frauen. NB. Liebe, Ehe, Familie 2c. bei uns viel höher geachtet als im Alterthum — absorbiren jenen Rest von Freundschaft, für welchen wir etwa noch Zeit hätten. III. —“

Bei dieser Ziffer machte der Studiosus einen Dintenklecks, welcher ihn für heute am weiteren Nachschreiben hinderte.

Allein er hatte auch reichlich genug.

Es waltet eine Art Theilung der Arbeit beim Kollegienbesuch der Studenten: Einige kommen alle Tage, andere dann und wann, die übrigen gar nicht. Unter den Anwesenden pflegen dann wiederum einige immer achtzugeben, andere da und dort, die übrigen gar nicht. Und so ist zuletzt doch täglich jemand da und gibt auch jeden Augenblick irgend jemand acht.

Unser blonder Jüngling hatte heute, wie wir sahen, in der Mitte des Vortrags achtgegeben; aber er hörte nun weiterhin kein Wort mehr, nicht aus Unachtsamkeit, sondern gegentheils, weil er vorher viel zu achtsam gewesen war. Denn jene Sätze, die er in so anmuthiger Kürze notirt, brannten ihm dergestalt auf der Seele, daß er vom Nachdenken über dieselben gar nicht wieder loskommen konnte. Er litt an unglücklicher Freundschaft, und die erste Freundschaftsqual der Jugend ist oft kaum minder herb wie die Liebesqual späterer Tage. Das Glück

hatte ihm einen echten Freund gegeben, und dieser Freund war obendrein sein Vetter, Karl Erlach, der Sohn seines Oheims von väterlicher Seite. Wolfgangs Vater war Amtmann, Karls Vater Arzt in dem Städtchen Finkenborn. Ihre Häuser standen Giebel an Giebel. Die beiden Söhne hatten von Kindesbeinen mit einander gespielt, mit einander gelernt, sie waren derart zusammen aufgewachsen, daß sie gar nicht merkten, wie enge sie sich angehörten. Dann kam aber auch eine Zeit der Trennung, so kurz, daß die Vettern sich nicht fremd wurden und lange genug, daß sie im Schmerz der Abwesenheit und im Glücke der Wiedervereinigung sich erst recht als Freunde fanden und erkannten. Karl nämlich, um drei Jahre älter, bezog die Hochschule drei Jahre früher als Wolfgang. Jetzt aber waren sie in der Universitätsstadt wieder zusammengekommen. Karl studirte Medizin, um später einmal die Praxis seines Vaters zu übernehmen, Wolfgang die Rechte mit der Aussicht, dereinst im Amthause dem Vater nachzufolgen; denn seit drei Generationen war bereits ein Erlach Amtmann in Finkenborn gewesen und die Stelle galt selbiger Zeit als erblich. Also nicht blos für die

Gegenwart, auch für die Zukunft sollten sie beisammen bleiben, und dereinst in alten Tagen wieder Giebel an Giebel wohnen wie ihre Eltern.

Die äußeren Umstände begünstigten demnach eine wahre Musterfreundschaft, und die beiden Jünglinge hatten sich aufrichtig lieb, sie ergänzten sich nach Anlage und Charakter, einer bedurfte des andern, einer suchte den andern und dennoch haderten und schmollten sie neuerdings fortwährend, flohen sich, um sich wiederzufinden, und waren nur dann minutenlang glücklich im Vollgenuß ihrer Zuneigung, wenn sie sich vorher tagelang recht fürchterlich böse gewesen waren.

Unter diesem steten Suchen und Verlieren litt Wolfgang ganz besonders hart. Die gefühligere, liebebedürftigere Natur, war er stürmischer und dennoch nachhaltiger in der Leidenschaft, während Karl weit verständiger, männlicher erschien und doch ganz unberechenbar im springenden Wechsel der Launen und Stimmungen.

Aber diese Launen hatten Methode; freilich in der räthselhaftesten Weise. Oft ließ Karl die ganze Woche den Kopf hängen, traurig bis zum Tiefsinn

— aus ganz unerfindbaren Gründen; kam er dann mit Wolfgang zusammen, so wurde er zusehends milder und versöhnter und zuletzt oft überaus zärtlich. Zu andern Zeiten dagegen war er ausgelassen vergnügt, man wußte wiederum nicht weshalb; lief ihm dann Wolfgang in den Weg, so beachtete er ihn kaum und erbitterte den Freund, über welchen er hoch hinaus fuhr. Da dieser aber das unerklärliche Leid mitgetragen, so hätte er doch auch gern ein bischen von der unerklärlichen Freude mitgenossen.

Wir wollen den Schlüssel dieses Räthsels verrathen.

Wolfgang hatte eine Zwillingsschwester Lisette. Als Kinder sahen sich beide so ähnlich, daß man öfters scherzweis ihre Anzüge vertauschte, und niemand wußte dann, daß das Mädchen der Knabe und der Knabe das Mädchen sei. Auch im entwickelteren Alter war noch immer eine seltene Aehnlichkeit in Gesicht und Haltung, Mienen und Geberden geblieben. Nun hatten sich Karl und Lisette insgeheim Liebe geschworen und wechselten allwöchentlich Briefe. In diesen Briefen aber wechselte wie-

derum Regen und Sonnenschein fast genau wie in Karls und Wolfgangs Freundschaft, denn auch die Liebenden flohen sich, um sich wiederzufinden und waren die eine Woche recht fürchterlich böse auf einander, um die andere Woche im Vollgenuß ihrer Zuneigung zu schwelgen. Hatte nun Karl einen verstimmenden Brief erhalten und sah den zärtlichen Freund, das leibhafte Ebenbild der Geliebten, dann schmolz sein Zorn und Gram im Anblick der geliebten Züge und er ward selber überaus zärtlich. Fühlte er sich dagegen beglückt durch einen guten Brief, und Wolfgang kam ihm in den Weg, so störte der anspruchsvolle Freund seine schönsten Träume und die Vision der idealen Erscheinung Lisettens verblaßte vor ihrem vergröberten Ebenbild.

Der arme Wolfgang aber hatte keine Ahnung von Karls Liebe und seinem Briefwechsel und gerieth in Verzweiflung, daß sich ihm das Geheimniß jener Widersprüche nicht entschleierte, welches ihre ganze Freundschaft zu einem ewigen Widerspruch zu machen drohte.

Da waren ihm die Worte des Professors heute

morgen wie ein erleuchtender Blitz durch den Kopf gefahren, und er sprach zu sich selbst:

„Dieser alte Schulmeister hat Recht; zur vollendeten Freundschaft fehlt uns der athenische Sklave, welcher die Last der täglichen Arbeit auf sich nähme, daß einer lediglich dem andern, daß ich ganz den Geheimnissen des Freundes leben könnte. Der zweite Punkt im heutigen Vortrag thut weniger zur Sache, Frauenliebe stört uns beide nicht. Aber die Last der täglichen Arbeit, da liegts! Zu Perikles Zeiten hätte Karl und ich gemeinsam das Gleiche getrieben, die schönen Künste daheim und etwas Politik draußen. Könnte ein Sklave für mich die Pandekten hören und ein anderer für Karl die Geburtshilfe, so fänden wir Muße genug für die Freundschaft, und mit der Muße käme die Stimmung, mit der Stimmung die Poesie, mit der Poesie die Harmonie. Wir ergründeten unsere Launen, überwänden und versöhnten sie und würden Virtuosen in der antiken Kunst der sich ergänzenden schönen Menschlichkeit."

Zweites Kapitel.

Diese Gedanken erfüllten Wolfgang, als er von 9—11 Uhr die Pandekten — nicht hörte, um im „Philosophenhain“ spazieren zu gehen, sie verfolgten ihn um 12 Uhr durch die sämmtlichen drei Gänge des Mittagsessens, sie dämmerten in ihm fort, als er von 1—3 Uhr Siesta hielt, um sich von den Mühen des Vormittags zu erholen, sie begleiteten ihn, als er endlich gegen 5 Uhr abends den Vetter aufsuchte.

Ach, es ist etwas Prächtiges um einen dauerhaften Gedanken, an welchem man so recht den ganzen Tag zehren kann!

Wolfgang traf Karl in der denkbar glücklichsten Laune, nämlich so verstimmt, wie er ihn noch gar nie gesehen, und das wollte viel sagen. Ein Grund des Unmuths war wieder nicht herauszukriegen, nur bemerkte er, daß der Freund bei seinem Eintritt einen Brief zerknittert und rasch in die Tasche gesteckt hatte, vielleicht den Mahnbrief eines Gläubigers. Erst allmählich fand Karl einige Worte; er freute

sich aufrichtig, seinen Freund in dieser elenden Zeit bei sich zu sehen, er nannte ihn seinen Tröster und drückte ihm recht warm die Hand, obgleich er ein Gesicht dazu machte, als ob er ihn beißen wolle. Dann aber wurde er weicher, und wie nun der Moment kam, wo die Sonne aus den Wolken brach, wo sich der unergründliche Schmerz in unergründliche Rührung löste, da berichtete ihm Wolfgang leuchtenden Auges, daß er heute die wahre Ursache entdeckt habe, warum es mit ihrer Freundschaft auf die Dauer niemals recht zusammengehe und gab dann in breitem Redestrom seinen Kommentar zum Kommentar des Professors Baldrian zu den acht Stellen des Aristoteles.

„Nehmen wir uns ein Stück antiker Freiheit!“ so schloß er begeistert; „auf vierzehn Tage wenigstens könnten wir doch leben wie der athenische Bürger, ganz uns selbst gehörend und der freien, schönen Natur! Der Sommer wird täglich heißer und die Kollegien stündlich langweiliger. Mich dürstet nach Waldeskühle. Wir wollen wandern. Wohin? das ist gleichgültig; quer durchs Land, durch die tiefste Einsamkeit. Wir wollen durch die Welt streifen,

um die Welt zu vergessen und uns selber wiederzufinden. Gehen wir gen Osten! Von Osten kommt der Erde das Licht, von Osten kam es der Menschheit."

Karl schlug ein: „Es ist zwar ein unverantwortlicher Leichtsinn, so mitten im Semester nach Osten davonzulaufen, allein ich gehe mit. Ich bin so wüthend, daß ich aus der Haut fahren möchte, also will ich wenigstens aus diesem traurigen Neste fahren, und es thut mir so wohl mit Dir allein zu sein. Wann brechen wir auf?"

„Gleich heute abend! Wir wandern während der kühlen Nächte und schlafen am Tag im Waldesschatten, das gibt die ungestörte Wanderpoesie, und wir ersparen obendrein das Schlafgeld in den theuern Wirthshäusern."

Gesagt, gethan. Sie rüsteten sich stracks zum Aufbruch.

Ein Student nimmt sich selbst den Reiseurlaub, er geht, wenn er will, er braucht vorher nur seinen Mittagstisch abzubestellen. Das thaten die Freunde. Sie legten dann ihr Geld zusammen, theilten es in zwei gleiche Hälften und steckten diese in zwei Geldbeutel. Karl als der erfahrenere übernahm die Kassen-

führung; er schob den einen Beutel in die rechte, den andern in die linke Hosentasche. Zuerst sollte blos der Beutel rechter Hand angegriffen werden, und so lange noch ein Pfennig darin war, wollten sie ostwärts gehen; war er aber leer, dann wurde westwärts umgekehrt und aus der linken Hosentasche der Rückmarsch bestritten. Dies ist die einfachste Ermittlung eines vernünftigen Reiseziels.

Leicht Gepäck ist bald gepackt; Karl warf sein Täschchen über die Schulter, Wolfgang eine Botanisirbüchse, und um 9 Uhr wanderten die beiden Freunde seelenvergnügt zum Thore hinaus.

Professor Baldrian hatte am Morgen schwerlich geahnt, daß sein Paragraph 234 der griechischen Staatsalterthümer schon am Abend so energisch und praktisch verwerthet werden sollte.

Drittes Kapitel.

Ganz einmüthig gingen die Freunde — bis zum Stadtthor. Hier theilten sich die Wege: die Landstraße rechts, ein Feldweg linker Hand. Wolf-

gang wollte den Feldweg einschlagen, Karl die Landstraße.

Vergebens belehrte jener den Freund, daß die Landstraße gar nicht gen Osten ziehe, sondern südwärts. Karl behauptete, über Süden könne man südöstlich auch nach Osten kommen.

„Aber bedenke doch," rief Wolfgang, „daß uns die Landstraße bis zum Morgen nach Finkenborn führt, wo wir uns nicht blicken lassen dürfen. Der Vater würde uns seltsam begrüßen, wenn er uns so mitten im Semester durchs Land streichen sähe!"

„Eben darum, lieber Wolfgang, wandern wir ja bei Nacht und schlafen am Tage. Und das wird ein ganz besonderes Vergnügen sein, in der dämmernden Morgenfrühe, während ganz Finkenborn noch schläft, verstohlen durch die Straßen zu streichen, wie Fremde, wie Verbannte dort herum zu schleichen, wo wir zu Hause sind. Und wer weiß, was wir da alles belauschen mögen! Auf die Amtsstadt Finkenborn morgens zwischen vier und fünf Uhr freue ich mich ganz kindisch. Die Entfernung beträgt zehn Stunden Wegs; Achilles und Patroklus würden dieselbe in sechs Stunden zurückgelegt haben, wir

zwingens in acht, und stehen vor dem Amthaus, noch ehe der Bäckerjunge das Kaffeebrot austrägt."

Wolfgang mußte nachgeben. Er war verstimmt. Statt daß sie, gemüthlich nach Osten pilgernd, blos ihrer Freundschaft lebten, rannten sie im Sturm nach Süden, um zu sehen, wie die Finkenborner nicht auf der Straße gehen, wenn sie in den Betten liegen.

Karl dagegen schwelgte in der Hoffnung, bei Tageserwachen andachtsvoll unter Lisettens Fenster zu lauschen. Vielleicht streckt sie dann gerade den Kopf heraus, sie will die Sonne aufgehn sehen; da trifft ihr Auge ihn als den wahren Lichtboten, den Luzifer, den Phosphoros, welcher dem Helios vorauseilt: das war doch auch ein griechisches Bild und einen Nachtmarsch werth!

Trotz des kleinen Zwiespaltes und der staubigen Landstraße begann übrigens die Wanderung wunderschön. Seliger Abendfriede lag über den Gebreiten des Landes, das in immer tiefere Schatten sank. Die letzte Glocke verklang fernher; die Sterne stiegen auf, zahlreicher, zahllos, bis der ganze Himmel besäet war; kein Wanderer kreuzte den Weg; nur

emsiges Grillengezirp unterbrach das Schweigen der entschlummerten Natur.

Auch die beiden Freunde schritten lange schweigend in die Nacht hinein. Sie hätten sich so viel zu sagen gehabt, nur leider ein jeglicher etwas ganz anderes als der andere hören wollte! und so fand keiner das Wort.

Endlich begann Wolfgang einen Monolog, da es mit dem Dialoge nicht glückte: „Selige Jugendzeit, wo wir nach dem Lächeln des einen und einzigen Freundes haschen, wie nach einem Liebesblick! Die Freundschaft ist der Morgenstern der Liebe, sie verkündet die kommende Sonne, und oftmals ist der diamantene Lichtfunke dieses Sternes, wie er aus der Dämmerung blitzt, poesiegeweihter als der blendende Glanz des Tagesgestirns. Die Freundschaft ist aber auch der Abendstern der Liebe; denn, wenn sich unser Tag im Alter neigt, dann wird die Liebe selber wieder zur Freundschaft!“

„Wie kommst Du zu dem Morgenstern, dem Luzifer?“ rief Karl ärgerlich, weil er den Freund auf seinen eigenen Gedanken ertappte, nur daß dieselben eine ganz entgegengesetzte Richtung nahmen.

„Citirteſt Du den Streckvers aus Jean Pauls neueſtem Roman?“

„Ein Citat?“ fragte Wolfgang betroffen. „Und fühlſt Du nicht, daß jene Worte der augenblickliche Erguß meiner tiefſten Seele geweſen ſind?“

„Du ſprachſt wie ein Buch, und könnteſt den Erguß ſogleich in einem Muſenalmanach drucken laſſen.“

Wolfgang war wie mit kaltem Waſſer begoſſen und ſchwieg.

Sie liefen bergauf, thalab, als ob ſies bezahlt bekämen. Karl trieb an mit Zuruf und Beiſpiel; er zählte die Achtelmeilen und freute ſich nur darum über den vollen Mond, weil ſein Licht die Uhr erkennen ließ; denn auf jede Stunde Wegs mußte eine Viertelſtunde Zeit gewonnen werden.

Vergebens mahnte Wolfgang zu ruhigerem Gange. „Was läßt ſich empfinden, was bekennen, wenn wir die Meilenſteine ablaufen wie Poſtpferde!“

Alles umſonſt!

Nun verſtummte Wolfgang völlig und lief ſo raſch er konnte, und Karl verſtummte gleichfalls und lief noch etwas raſcher, immer anderthalb Schritt voraus.

Dieſes Doppelſchweigen im Sturmſchritt war pſychologiſch merkwürdig. Denn obgleich der eine genau ſchwieg wie der andere, ſo ruhte der Akkord ihres Schweigens doch auf zwei verſchiedenen Grundtönen. Wolfgang ſchwieg, weil er mit dem nahen Freund im Stillen haderte; Karl, weil er ſich mit der fernen Geliebten in Gedanken ſelig verbunden fühlte. Darum machte das Schweigen den einen immer ärgerlicher, den andern immer glücklicher.

Wolfgang mochte den herzloſen Freund gar nicht anſehen; Karl dagegen blickte dem armen Jungen ab und zu recht zärtlich ins Geſicht. Der traumhafte Mondſchein zeigte ihm die Züge der Zwillingsſchweſter in den Zügen des Bruders, vorausgeſetzt, daß derſelbe den Mund nicht aufthat. Und Wolfgang ſpannte immer ungeduldiger darauf, ob denn der Freund nicht endlich einmal reden wolle! War dies die ganze Frucht der helleniſchen Freiheit einſamſter Wanderung? Wollten ſie nichts weiter, als ſich ſelbander anſchweigen und ausſchweigen, dann hätten ſies zu Hauſe bequemer haben können.

Endlich graute der Morgen. Die friſche Frühluft ſtrich, die Sonne verkündend, von den Bergen

herüber, das fahle Licht des nahenden Tages erhellte allmählich die Landschaft in feinen, kalten Tönen.

Mit scharfer Wendung traten die Wanderer auf einer Hügelkuppe aus dem Waldesdunkel, da blitzten ihnen die ersten Sonnenstrahlen grell ins Auge. Laut jubelnd begrüßten sie den Aufgang.

Karl blickte seinem begeisterten Freunde ins Gesicht — und prallte entsetzt zurück. „Mensch! wie aschgrau siehst Du aus! Könnt ich Dir nur einen Spiegel vorhalten! Wie übernächtig! Die Nase blau, die Wangen blaß, die Augen braun umrahmt, die Züge schlaff!“

Wolfgang fuhr unwillig auf und meinte, Karl möge sich doch auch nur selber betrachten. „Wenn meine Nase blau, dann ist die Deinige nahezu grün. So zwischen Nacht und Morgen und vollends nach durchwachter Nacht, ist niemand lustig anzuschauen. Da wird selbst das schönste Mädchenantlitz leichenblaß erscheinen und katzenjammergrau.“

Diese Worte vollendeten Karls Unmuth. Der Mondschein hatte ihm das Bild Lisettens so anmuthig im Gesichte ihres Bruders vorgezaubert, und die Sonne gab ihm Lisettens Zerrbild. In der

That, nach durchwachter Nacht mußte Lisette wohl ziemlich ebenso aussehen wie jetzt ihr Zwillingsbruder. Es ist sehr gefährlich, wenn man sich ein geliebtes Wesen in jeder Situation vorstellt, die täglich vorkommen kann, noch gefährlicher, wenn uns ein dritter an die minder ideale Situation erinnert, aber am gefährlichsten, wenn er uns dieselbe gleich in wohlgelungenem Porträte wiedergibt.

„Dieser nüchterne Bursche reißt einen doch aus allen Himmeln der Phantasie!“ so dachte Karl gegen Wolfgang. Ganz ebenso dachte aber auch Wolfgang gegen Karl. Und so waren sie plötzlich einig in demselben ungesagten Worte. „Mit einem so launischen, überkritischen Menschen wäre selbst im alten Griechenland nicht auszukommen gewesen,“ dachte Wolfgang weiter. Und Karl dachte abermals ungefähr das nämliche.

Keiner aber sprach diese harmonischen Gedanken aus, also verfielen sie auch wieder in das gleiche Schweigen. Und zwar ruhte ihr Doppelschweigen jetzt auch nicht mehr auf verschiedenem Grundton wie vorher, sondern auf ein und demselben. Denn jeder schwieg jetzt, weil er sich über den andern ärgerte.

Diese Eintracht im Zwiespalt aber beschleunigte ihre Schritte derart, daß sie die Amtsstadt Finkenborn wirklich mit dem Glockenschlag halb fünf Uhr erreichten.

Viertes Kapitel.

Vergebens bat Wolfgang, das Städtchen zu umgehen. Karl schritt unaufhaltsam hinein und steuerte geradenwegs zu Wolfgangs väterlichem Hause, zum Amthause. „Bist Du toll?“ rief Wolfgang und hielt ihn am Rockzipfel zurück. — „Toll? Lieber Freund, was wäre die Poesie des Lebens ohne Tollheit?“ entgegnete jener, machte seinen Rock von Wolfgangs Händen frei und schlüpfte in den Garten, welcher das Amthaus umgab.

Dort setzte er sich eine Weile stillvergnügt in die Geisblattlaube; er konnte aus diesem Versteck ganz nahe zum Fenster von Lisettens Schlafzimmer hinaufspähen. Der arme Wolfgang saß neben ihm auf Kohlen und er merkte immer noch nichts!

Ein Fensterflügel war geöffnet, um die milde

Frühluft einzulassen; Karl war innerlich entzückt von diesem Umstand. Er reckte den Kopf aus der Laube und begann mit gedämpftem Gesang die Höltyschen Strophen:

„Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die seinen Jugendtraum begrüßt —."

Nach den nächtlichen Strapazen sang er zwar etwas heiser und falsch, aber sehr gefühlvoll. Wolfgang versuchte ihm die Hand vor den Mund zu halten. Dies hatte leider die Wirkung, daß Karl plötzlich in ein Forte ausbrach:

„Die Liebe macht zum Goldpalast die Hütte,
Streut auf die Wildniß Tanz und Spiel —."

Da öffnet sich der andere Fensterflügel, der Sänger prallt zurück und verstummt. Eine Nachthaube erscheint im Fenster. Es ist Lisettens Mutter. Karl und Wolfgang huschen eiligst durch die Beete und zertreten Lisettens prachtvollen Nelkenflor. Sie sind alsbald auf der Straße in Sicherheit und laufen geschwinder wieder zum Städtchen hinaus, als sie hereingekommen waren.

„Dacht' ichs doch, daß Du die Mutter wecken

würdest," zürnte Wolfgang. „Die alte Frau hat schon seit Jahren keinen Morgenschlaf mehr, aber zum Glück sieht sie nichts ohne Brille. Wäre Lisette erwacht, die hätte uns erkannt mit ihren Luchsaugen, allein zum Glück schläft sie wie ein Murmelthier tief in den Tag hinein."

Wie kann man so roh sich ausdrücken! War Wolfgang die ganze Nacht ärgerlich gewesen, daß Karl mit nüchternen Worten in seine Freundschaftsträume platzte, so ärgerte sich Karl jetzt am Morgen, daß jener mit so nüchternem Worte seine Liebesträume zerriß. Und er hatte gar nicht errathen, welche Tollheit eigentlich die Poesie des Lebens sei! Man sagt, die Liebe ist blind, die Freundschaft schien noch viel blinder zu sein.

Die beiden Wanderer ließen Finkenborn rechts liegen und zogen mit nordöstlicher Schwenkung weiter ins Land, bedeutend langsameren Schrittes, beide nunmehr wieder ärgerlich, aber jeder wiederum aus anderem Grunde und in anderer Weise.

Endlich forderte die Natur ihr Recht. Auf offenem Kartoffelfelde lagerten sie sich in den Schatten eines Birnbaums. Der Rastort war weder klassisch

noch romantisch, allein die übermüdeten Jünglinge versanken beide rasch in tiefen Schlummer.

Karl erwachte zuerst, denn die hoch gestiegene Sonne stach ihm ins Gesicht. Mit innigem Wohlgefallen betrachtete er den noch schlafenden Gefährten. Wie ähnlich waren seine von der Ruhe wieder verjüngten und veredelten Züge dem Bilde der Schwester, wie anmuthig lächelte er im Schlafe! Jetzt, wo Finkenborn hinter ihm lag, empfand Karl wieder tiefe Zärtlichkeit für den Freund. Ihn rührte die göttliche Unschuld des armen Jungen, der noch immer nicht merkte, daß seine Liebe zunächst der Schwester galt und daß er in dem Freunde viel weniger den Freund als den Bruder der Schwester liebte. Er war Wolfgang eine Genugthuung schuldig und beschloß, ihm alles zu beichten und zwar auf der Stelle.

Mit leisem Zuruf weckte er den Schläfer. Etwas unwirsch fuhr dieser empor, rieb sich die Augen, gähnte und seufzte nach Waschwasser, welches in dem Kartoffelfelde nicht aufzutreiben war. Er hatte offenbar nur halb ausgeschlafen. Aber Karl brachte ihn bald zur Besinnung und lud ihn ein,

sich ein Viertelstündchen neben ihn zu setzen, er wolle ihm etwas erzählen. Er begann:

„Es war vor vier Jahren am Tage der Finkenborner Kirchweih. Im Garten des Bärenwirths tanzte die Staatsdienerschaft und beim Schimmelwirth die Bürgerschaft. Du wirst Dich gewiß noch erinnern, wie lustig wir damals in dem Garten tanzten, einen Menuett um den andern. Die schönste Tänzerin war Deine Schwester Lisette. Doch als wir eben zur Ecossaise antraten, war sie verschwunden, niemand wußte wohin. Sie blieb fast eine Stunde fort, es erregte Aufsehen. Sie behauptete nachher, von Deinem Vater befragt, zu Hause Vorbereitungen fürs Abendessen getroffen zu haben. Allein das war eine Nothlüge. Sie ging ganz wo anders hin, und ich weiß, wo sie gewesen ist, denn ich bin ihr nachgeschlichen —"

„Lieber Freund," unterbrach ihn Wolfgang, „wollen wir nicht aufbrechen; Du könntest Deine Geschichte dann eben so gut im Gehen erzählen wie hier im Sitzen. Wir kämen rascher zum Frühstück und ich habe grausamen Hunger. Eine Schüssel saure Milch, dort unten in der Mühle, das wäre

ein wahrer Balsam für meinen nüchternen Magen! Es ist meine und Lisettens Liebhaberei — auch hierin sind wir Zwillinge —, nüchtern saure Milch zu frühstücken."

„Entsetzlicher Geschmack!" rief Karl. „Wenn Du etwa einen Häring begehrtest, so würde ichs begreifen."

„Gemeines Gelüsten!" entgegnete Wolfgang.

„Der beste Held der Odyssee könnte Salzfische frühstücken; was findest Du Gemeines daran?"

„Die zarteste Schäferin Theokrits könnte zum Morgenimbiß geronnene Milch essen. Was ist an diesem Geschmacke entsetzlich?"

Sie brachen auf, beide zürnend und schweigend. Nach einer solchen Episode konnte Karl seine Geschichte nicht weiter erzählen. Doch bezwang er den Unmuth; er beschloß mit der Fortsetzung bis zum Abend zu warten.

Der Tag war schwül, die Wege staubig, die Wirthshäuser schlecht, die Wanderer schläfrig und müde. Kein Wunder, daß sie nur fünf Stunden Wegs zurücklegten. Sie beschlossen von ihrer Reiseregel heute eine Ausnahme zu machen und die kom-

mende Nacht unter Dach zuzubringen. Volperts-hausen, ein weitgedehnter Marktflecken, winkte zur abendlichen Einkehr.

Schon lag der Ort ganz nahe, da brach ein furchtbares Gewitter los. Die Freunde liefen Trab, aber Hagel und Platzregen stürzten stromweis vom Himmel, daß sie in wenigen Minuten keinen trocke-nen Faden mehr auf dem Leibe trugen. Die heim-kehrenden Bauern jubelten über den nach langer Dürre ersehnten Regenguß. „Es regnet Kronen-thaler!“ rief einer den gebadeten Studenten entgegen. „Das haben wir lange gewünscht!“ sagte eine Dirne lachend den bestürzten Flüchtlingen ins Gesicht. Wolfgang ergötzte sich an diesen Ausrufen. Karl fand sie impertinent. Ueberhaupt ging Wolfgang förmlich wieder auf im Regen wie eine welke Blume, Karl zog sich in sich zusammen wie ein begossener Pudel.

Triefend traten sie in die erste beste Herberge des Ortes, eine breite Wasserstraße bezeichnete hinter ihnen den Weg, welchen sie über den Hausflur ge-nommen. An der Thüre des Schenkzimmers stand folgende Aufschrift: „Jeder Reisende, der hier über-

nachten will, muß vorher einen Albus Schlafgeld und einen Batzen für Zehrung nachweisen. Auch werden nur Gäste aufgenommen, welche haut- und kopfrein sind."

Wolfgang nannte dieses Plakat entzückend, echt bukolisch, ein wahres „Lied im Volkston". Karl räsonnirte darüber und wollte wieder umkehren; allein Wolfgang zog ihn in die Stube. Der Wirth musterte sie von Kopf zu Fuß und begehrte keinen Nachweis.

Die Freunde setzten sich in die Küche und trockneten dort ihre ausgezogenen Röcke am Herdfeuer und die Hemden auf dem Leibe. Weil sie aber zugleich mit ansahen, wie das Essen bereitet wurde, so verging ihnen aller Appetit.

Sie kehrten in die dunstige, von Bauern vollgepfropfte Schenkstube zurück, zahlten ihre zwei Batzen Zehrgeld und rührten keinen Bissen an. Wolfgang war ausgelassen lustig, obgleich ihn bitterer Hunger nagte. Karl hätte gerne die unterbrochene Geschichte seiner Liebe weiter erzählt, allein in dieser Atmosphäre und bei dieser tollen Laune des Freundes vermochte er es nicht. Zudem sah er, daß sie

von den Bauern beobachtet und belauscht, von dem Wirthe fortwährend umkreist und verdächtig ausgespäht wurden. Was sollte das bedeuten?

Endlich wurde es stiller. Ein Gast nach dem andern ging hinweg, die Stube leerte sich. Der Wirth bereitete den beiden Wanderern die Lagerstatt mitten im Schenkzimmer. Er legte zwei Stühle um, daß die Lehne schräg an den Boden kam, als Kopfkissen, breitete „frisches" Lagerstroh davor, auf welchem schon sechs Handwerksburschen geschlafen hatten, gab jeglichem eine alte Pferdedecke, löschte die Oellampe, empfahl sich und wünschte den Jünglingen angenehme Ruhe.

Anfangs fand Wolfgang diese Sorte von Nachtquartier höchst originell und ergötzlich; allein nach einer Viertelstunde wurde er doch anderen Sinnes. Der Branntweinduft und der kalte Tabaksdampf, den die Bauern hinterlassen, war auf die Dauer nicht auszuhalten, und schon der bloße Gedanke an den Schmutz des Bodens und des Strohes, worauf sie lagen, verscheuchte allen Schlaf.

Sie öffneten das Fenster. Der Regen hatte aufgehört; eine balsamische Luft drang herein. Da

bemerkte Wolfgang: „Im Helldunkel der volksthümlichen Poesie ist unsere Lagerstatt zwar wunderschön, aber man kann auf derselben durchaus nicht einschlafen. Wie wäre es, wenn wir uns ganz sachte davonschlichen und ein trockenes Plätzchen im Freien oder in einer Scheuer aufsuchten?"

Karl stimmte bei. Sie legten die zwei Albus Schlafgeld auf den Tisch, und da sie die Thür verschlossen fanden, sprangen sie zum Fenster hinaus und befanden sich bald in den Wiesen vor dem Dorfe, wo sie die erquickende Nachtluft in vollen Zügen tranken. Dort stand eine Heuscheune, halb angefüllt mit frischem Heu. In der eiligen Flucht vor dem Gewitter hatten die Bauern das Thor offen gelassen. Also ergriffen die Freunde sofort Besitz von diesem Quartier.

Höchst behaglich streckten sie sich der Länge nach in das duftende Heu, und Wolfgang legte sich sofort zum Schlafen zurecht. Aber Karl wehrte ihm und rüttelte ihn auf. „Als Mediziner muß ich Dir das Schlafen verbieten. Weißt Du nicht, daß frisches Heu den Schlummernden gefährlich ist, ja daß es ihn tödten kann? Unterhalten wir uns lieber,

damit wir wach bleiben; denn nur wachend dürfen wir hier die Ruhe genießen."

Wolfgang seufzte; er hätte gar so gerne geschlafen. Aber folgsam setzte er sich auf, und Karl sprach: „Ich will Dir die Geschichte auserzählen, die ich heute morgen begonnen habe."

Fünftes Kapitel.

Karl hub an:

„Es war, wie gesagt, vor vier Jahren auf der Finkenborner Kirchweih, wo Deine Schwester Lisette plötzlich vom Tanzplatz verschwand und eine ganze Stunde ausblieb. Ich bin ihr nachgeschlichen; sie war nicht zu Hause, wie sie später angab, sondern sie eilte vor die Stadt und verschwand dort in dem Hirtenhäuschen, wo der Schäfer Balzer wohnt, der sich eines sehr getrübten Leumundes erfreut und für einen Hundedieb gilt, weil er mit Hundefett handelt. Wie konnte eine Amtmannstochter, und obendrein im Ballkleide, den Balzer besuchen? Das dünkte mir sehr verdächtig. Also wartete ich eine

Weile, bis Lisette wieder herauskäme, um sie zur Rede zu stellen. Aber sie kam nicht. Voll Ungeduld umging ich das Häuschen. Die Fenster sind ganz niedrig und derart von zwei Hollunderbüschen umschattet, daß man bequem hineinschauen kann, ohne von innen bemerkt zu werden. Ich lugte hinein. Und denke Dir, was ich da erspähte —!"

„Heraus mit Euch Schuften! Ergebt Euch gutwillig!" donnerte eine Stimme zum offenen Scheunenthor herein.

Karl und Wolfgang fuhren erschrocken empor. Der Lichtstrahl einer Blendlaterne fiel ihnen ins Gesicht; ein großer Mann in hohen Reitstiefeln, den Hirschfänger in der Hand, trat in die Scheuer, von zwei schwerbewaffneten Amtsknechten begleitet und von einem Dutzend Bauern mit Prügeln gefolgt.

Die beiden Freunde krochen sprachlos aus dem Heu, die Knechte packten sie. Aber wie prallten beide Parteien zurück, als der eine Knecht rief: „Das ist ja des Herrn Amtmanns Wolfgang und des Herrn Doktors Karl!"

Der große Mann mit dem Hirschfänger betrachtete sich die Jungen etwas näher bei Licht: es

war Wolfgangs Vater, der Amtmann von Finkenborn. „Bursche! Wie kommt Ihr hierher?“ rief er in Zorn und Staunen. „Was treibt Ihr hier?“

Zur Antwort stammelte Wolfgang die Frage, was denn der Vater hier suche?

In abgebrochenen Fragen und Ausrufen kam es zu beiderseitiger Erklärung, wobei der Amtmann genau wußte, was er sagen sollte, aber die armen Jungen wußten es um so weniger.

Amtmann Erlach führte nach damaliger Art eine nächtliche Streife gegen die „Gebrüder Serf“, zwei elegante junge Gauner, welche stehlend, betrügend und beschwindelnd unter allerlei Masken das Land durchzogen. Der Wirth in Volpertshausen hatte Verdacht geschöpft, daß die räthselhaften Wanderer jene Diebe seien, denn die Gebrüder Serf reisten öfters als Studenten. Darum hatte er die geheimnißvoll mit einander Plaudernden so verdächtig ausgespäht. Kaum waren Karl und Wolfgang durchs Fenster entflohen, so kam der Amtmann mit seinen Häschern in die Herberge. Nun schien es außer Zweifel, daß sie die Gauner gewesen seien.

Man verfolgte ihre Spur und fand sie in der Scheune. Das war der klare und einfache Thatbestand, welchen der Amtmann bündig erzählte.

Dagegen konnte er aus den Jünglingen nicht herausbringen, warum sie denn fünfzehn Stunden Wegs von der Universitätsstadt nächtlicher Weile in Herbergen und Heuscheuern herumlungerten. Sollte Wolfgang seinen Freundschaftsroman bekennen, seine hellenischen Wanderzwecke eingestehen? Er schämte sich dessen, und der Vater würde ihn auch kaum verstanden haben. Sollte Karl beichten, daß er aus Liebesverdruß über einen bösen Brief Lisettens das Abenteuer mitgemacht? Der Oheim durfte vorderhand noch gar nichts wissen von diesem heimlichen Liebeshandel mit seiner Tochter.

Also sagte er endlich sehr verlegen, er sei auf ein paar Tage botanisiren gegangen, und Wolfgang habe ihn begleitet. Zum Unglück wollte er seine Sache gar zu glaubwürdig machen und deutete auf die Botanisirbüchse. Der Alte ergriff sie sofort, öffnete sie und zog statt seltener Pflanzen ein paar Strümpfe heraus und Ciceros Lälius de amicitia. (Wolfgang hatte das Buch hineingeschoben, um im

Nothfall den Grundtext des Evangeliums antiker Freundschaft zur Hand zu haben.)

Der Amtmann wollte angesichts der Häscher und Bauern nicht weiter examiniren und begnügte sich, seinem väterlichen Zorn in etlichen Flüchen über Leichtsinn und Studentenübermuth Luft zu machen.

Wolfgang war froh, für den Augenblick so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen, Karl dagegen wüthete inwendig. In einem halben Jahre hatte er seine Studien vollendet; dann wollte er als Doktor vor den künftigen Schwiegervater treten und ihm seine Neigung bekennen — und jetzt stand er dem Manne gegenüber wie ein dummer Junge! Und dies einzig und allein durch Wolfgangs Schuld, durch dessen Phantasterei und Freundschaftsquälerei. Er warf seinen ganzen grimmigen Zorn auf den armen Burschen.

Der Alte befahl ihnen barsch, mitzugehen nach Finkenborn; von dort wolle er sie dann geradeaus wieder in ihre Hörsäle befördern. Nun war Karl vollends vernichtet. In welcher Gestalt erschien er dann vor Lisette, und wie mußte die ganze Amtsstadt spotten, wenn sie morgen früh als die falschen

„Gebrüder Serf“ eingeführt wurden! Und das hatte immer wieder der unselige Wolfgang verschuldet mit seiner hellenischen Freundschaft! Wenn Bräute nur niemals Brüder hätten und keine Väter, und wenn es in der Welt nur überhaupt keine Freunde gäbe und keine alten Griechen und keine Professoren, die über griechische Staatsalterthümer lesen!

Aber zum Glück gibt es noch echte Spitzbuben neben den falschen und als man sich eben zum Rückmarsch nach Finkenborn anschickte, brachte ein Reiter die sichere Nachricht, daß die wirklichen Gebrüder Serf auf einem Gehöfte, anderthalb Stunden vorwärts, heute Nacht ihren Unterschlupf hätten, wo man sie bequem abfangen könne. Der Trupp brach sofort in dieser Richtung auf.

Der Amtmann wollte die zwei Studenten gleichfalls dorthin mitnehmen, um ihrer ganz versichert zu bleiben. Allein sie erklärten, vor Müdigkeit keine Stunde weiter gehen zu können und baten, nach Volpertshausen zurückkehren zu dürfen. Sie verpfändeten ihr Ehrenwort, daß sie dann mit Tagesanbruch den nächsten Heimweg zur Universitätsstadt einschlagen wollten.

Dieser Vorschlag war so vernünftig, daß ihm der Amtmann Folge gab. Also trennte er sich von Sohn und Neffen, die kopfhängend wieder zum Dorfe schlichen.

Wolfgang redete dem Freunde guten Muth zu — vergebens, er erhielt keine Antwort. Er bat ihn, doch seine unterbrochene Aufklärung zu vollenden und seine Geschichte auszuerzählen. Diese Zumuthung setzte Karl erst recht in hellen Zorn. Wolfgang wußte nicht, wie ihm geschah; das war ja die verkehrte Welt. Denn wenn Karl sonst ärgerlich gewesen, dann glühte er alsbald in Freundschaft; jetzt war er ärgerlich und unfreundlich obendrein. Dieser Umschlag ging gleichsam gegen die Naturgesetze.

Doch das Herbste stand ihm noch bevor, als sie zu den ersten Häusern von Volpertshausen gelangt waren. Karl erklärte trotzig, er werde die Nacht durch weiter gehen, gerade aus zur Universitätsstadt. Todtmüde konnte Wolfgang nicht folgen, er bedurfte der Nachtruhe. Bis zur Thüre eines besseren Wirthshauses begleitete ihn der herzlose Freund, dann aber nahm er trocknen Abschied und

eilte raschen Schrittes von dannen. Wolfgang wartete noch eine Weile in der festen Hoffnung, daß Karl wieder umkehren werde. Allein es geschah nicht, und so blieb ihm keine andere Wahl, als den Wirth herauszupochen und zu Bett zu gehen.

Sechstes Kapitel.

Trotz alledem schlief er vortrefflich. Doch ein neuer Schreck befiel ihn beim Erwachen: Karl hatte ja die beiden Geldbeutel in der rechten und linken Hosentasche für die Hin- und Herreise und er selber keinen Pfennig. Statt des Schlafgeldes versetzte er dem Wirth sein Messer, das einzig verfügbare Werthstück, denn seine Uhr war schon längst in der Musenstadt einem Juden verpfändet.

Schwermüthig brach er auf, mit dem Gefühl eines geschlagenen Feldherrn auf dem Rückzuge die endlose Landstraße dahinziehend. Er sprach zu sich selbst: „Ob Karl jetzt wohl Reue empfindet? Müßte er nicht tief beschämt und zerknirscht sein, wenn er mich so einsam im Sonnenbrand keuchen sähe, die

ganze Welt todt und öde für mich, der schöne Traum dieser Wandertage zerrissen, alle Hoffnungen vernichtet, die ich so sicher auf dieselben gebaut?"

So kostete er die bittersüße Wonne, sich unschuldig gekränkt zu fühlen, und hätte um tausend Gulden nicht auf die Langweile des Wegs verzichten mögen, ja er ging absichtlich immer da, wo die Straße am schlechtesten war.

Gegen zwölf Uhr meldete sich ein furchtbarer Hunger. Sollte er seine Botanisirbüchse mit den Reservestrümpfen und dem Lälius versetzen, um zu Mittag essen zu können? Mit dieser Frage trat er vor den goldenen Löwen in Gaisach, ein wegen seiner trefflichen Küche bekanntes Wirthshaus.

Zögernden Schrittes drang er bis vor die Thüre des Gastzimmers. Sie stand halb offen. Die Wirthin trug eben den duftenden Braten hinein und das Klirren der Teller, Messer und Gabeln schallte lockend heraus.

Da vernahm Wolfgang plötzlich Karls Stimme; sehr laut und lustig, von Gelächter unterbrochen, übertönte sie das Gesumme des Tischgesprächs. Reuelos, gefühllos ließ sich's also der Verräther

jetzt wohl sein auf Kosten des gemeinsamen Beutels, während der Freund verschmachtete!

Wolfgang kehrte auf dem Absatze um und stürmte davon. Er wollte gar nichts essen, gar nichts mehr versetzen. Den ganzen Tag zu hungern schien ihm edel und sogar erquickend. Man kann sich auch an dem Trotz und Stolz eines gekränkten Herzens laben, ja sogar satt essen — wenigstens auf etliche Stunden.

Allein am Nachmittag versagten ihm die Kräfte. Noch war er zwei Meilen von der Universitätsstadt entfernt; er konnte nicht weiter und legte sich in den Straßengraben. Da kam der Postwagen heran=gerollt. Sein Geräusch erweckte bei Wolfgang den Naturtrieb der Selbsterhaltung. Einen Augenblick noch kämpfte er mit dem Gedanken, ob es nicht das würdigste sei und geradezu zermalmend für den Un=getreuen, wenn er im Graben liegen bliebe, bis man ihn — todt oder lebend — auffinde? Jetzt war der Wagen schon vorüber.

Und ohne Gedanken — rein aus Instinkt — raffte sich Wolfgang auf, lief mit letzter Kraft dem schwerfälligen Fuhrwerk nach, erreichte es und schwang sich auf das Rückbrett. Erst als er glücklich oben

saß, wußte er klar, was er gethan. Der Platz war abscheulich unbequem und die nachwirbelnden Staubwolken — bei Gaisach hatte es gestern Abend nicht einmal geregnet — hüllten den blinden Passagier in einen dichten Mantel und puderten ihn von Kopf bis zu Fuß. Trotzdem wurde er im nächsten Dorfe von einer Rotte Gassenbuben entdeckt, welche dem Wagen nachsprangen und dem Postillon zuriefen: „Hintendran! Draufgeschlahn!“ Und sofort sauste die lange Peitsche übers Verdeck des Wagens herüber um Wolfgangs Ohren. Er duckte sich, erhielt aber doch ein paar richtige Hiebe auf Arm und Schulter. Der Postillon glaubte ihn wohl heruntergehauen zu haben, denn er fuhr dann ruhig weiter, und Wolfgang behauptete seinen Platz.

Auch die Streiche thaten ihm innerlich wohl, während er sich äußerlich die Schultern rieb. Wenn der Freund diese Schmach sähe! Orest und Pylades waren schwerlich in solcher Weise gemeinsam durch die Fluren Griechenlands gezogen, wie sie es gestern und heute gethan. Allein es ist süß, ein Märtyrer zu sein, denn der Marter folgt die Palme.

Beim Einfahren in die Musenstadt blieb Wolf-

gang auf dem Rückbrett des Wagens sitzen, obgleich es noch heller Tag war und belebt in den Straßen und der feine Jüngling sonst sehr viel auf Anstand und gepflegtes Aeußere hielt. Die ganze Welt war ihm gleichgültig; er hatte nur einen Gedanken: Wenn mich jetzt Karl zu seiner tiefsten Beschämung in dieser Lage sähe!

Aber dies war ganz unmöglich; denn Karl — saß innen im Wagen, und als derselbe endlich im Posthofe anhielt und Wolfgang von seinem Marter-sitze herunterſprang, stieg jener ganz gemächlich aus dem Kutschenschlage. Beide prallten auf einander, und jeder fuhr zugleich zurück vor Erstaunen.

„Freund! Wie siehst Du aus, wie bist Du hier-hergekommen?“ rief Karl. „Wie es scheint, haben wir, ohne es zu wissen, die Rückfahrt gemeinsam gemacht!“

Wolfgang erwiderte keine Silbe. Er wollte gehen. Allein Karl hielt ihn fest und nahm den Freund Arm in Arm, der trotzdem das Gesicht ab-wandte. „Du mußt mir Deine Abenteuer erzählen; die meinigen waren ganz einfach. Nach frischem Nachtmarsche hielt ich einen guten Morgenschlaf

im Walde, speiste dann vortrefflich im goldenen Löwen zu Gaisach, erwartete dort den Postwagen und fuhr sehr bequem hierher. Warum bist Du nicht auch eingestiegen, wenn Du doch fahren wolltest? Wir hatten noch drei freie Plätze."

Trocken entgegnete Wolfgang, aber das Wort gereute ihn, indem es ihm entfuhr: „Und wie hätte ich denn den Platz bezahlen sollen?"

Karl schlug sich vor den Kopf und griff in beide Hosentaschen. Jetzt erst entsann er sich, daß er ja die beiden Geldbeutel bei sich trug; er hatte es unterwegs nicht bemerkt, weil er immer aus der rechten Tasche zahlte.

„Das war schändlich von mir! Verzeih, lieber Wolfgang! Wie konnte ich so vergeßlich sein! Aber Du mußt mich anhören. Ich muß Dir meine zweimal unterbrochene Geschichte zu Ende erzählen. Sie entschuldigt alles, meine Quälereien, meine Launen, den vergessenen Geldbeutel, sie gibt den Schlüssel zu meinem innersten Menschen, sie wird Dich beruhigen, versöhnen, beglücken! Doch was stehen wir hier im Posthofe; komm mit mir auf mein Zimmer, ich habe noch eine Flasche von meines Vaters Nier-

steiner und lasse Bratwürste holen, und Du siehst gar so hungrig aus."

Wolfgang mochte widerstreben, so viel er wollte, Karl schleppte ihn mit.

Nachdem sie sich in dem kühlen Zimmer mit einem Trunke erquickt hatten — Wolfgang konnte der Verlockung des würzigen Duftes denn doch nicht widerstehen — begann Karl seine Geschichte zum dritten Male. Der andere hörte zu wie der steinerne Gast.

Zuerst kurze Wiederholung des bereits bekannten Eingangs der Geschichte bis zum Lauschen am Fenster, dann wurde der Faden folgendermaßen wieder aufgenommen: „Ich spähte durchs Fenster im Hirtenhäuschen, und denke Dir, was ich da sah! Auf einem Strohsack lag die zwölfjährige Tochter des Schäfers und neben dem hilflosen Wesen saß Lisette im weißen Kleide mit den rothen Bändern, mit den Blumen im Haar, wie ein Engel, und pflegte und beruhigte das arme Kind. Es hatte tags vorher den Arm gebrochen und sich den Kopf arg zerfallen, indem es von der Leiter stürzte. Die rohen Eltern waren trotzdem heute zur Musik gegangen, unbekümmert um die Leiden der verlassenen Kleinen.

Lisette aber hatte den Schäfer und sein Weib auf dem Tanzplatz gaffend gesehen und beide lange beobachtet; sie wußte von dem Unfall des Kindes, sie stellte sich vor, wie es ungepflegt daheim liege, sie konnte nicht weiter tanzen und eilte hinaus, zu helfen und zu trösten. Und so sah ich sie durchs Fenster und konnte mich nicht satt sehen an dem Bilde. Von Kindesbeinen hatten wir zusammen gelebt, und doch war es mir, als hätte ich heute Lisette zum ersten Mal erblickt. Soll ich das Wort sprechen? Wir hatten uns bisher so nahe gestanden, daß ich sie nur gern haben, nicht lieben konnte; jetzt stand sie mir so hoch, so fern, daß ich sie liebte, — seit dieser Stunde! Man lebt sich nicht langsam ein in die Liebe; die Liebe zündet wie der Blitz, oder sie zündet überhaupt nicht. Ich erzähle jetzt nicht weiter; ich habe nicht Athem dazu. Wolfgang! Ich liebe Lisette und Lisette liebt mich: nun weißt Du alles — Du allein! Fallen Dir die Schuppen von den Augen? Nicht der Freund quälte Dich, sondern der Liebende; nicht der Freund vergaß den Geldbeutel in der linken Hosentasche, den hat der Liebende vergessen! Aber ich liebe ja

Deine Schwester; durch die Liebe entzweit, sind wir doch durch die Liebe inniger verbunden, als es bloße Freunde jemals sein können!“

Wolfgang fiel ihm um den Hals. Er schwamm in Glückseligkeit. „Aber warum hast Du mir das alles nicht längst gesagt?“

„Eben weil ich liebte.“

Bei dieser Antwort sann Wolfgang eine Weile nach, dann fuhr er wie toll in der Stube umher. Er dachte an Professor Baldrian, der hatte auch die Frauenliebe als Störungsgrund der modernen Freundschaft bezeichnet, aber da war der Dintenklecks aufs Heft gefallen. „Also fehlt uns doch nicht blos der athenische Sklave, und wir sind ganz umsonst gewandert und wären gescheidter daheim geblieben, denn jetzt, wo wir wieder hier auf dem alten Flecke stehen, enthüllt sich mir alles, was sich draußen immer dunkler verwirrte!“

„Keineswegs,“ entgegnete Karl, „denn ohne Dein seltenes Reiseunglück hättest Du noch lange auf mein Geheimniß warten können. Aber der Professor hat doppelt Recht: Dir fehlt die Muße und mir fehlt Lisette. In zwei Monaten beginnen die Ferien. Da

werden wir beide Muße finden in Finkenborn, ich finde Lisette, und Du sollst die Liebenden beschützen und wie ein hilfreicher Genius umschweben. Laß mir nur erst ganz meine Liebe, dann werde ich in der Liebe auch Dein ganzer Freund sein. Vetter, künftiger Schwager, Zwillingsbruder der Geliebten! Was willst Du mehr?"

Ein göttlicher Augenblick! Sie waren die glücklichsten Freunde.

Siebentes Kapitel.

Wolfgang schwebte die zwei nächsten Monate nur noch in goldenen Zukunftsträumen; endlich begannen die Ferien, die Pforten des Paradieses waren neu geöffnet und die beiden Freunde zogen nach der heimatlichen Amtsstadt.

Sie konnten dort in der That ganz ungestört der Freundschaft und Liebe leben; denn erstlich hatten sie nichts anderes zu thun wegen der Ferien, und zweitens kümmerte sich kein Mensch um ihr Treiben wegen der drohenden Kriegsgefahr.

Die Franzosen unter Jourdan nämlich waren schon im Juni beinahe bis zur Finkenborner Amtsgrenze vorgedrungen, allein der Sieg des Erzherzogs Karl bei Kloster Altenberg bewahrte damals noch Amt und Stadt vor ihrem Besuche. Im Herbste rückten sie jedoch wieder näher und näher. Die Bewohner der bedrohten Nachbargaue flüchteten in Schaaren durch Finkenborn. Auf elenden Karren, für welche man oft 40 Gulden Fuhrlohn des Tages zahlen mußte, kamen Frauen, Kinder und Greise mit ihrer kostbarsten Habe, die Männer zu Fuß, Bauern, welche ein paar ermattete Kühe trieben, alte Mütterchen mit einer Ziege am Strick und einem Bündel unterm Arm. Der Schrecken ging wie eine ansteckende Krankheit vor ihnen her, und Angst und Noth war ihr Gefolge.

Viele Finkenborner ließen sich von dem Strudel fortreißen, der Amtmann und der Arzt aber beschlossen, mit ihren Familien mannhaft auf dem Posten auszuharren, wo sie nöthiger waren als je zuvor, zumal sich dem ostwärts fluthenden Strom der Flüchtlinge ein anderer Strom westwärts entgegenwälzte; kaiserliche Truppennachschübe, welche zum Kriegsfelde

eilten. So wechselte bürgerliche und militärische Einquartierung in Finkenborn fast Tag für Tag, und obgleich Lisette ihrer Mutter helfend zur Hand ging und auch die beiden Studenten gelegentlich mithalfen, gab in den freien Stunden doch Niemand Acht auf die jungen Leute, und sie konnten zusammen treiben, was sie wollten, wie sie's in friedlichen Ferien niemals vermocht hätten.

Dies dünkte ihnen anfangs höchst behaglich, und von dem Getümmel umwogt, empfanden sie — unbewacht sich selbst überlassen — so ganz jenes wonnige Gefühl, sicher im Trockenen zu sitzen, während draußen der Platzregen an die Scheiben schlägt.

Freilich entdeckte Wolfgang bald mit leisem Verdruß, daß er gegenwärtig den Liebenden weit überflüssiger sei als in Friedenszeiten. Er sollte nach Karls Verheißung das liebende Paar „beschützen und wie ein hilfreicher Genius umschweben"; allein dasselbe bedurfte zur Zeit seines Schutzes und seines Umschwebens gar nicht. Darum wünschte er Waffenstillstand zwischen dem Erzherzog und Jourdan; Karl war für fortdauernden Krieg.

Indeß wenn Wolfgang auch weniger den Ver-

trauten Karls spielte, als er gehofft hatte, so appellirte Lisette dafür desto mehr an sein brüderliches Vertrauen. Neugierig von Natur (und Liebe schärft die Neugierde), fragte sie ihren Bruder fleißig aus über Karls Studentenleben.

Wolfgang, stets bereit des Freundes Lob zu singen, erzählte dann leuchtenden Auges, wie tapfer Karl seine Genossen beim Becher besiege und seine Gegner auf der Mensur, wie wenig er studiere und wie viel er dennoch lerne, wie hoch er's in der akademischen Finanzkunst gebracht, für das Nothwendigste niemals Geld zu haben, aber allezeit für das Ueberflüssigste.

Lisette war außer sich über diese Erfolge und ließ Karl ihr Entsetzen deutlich merken. „Da hat Wolfgang wieder geplaudert!" rief dieser. „Nicht was ich gethan, ist entsetzlich, aber entsetzlich ist es, solch eine Plaudertasche zum Freunde zu haben!"

Und der Freund hatte es doch so gut gemeint.

Von der nächtlichen Begegnung mit Sohn und Neffe in der Scheune bei Volpertshausen hatte der Amtmann daheim geschwiegen und auch den Amtsknechten strenges Dienstgeheimniß eingeschärft. Er

wollte die Standeswürde selbst in seinen Kindern gewahrt wissen, und hielt es nicht für klug, ihre Thorheiten dem Gespötte preiszugeben. Auch die beiden Freunde redeten nur unter vier Augen von ihrer Wanderung nach Osten.

Trotzdem war ein verworrenes Gerücht des Abenteuers zu Lisettens Ohren gedrungen. Sie nahm den Bruder ins Gebet, und dieser beichtete denn auch ganz offenherzig, ja es war ihm eine rechte Wonne, die bittersüßen Erinnerungen erzählend noch einmal zu durchleben und jedes Ereigniß, jede Empfindung mit wahrhaft künstlerischer Kleinmalerei zu schildern. Warum sollte er das auch nicht? War doch Lisette bei der empfindsamen Reise unsichtbar die dritte gewesen. Mußte es die Schwester nicht rühren, daß ihn die Verzweiflung über den Freund, wie diesen die Verzweiflung über sie selbst ins Land hineingetrieben habe! Und dann vollends die Schlußscene nach der Heimkehr, die Lösung aller Räthsel durch Karls Liebesgeständniß — was konnte man Lisetten Erhebenderes sagen?

Sie war in der That hochbeglückt von dem Bericht und hatte ganz andere Heimlichkeiten zu hören

befürchtet. Und Wolfgang war entzückt, daß er Lisetten solches Glück bereitete, wofür ihm der Dank des Freundes nicht fehlen konnte. So hatte er's doch endlich einmal gut gemacht.

Lisette wollte aber den Genuß des Reiseberichts noch tiefer zum zweiten Male kosten; auch dem Munde des Geliebten wollte sie die Geständnisse entlocken, welche ihr schon aus dem Munde des Bruders so schmeichelhaft geklungen hatten; den selbstgeschaffenen Reiz der Spannung wollte sie wiederholt empfinden, aber ohne die Qual der Spannung. Das ist die rechte Feinschmeckerei der Neugierde!

Also stellte sie sich gegen Karl wieder ganz unwissend, sprach von den umlaufenden dunkeln Gerüchten über die Heuscheuer bei Volpertshausen und bat den Geliebten, ihr doch den wahren Hergang zu erzählen.

Obgleich nun Karl auf der Reise weit besser davongekommen war wie sein Freund, so schämte er sich doch hinterdrein des studentischen Streiches und erdichtete flugs eine ganz artige Reisenovelle, die kein wahres Wort enthielt.

Lisette ließ ihn anfangs ruhig fabeln, trieb ihn

aber dann durch neckische Querfragen immer ärger in die Enge. Karl besaß die jugendliche Gabe, Phantasiebilder als Erlebtes darzustellen; im reiferen Alter nennt man dies Lügen. Wenn die Jugend lügt, dann lügt sie auch gehörig, lügt aber gerne mit schwachem Gedächtniß und vergißt den Anfang über dem Ende. So erging es Karl und ehe er sich's versah, war er von der schlauen Lisette gefangen, die ihm nun Punkt für Punkt sein Gewebe auflöste und ihn statt der Reisebekenntnisse zu dem einzigen wahren Bekenntniß zwang, daß er alles — erdichtet habe. Und wie haarklein wußte sie bereits jeden Vorfall!

Karl rief erröthend, doch mit Selbstgefühl: „Das ist nun einmal der schöpferische poetische Trieb meines Geistes, die weibliche Seite meiner Natur, daß ich mir die Dinge lieber einbilde, wie sie könnten gewesen sein, als wie sie waren!“

„Ein bedenklicher Trieb für einen Arzt!“ bemerkte Lisette spitzig.

„Nicht so bedenklich wie Neugierde für die Frau eines Arztes!“ entgegnete Karl, der nun erst wieder so weit zur Besinnung kam, daß er sich über sich selbst und über Lisette ärgern konnte.

„Die Neugierde," parodirte diese, „ist nun einmal das Wahrzeichen des Wissenstriebes meines Geistes, die männliche Seite meiner Natur. Denn ich möchte immer flugs wissen, wie die Dinge waren, nicht wie sie könnten gewesen sein."

Sie schossen noch eine Zeit lang scharfe Redepfeile gegen einander. Dann trennten sie sich arg verstimmt.

Karl aber sagte: „Das hat wieder Wolfgang angerichtet, der Unglücksmensch mit seinem Plaudern." Und er zankte ihn tüchtig aus, und sie waren sich die ganze Woche bitterböse.

Schmerzerfüllt gedachte Wolfgang der Worte Karls an jenem denkwürdigen Schlußabend ihrer Reise: „Durch meine Liebe zu Deiner Schwester sind wir inniger verbunden, als es bloße Freunde jemals sein könnten," und nachher: „laß mir nur erst ganz meine Liebe, dann werde ich in der Liebe auch Dein ganzer Freund sein!" Wie schön klang dies damals beim Niersteiner! Allein wie es schien, blieb nun dennoch alle Zärtlichkeit des Freundes an der Geliebten hängen, und er selbst war bloß der Sündenbock für jeden Zwist der Liebenden.

„Wenn ich's doch einmal eine Stunde lang so gut hätte wie Lisette," so dachte er, „und wenn Lisette doch nur eine Stunde an sich empfände, wie schlimm es mir ergeht! Wir sollten uns eins in das andere verwandeln, vielleicht verwandelte sich hinterher dann auch der Freund."

Bei diesem Gedanken blitzte ihm die Erinnerung der Kindheit auf, wo die Zwillinge ja manchmal zum Scherz die Kleider vertauscht hatten und selbst die Eltern dann kaum zu unterscheiden vermochten, wer das Mädchen sei und wer der Junge. Sollten sie das alte Spiel jetzt nicht etwas ernsthafter wiederholen?

Und dabei entsann er sich einer Scene, die er vergangenen Winter von wandernden Komödianten hatte darstellen sehen. Auf verdunkelter Bühne wechseln Maskarill und Lucinde Hut und Mantel und täuschten so den Pandolfo, den polternden Alten, ja sie täuschten sogar das Publikum, obgleich doch Maskarill einen guten Fuß mehr maß als Lucinde. Karl war viel kurzsichtiger als die polternden Pandolfos zu sein pflegen und die Zwillinge sahen sich viel ähnlicher als jene Kömödianten; warum sollten sie nicht auch den polternden Freund täuschen können?

Wolfgang klagte Lisetten sein Leid und trug ihr seinen Plan vor, allein sie wies denselben strenge zurück. Vergebens malte er aus, wie leicht sich die Sache machen lasse. Wenn Karl zu einem Dämmerstündchen herüberkomme, dann brauchten sie ihn ja nur in dem dunkeln Hainbuchengange des Gartens abzuwarten und blos ihre Herbstmäntel und Hüte zu tauschen, wie Maskarill und Lucinde; alle weitere Umkleidung sei überflüssig. Lisette dagegen erklärte, für solche Kindereien seien sie beide zu groß und der Vorschlag schicke sich überhaupt nicht.

Noch etwas verstimmt über diese Abweisung begleitete Wolfgang nachmittags die Liebenden als Ehrenwächter. Sie spazierten auf einem nahen Hügel, welchen man den Finkenborner Rigi nannte wegen der schönen Aussicht.

Da Karl und Lisette aber allezeit fünf Schritte voraus waren, um mit ihrer Liebe allein zu sein, so hatte Wolfgang, wie ein Bedienter hinterdrein schleichend, Muße genug, um über die Freundschaft nachzudenken. Es mußten ihn sehr schwarze Freundschaftsbilder erfüllen, denn er blickte ganz grimmig in die lachende Herbstlandschaft.

Als sie, auf dem Hügel angelangt, sich zur Rast wieder zusammengesellten, schalt Karl den armen Wolfgang über sein saures Gesicht; er träume, grüble zu viel, lungere zu viel mit anderen umher, ihm fehle die Thätigkeit auf eigene Faust, die allein gesund und froh mache.

Wolfgang antwortete mit Vorwürfen, Lisette nahm ihres Bruders Partei und tadelte die Härte des Geliebten gegen seinen Freund. Nun sah dieser zwei verstimmte Gesichter statt eines. Und wie ähnlich waren sich beide! Nein, diese ewige Zwillingsdublette war doch unausstehlich, dieser Schatten von jedem Schatten seines Mädchens! Sie schien ihm auch gar nicht mehr so schön, seit er sie immer doppelt sehen mußte; alle ihre Schwächen erblickte er zweifach aufgetragen, ihre Vorzüge nur halb.

Zuletzt schwiegen alle drei, machten drei saure Gesichter und genossen solchergestalt die herrliche Aussicht des Finkenborner Rigi.

Da siegte endlich Wolfgangs Stolz über seinen tantalischen Freundschaftsdurst. Er sagte guten Abend und eilte mit Riesenschritten durch den Wald nach Hause.

Nun hatte Karl Lisette doch wenigstens einmal allein und suchte nach versöhnenden Worten. Aber für diese war es noch viel zu früh; Lisette mußte erst ihrem gekränkten Herzen Luft machen. Punkt für Punkt hielt sie Karl seine Kälte und Unart gegen den Bruder vor; es war ein langes Sündenregister.

Und also waren sie doch wieder nicht allein; Wolfgang stand im Geiste immer noch zwischen ihnen! Und woher kannte denn Lisette alle die kleinen Kränkungen, die er dem unersättlichen Freunde zugefügt hatte? Dieser anspruchsvolle Bursche störte nicht blos durch seine ewige Allgegenwart, er plauderte nicht blos und strafte ihn Lügen, nein, er führte nun gar auch Beschwerde bei Lisette und verhetzte ihm die Geliebte.

Dies und vieles andere gab Karl zur Gegenrede.

In heftigem Streite erreichten sie das Amtshaus fast eben so geschwind wie Wolfgang und gingen kalt und trotzend aus einander. Am selben Abend noch las übrigens Lisette dem Bruder unter Thränen den Text über seine zwar begründete, doch allzu

heftige Empfindlichkeit, und am andern Morgen kanzelte ihn Karl im Vorbeigehen tüchtig ab, daß er seine Schwester gegen ihn aufgewiegelt habe.

Achtes Kapitel.

Lisette fühlte sich grenzenlos unglücklich; sie begann so stark an Karls Liebe zu zweifeln, wie Wolfgang an dessen Freundschaft. Wenn Zanken und Streiten Liebe heißt, dann waren sie die glücklichsten Liebenden wie jene die glücklichsten Freunde.

Sie mußte Gewißheit erlangen, ob der Vetter blos launisch oder ob er treulos sei. Aber wie? „Wäre Wolfgang nur klüger, er könnte Karl ausforschen; oder — wenn ich selber Wolfgang wäre?“

Da fiel ihr sein Vorschlag des Manteltausches ein.

Nach langem Schwanken beschloß sie diesen Tausch wenigstens für sich allein, also zur Hälfte auszuführen. Wolfgang brauchte nichts davon zu wissen.

Es war ein nebliger frühdunkler Septemberabend. Karl hatte auf acht Uhr einen Besuch im

Amthause versprochen und pflegte den Weg durch die Hainbuchenallee des Gartens zu nehmen. Dort erwartete ihn Lisette, in des Bruders leichten Herbstmantel gehüllt, sein kleines Hütchen auf dem Kopfe.

Sie besann sich eben noch, was sie eigentlich sagen, wie sie als zürnender Freund dem Ungetreuen die tiefsten Liebesgedanken entlocken wollte, da kam Karl etwas zu früh.

Mit verstellter Stimme begrüßte sie ihn. Weil sie aber fürchtete, bei längerem Sprechen sich durch ihre Stimme zu verrathen, so nahm sie Karls versöhnende Worte schweigend hin, die er an den gestern so schwer gekränkten Freund zu richten vermeinte. Karl tadelte dieses Schweigen. Lisette that wiederum den Mund nicht auf. „Das ist nun wieder Dein alter Trotz!“ rief er ärgerlich. Schweigend trotzen, das verstehst Du ausgezeichnet!“

„Und machtest Du's denn gestern nicht ebenso?“ stammelte endlich Lisette. Durch das Bestreben, den Ton recht tief zu stimmen, klang dieser Satz aber vielmehr geheult als gesprochen.

„Welch weinerlicher Ton!“ zürnte Karl, „welch weibisches Wesen! Sprich wie ein Mann, Wolf-

gang! Du weißt nicht, wie arg mir gerade bei Dir die Frauenzimmermanieren zuwider sind."

Und er ging raschen Schrittes auf und ab, so daß Lisette kaum Schritt halten konnte.

„Ich will Dir ehrlich die Wahrheit sagen, Wolfgang. Du bist mir ja so lieb und werth, wenn Du nur nicht der Schatten, die verzeichnete Copie Deiner Schwester wärest. Und leider ist auch das Original etwas verzeichnet. Genug, Du verleidest mir Lisette, und das zerstört unsere Freundschaft. Es ist überhaupt nicht gut, so nahe verwandt zu sein, weder für Freunde, noch für Liebende, nicht gut so nahe zu wohnen, sich haben zu können, wann und wie man nur will. Der Reiz des Neuen, Fremden fehlt. Ich quäle mich alle Tage, Lisetten neu zu finden, aber da ich sie alle Tage und vollends in zwei Exemplaren vor mir sehe, glückt es nicht. Ich erzählte Dir, wie meine Vetternliebe wirkliche verliebte Liebe ward, weil mir Lisette im Hirtenhäuschen so fremd, so fern, so unerreichbar vorkam. Ach, sie wird mir täglich erreichbarer, besonders durch Dich. Am gescheidtesten wär's, ich schlüge mir auf ein Jahr alle Liebe und Freundschaft aus dem Sinn und ginge

in die weite Welt. Die Trennung brächte uns dann wohl wieder näher —“

„Die Trennung kannst Du haben, auch hier in Finkenborn!“ — „Schäme Dich, so mit meiner Schwester zu sprechen!“ riefen plötzlich zwei Stimmen durcheinander von der rechten und linken Seite.

Staunend schaute Karl sich um: Wolfgang stand in doppelter Gestalt hüben und drüben, rechts mit Mantel und Hut und links ohne Mantel und bloßköpfig. Im Eifer der Rede und im stürmischen Auf- und Niedergehen hatte Karl gar nicht bemerkt, daß sich der echte Wolfgang trotz aller Gegenwinke des falschen zu ihnen gesellt hatte.

Jetzt erkannte er die Maske. „Man hat Komödie mit mir gespielt,“ rief er wüthend, „aber ich habe im Ernst gesprochen! Alles ist aus und vorbei. Wolfgang, Wolfgang! Das war wieder einer von Deinen Streichen, Du hast Lisette zu der unwürdigen Rolle verleitet!“

„Er ist unschuldig,“ betheuerte diese stolz und fest. „Ich that es aus eigenem Entschlusse.“

Aber in demselben Augenblicke betheuerte auch

Wolfgang: „Ich nehme jeden Vorwurf auf mich; ich habe Lisetten den Plan eingegeben.“

Spöttisch fiel Karl dazwischen: „Also strafst Du Deine Schwester Lügen; sie thut sich so viel zu gut auf ihre Wahrheitsliebe und phantasirt zuletzt doch auch, wie andere Leute.“

Nun stritten sich Wolfgang und Lisette, welche beide die Wahrheit gesagt haben wollten und dies auch gethan hatten, obgleich ihre Worte sich widersprachen. Verwirrt und aufgeregt wußten sie aber Karl die Sache nicht klar zu machen, und noch weniger konnte dieser sich mit den beiden verständigen.

So war das traurige Ende vom Lied, daß man sich gegenseitig Liebe und Freundschaft kündigte, und zwar gab Karl Wolfgang und Lisetten die Schuld; Lisette Wolfgang und Karl; Wolfgang Karl und Lisetten.

Am andern Morgen schickte die Base dem Vetter Briefe und Liebeszeichen zurück, und dieser that das Gleiche. Einsam durch die Felder irrend, sprach Wolfgang zu sich selbst: „Die Liebe soll die Freunde erst recht verbinden, nun hat sie die ganze Freund-

schaft zersprengt. O Aristoteles, o Baldrian! Die Freundschaft gehörte dem klassischen Alterthum, die Liebe dem romantischen Mittelalter; was ist uns modernen Menschen übrig geblieben!“

Alles war aus und vorbei, alle drei ließen die Köpfe hängen und mieden sich.

Neuntes Kapitel.

Vierzehn Tage vergingen; Lisette, Karl und Wolfgang sahen sich so gleichgültig an, wie wenn sie ihre Lebtage nichts anderes gewesen seien als Geschwister und Verwandte.

Inzwischen verfinsterte sich der Horizont von Finkenborn; die Weltlage wurde sehr ernst; es brach eine Woche an, welche die guten Bürger noch nach vielen Jahren die „Schreckenswoche“ nannten.

Die lange gefürchteten Franzosen kamen wirklich. Widersprechende Gerüchte hatten einige Tage die Stadt erfüllt, gute und böse Nachrichten sich gekreuzt; zuletzt aber blieb es außer Zweifel, daß die französische Hauptmacht geschlagen worden sei und

daß ſtarke Maſſen ſich gegen Finkenborn wälzten. Nach dem Siege konnten ſelbſt die Sansculotten liebenswürdig ſein: auf dem Rückzuge iſt jedes Heer zu fürchten.

Es war am 20. September morgens; die Straßen der Amtsſtadt völlig menſchenleer — die Hälfte der Einwohner geflüchtet — tiefe Stille ringsum — niemand wagte ſich aus dem Hauſe. Von den nächſten Hügeln vernahm man fernen Kanonendonner.

Plötzlich ſprengten etwa zwanzig Franzoſen zum Thore herein, ihre Pferde troffen von Schweiß, die übermüdeten Reiter ſanken beim Abſteigen faſt aus dem Sattel. Sie ließen die Pferde füttern, forderten Wein und Brot und erfriſchten ſich haſtig und angſtvoll. Da jagten ein paar andere franzöſiſche Reiter mit wildem Geſchrei die Straße herab und hinter ihnen drein eine Patrouille kaiſerlicher Dragoner. Im Nu waren die Abgeſeſſenen wieder in den Sätteln, die Säbel blitzten, fechtend wogten die beiden Trupps, an Zahl ziemlich gleich, vorwärts und zurück — vor dem Amthauſe kam das Gefecht zum Stehen.

Hoch erregt beobachtete Karl von seinem Fenster den Kampf. Mit einemmale sah er Lisette aus dem Amthause auf die Straße springen, mitten hinein zwischen die fechtenden Reiter. Entsetzlich! Die naseweise Base wird einen Hufschlag oder Säbelhieb davontragen!

Allein kaum hatte er dies gedacht, so flog sie schon wieder ins Haus zurück, an jeder Hand einen kleinen Buben, zwei Nachbarskinder, welche draußen gespielt hatten und unversehens unter die Pferde gekommen waren. Die Thiere waren über sie hinweggesetzt, ohne ihnen ein Haar zu krümmen. „Herein, ihr Rangen!“ rief Lisette und schob sie in den Flur. „Spielt im Hofe; sieht Ihr nicht, daß auf der Gasse jetzt Krieg gespielt wird?“

Karl athmete auf hinter seinem Fenster. Die naseweise Base hatte doch immer Hand, Herz und Mund auf dem rechten Flecke!

Die Franzosen jagten davon, zum Städtchen hinaus, die Verfolger hintendrein; in wenigen Minuten war alles vorbei, nur zwei Verwundete und ein gestürztes Pferd blieben zurück.

Am Abend — es war ein Samstag — kamen

Feinde von allerlei Waffengattungen in immer wachsenden Massen, aufgelöste Trupps, dann aber auch lange Züge von besserer Haltung. Viele zogen fort, andere wurden zum Bleiben befehligt, die umliegenden Höhen besetzt; man sah dort Geschütze auffahren und Schanzen aufwerfen. Augenscheinlich sammelten sich die Franzosen hier zu erneutem Widerstand und schienen sich auf Finkenborn stützen zu wollen, auf welches sich doch in der ganzen Kriegsgeschichte noch niemand gestützt hatte.

Amtmann Erlach, die höchste obrigkeitliche Person der Stadt, wurde von zwei Offizieren in einer Kutsche abgeführt, man sagte nach dem Hauptquartier Bernadottes. Einige behaupteten, er solle dort als Geißel bleiben, andere, er solle den Franzosen die Landkarte des Amtsbezirks lesen helfen. Seine Freunde zitterten; seine arme Frau war vor Schrecken wie gelähmt, rath- und thatlos; muthig übernahm die Tochter die Rolle der Hausmutter.

Viele Kranke und Verwundete trafen ein. Die Schwersten wurden in ein verlassenes Schloß anderthalb Stunden jenseit der Stadt gelegt; der alte Doktor Erlach mußte hinaus, die Räume eilig in

ein Lazareth zu verwandeln. Karl blieb in der Stadt, gleichfalls ärztlich helfend. Wolfgang hatte von seinem Vater beim Abschied noch die Sorge für das Amt übertragen bekommen; denn die Schreiber waren davongelaufen.

So sahen sich die drei jungen Leute plötzlich an die Stelle ihrer Eltern versetzt.

Noch in derselben Nacht bildete sich ein Ausschuß der zurückgebliebenen Häupter der Stadt, um die Ordnung zu handhaben und die tausend Begehren der Feinde zu befriedigen. Der Bürgermeister und der Pfarrer standen an der Spitze, aber auch Karl und Wolfgang wurden beigezogen. Sie waren stolz, sich als vollgültige Bürger behandelt zu sehen und sie rechtfertigten dieses Vertrauen: mit einem Schlage waren sie erwachsen, mündig geworden. Geschäftlich verkehrten sie viel miteinander; denn Wolfgang half bei der Einquartierung, Karl bei den Verwundeten und nicht selten kreuzte sich ihre Aufgabe: aber sie wechselten kein Wort, welches hierüber hinausging.

Nach einer bangen Nacht — nur wenige Finkenborner hatten geschlafen — brach der Sonntag an.

Keine Glocke tönte, kein Gottesdienst wurde gehalten. Die große Stadtkirche lag voll leicht Verwundeter; in der kleinen Johanniskirche hatte sich allerlei Troß, Marodeure und Marketender eingenistet. Als sie hörten, daß Sonntag sei, stellten sie eine Schüssel voll Schnaps auf den Altar, zündeten ihn an, tanzten vor der auflodernden Flamme, welche sie das höchste Wesen nannten und sangen die hymne à l'être suprême.

Den ganzen Tag waren die drei jungen Leute geschäftig; sie hatten Zeit für alles, nur nicht für sich.

Lisette tröstete die Mutter und sorgte für die fünfzig ungebetenen Gäste, welche im Amthause lagen. Die republikanischen Soldaten, sonst schönen Mädchen sehr gefährlich, wagten kein unziemliches Wort; Lisettens schneidiges Wesen war ihnen allzu deutsch. Aber auch außer dem Hause half die Unermüdliche; sie brachte den Verwundeten in der Stadtkirche Speise und Verbandzeug. Karl nahm die Dinge artig in Empfang, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Wolfgang spielte den Amtmann vortrefflich. Die Franzosen erstaunten über diese drei

jungen Leute: „wenn diese Generation fünfzehn Jahre älter sein wird, was für Männer werden uns da gegenüberstehen!“ rief prophetisch ein grauköpfiger Offizier.

Eine freie Viertelstunde führte am Abend die zwei Vettern mit der Base zusammen. Sie werden sich nun doch was Besonderes zu sagen haben? Ganz und gar nicht!

Karl meinte, die Franzosen würden sich dauernd festsetzen, sie seien noch nicht auf dem vollen Rückzuge.

Lisette widersprach: „die Soldaten machen fortwährend Witze, das ist maskirte Unruhe; in ruhmvolleren Tagen würden sie zwischendurch pathetisch sein. Nous avons eu une affaire très chaude, sagte mir einer. Das ist französisch; zu deutsch heißt es: wir sind aufs Haupt geschlagen.“

„Aber fürchtest Du Dich denn nicht, Lisette, vor diesen wilden Republikanern?“

„Wild? Hast Du nicht bemerkt, daß sie die Hüte abnehmen, wenn sie ins Zimmer treten? Das sind nicht mehr die alten Sansculotten, wie wir sie anno zweiundneunzig sahen. Und Republikaner? Die Soldaten respectiren ja bereits wieder

ihre Offiziere und nennen sie nicht mehr citoyen. Sie tragen auch keine Schnurrbärte mehr und stehlen Zopfbänder und Pommade. Und ich sollte mich vor ihnen fürchten?“

„Was die neugierige Base doch alles beobachtet,“ rief Karl, „und wie scharf sie urtheilt und schließt!“

„Ja, aber die Franzosen sind doch noch sehr furchtbar. Denke Dir, Vetter, der Kapitän Boudy zündete sich seine Pfeife mit den Assignaten an, die er als Sold erhalten hatte. Weißt Du, was das heißt?“

„Daß die Republik Bankerott macht.“

„Für uns heißt es etwas anderes: daß wir ihnen diese Fidibus nach ihrem vollen Nennwerthe werden bezahlen müssen.“

Und so geschah es auch.

In aller Güte forderte der Kommissär Jobert eine kleine Beisteuer von 25,000 Franken, aber nur so beiläufig, pour la bonne bouche, wie er sagte, und Lebensmittel und Kleidungsstücke im gleichen Werthe.

Inzwischen war General Lefevre im Amthause

abgestiegen, freilich nur für einen halben Tag; er besichtigte blos die Stellung. Er ließ einen Adjutanten zurück, der besonders Gefallen an Wolfgang fand und dieser wußte sich bei dem Franzosen so rasch und tief einzuschmeicheln, wie es bei einem spröderen deutschen Offizier undenkbar gewesen wäre. „Der freundschaftsbedürftige Junge hat doch jeden gleich zum Freunde," bemerkte Karl; „es ist fast spaßhaft, wie alle Leute an dem Wolfgang hängen bleiben."

Nun hatte der alte Doktor Erlach ein großes Faß köstlichen Weines im Keller, eben jenen Niersteiner, von welchem Karl seinem ehemaligen Freunde bei der Schlußscene ihrer Reise eine Probe vorgesetzt hatte. Karl war so unbesonnen, den im väterlichen Hause einquartierten Soldaten wegen besondern Wohlverhaltens etliche Flaschen dieses Weines zu spenden. Allein der Wein war zu gut, er schmeckte nach mehr und immer mehr, die Kunde von dem edeln Getränke drang in die Nachbarhäuser und durch die ganze Straße, die Franzosen kamen scharenweis, leichte und schwere Reiterei, Scharfschützen und Grenadiere, zuletzt auch die Artillerie und das

Fuhrwesen, sie baten, fluchten, drohten und tranken und tranken, bis das ganze Haus voll Betrunkener und das große Faß schon über die Hälfte leer war.

Karl lief in der Verzweiflung zu einem Husaren-lieutenant und bat ihn, sein Haus zu befreien. Dieser kam auch mit einer Sauvegarde und jagte den trunkenen Haufen fort, fand aber den Niersteiner so ausgezeichnet, daß er noch sechs Freunde einlud, die leisteten Folge und brachten noch einige weitere Sauvegarden mit, welche auch die übrigen Weine des Kellers probirten, andere Offiziere sahen nach, was es da gebe und blieben gleichfalls sitzen, die Sauvegarden verzehnfachten sich, und zuletzt tranken die Offiziere mit den Schutzwächtern mehr als vorher die Gemeinen; denn sie tranken ruhiger.

Der unglückliche junge Arzt floh aus dem Hause, welches er im Geiste schon ganz verwüstet sah. Auf der Straße begegnete er Wolfgang und klagte ihm sein Leid. Dieser versprach sofortige Hilfe. Er holte den Adjutanten Lefevres, seinen neuen Freund. Der Adjutant ist fast verliebt in den blonden Jüngling, er kann ihm seine Fürsprache nicht versagen und überredet wirklich die trunkenen Kameraden, daß

sie des Doktors Haus und Keller räumten. Ja er pflanzte dort sogar eine Sauvegarde auf, welche gar nichts trank.

„Wolfgang ist allgegenwärtig mit seiner Freundschaft und seinen Freunden, aber man sieht ihn zu Zeiten nicht ungern.“ So dankte Karl und dankte ihm.

Doch drohte ein neues Unglück, und zwar der ganzen Stadt. Kommissär Jobert verlangte neue größere Geldsummen im Namen des kommandirenden Generals, und die alten waren noch nicht zur Hälfte aufgebracht. Er drohte mit Gewalt und stellte eine Frist von nur zwei Stunden.

Der Ausschuß der Bürger berieth darüber, sofern rathlose Menschen berathen können; auch Karl und Wolfgang, sonst so erfindungsreich, fanden keine Ausflucht. Schon hatte man beschlossen, den klug versteckten Nothpfennig des Gemeindeschatzes anzugreifen und den Patriotismus der Einwohner zu beschwören, daß sie ihre vergrabenen Geldtöpfe auf dem Altar des Vaterlands opferten, da erschien zu aller Staunen Lisette im Rathe — das Gerücht von der Erpressung des Kommissärs und der drohen-

den Nachgiebigkeit des Ausschusses war ihr zu Ohren gekommen.

„Zahlt keinen Heller!“ rief sie; „haltet nur noch vier Stunden aus. Bei Hohenkirchen steht General Haddick und der Prinz von Oranien mit einer frischen, dem Feinde weit überlegenen Macht. Die Franzosen denken nicht mehr daran, Finkenborn ernstlich zu vertheidigen, sie fahren das Geschütz aus ihren Schanzen. In spätestens vier Stunden sind die Kaiserlichen hier, und der Feind drängt uns nur darum auf so kurzen Termin, weil er weiß, daß er später nichts mehr kriegt.“

„Aber woher hast Du diese Neuigkeit?“ fragte Karl.

„Ich schlich mich vor die Stadt ins Hirtenhaus; kein Mann wäre hinausgelassen worden. Dort fand ich den Schäfer Balzer, der von den Bergen kam, er brachte die sichere Kunde, wagte sich aber nicht ins Städtchen.“

Was die neugierige Base nicht alles erfuhr! Man konnte ihre Neugierde am Ende Forschergeist, Wißbegierde nennen!

Die Bürger faßten wieder Muth und hielten

den fluchenden Kommissär mit hundert Umständen und einer kleinen Abschlagszahlung hin.

Vielleicht hätten sie aber doch mit diesem Spiele nicht vier Stunden aushalten können, wenn nicht ein weit schwererer Sturm jenen leichteren unterbrochen hätte.

Französische Nachzüglerbanden kamen in die Stadt, sie brachten ein paar Verwundete mit, tobten, mißhandelten einzelne Bürger und drohten Finkenborn dem Boden gleich zu machen. Als sie nämlich durch den Stadtwald zogen, waren sie von Bauern aus einem Hinterhalt mit Schüssen begrüßt worden. Dieser Angriff verbreitete um so größeren Zorn und Schrecken unter den Franzosen, weil sie bereits wußten, daß auch im Spessart und Odenwald das Landvolk gegen ihre flüchtenden Kameraden aufgestanden sei.

In wirrem Getümmel wogten Soldaten und Bürger durcheinander auf dem Marktplatze. Die Franzosen wollten die Bürger haftbar machen für den Frevel der Bauern, sie behaupteten, die wahren Aufwiegler seien hier in der Stadt zu suchen, sie verlangten Auslieferung und drohten mit Mord und Brand.

Da sprengte General Bernadotte mit seinem Stabe die Straße herauf, er trug eine Binde um den Kopf und schien es etwas eilig zu haben. Er hielt beim Amthause und verlangte den Vorstand der Stadt zu sehen. Einige Mitglieder des Bürgerausschusses traten auf, die sich gerade auf dem Platze befanden, darunter auch Karl und Wolfgang. In Zornesworten hielt ihnen der General ihr angebliches Complot mit den Bauern vor, begehrte Auslieferung der Rädelsführer, die in Finkenborn verborgen seien und drohte mit zehnfacher Einquartierung für jedes Haus, mit Feuer und Vertilgung, wenn nicht in kürzester Frist seinem Befehle entsprochen sei.

Alles verstummte; weil aber kein anderer das Wort ergriff, so trat Karl vor und sprach: „Was die zehnfache Einquartierung betrifft, Herr General, so haben wir für sie Quartiere bereit. Aber die Rädelsführer werdet Ihr trotzdem nicht bei uns finden; sie stehen drüben im Westen bei Hohenkirchen, dort haben sich alle wehrhaften Bauern des Gebirges versammelt in hellen Haufen. Auch besorgen wir, die zahlreichen Gäste, welche Ihr uns verheißt, werden nicht lange unter unserem Dache

bleiben, denn nordostwärts von Volpertshausen her marschirt General Haddick mit 10,000 Mann."

Lisette hörte unter der Hausthüre Karls mannhafte Worte. Sie dachte für sich: „Wie der Vetter phantasieren kann, man möchte es fast nicht lügen nennen, sondern poetische Schöpferkraft! Bei Hohenkirchen stehen ja die Oesterreicher, die Bauern werden wohl überall in ihren Häusern stecken und wenn sich der General durch die engen Hohlwege wendet, um Volpertshausen zu umgehen, dann packt ihn Haddick in der Flanke."

Bernadotte stutzte. Der Ton des jungen Mannes war ihm ganz neu. Zugleich flüsterte ihm eine Ordonnanz ins Ohr, daß man so eben einen ansehnlichen Trupp (wohl jene Bauern) in der Richtung von Hohenkirchen gemeldet habe. Unter erneuten Drohungen gab er seinem Pferde die Sporen, die ganze Mannschaft wurde allarmirt und nach einer halben Stunde sah man die französischen Kolonnen wirklich durch die Engpässe gegen Volpertshausen abziehen, wo sie derart in die Klemme geriethen, daß sie sich nur mit schwerem Verlust zu weiterem Rückzuge durchschlagen konnten.

Am Abend rückten die Befreier in die Amtsstadt ein; mit ihnen kehrte auch Amtmann Erlach wieder heim. Karls kecke Phantasie, durch Lisettens Forschergeist erweckt, hatte die Stadt vor argem Schaden behütet und die Franzosen in schwere Noth gestürzt.

Aber mit der neuen Besatzung kam auch wieder neue Arbeit, neue Unruhe. Wolfgang, Karl und Lisette sahen sich selten, und wenn sie einander sprachen, so fielen nur ein paar kurze Worte, die sie im Drange der Ereignisse wechselten.

Zehntes Kapitel.

So war ein Monat verstrichen, seitdem sie sich entzweit, Freundschaft und Liebe gekündet hatten, seitdem alles aus und vorbei war.

Ein wundervoll klarer, warmer Oktobernachmittag leuchtete über Finkenborn; die Natur ruhte in seligem Herbstfrieden, auch bei den geplagten Bewohnern war wenigstens für längere Zeit der Friede wieder eingekehrt. Da begegneten sich die

drei jungen Leute im Hainbuchengang und wußten gar nicht, wie sie hier zusammen gekommen waren.

Ihre Gesichter sprachen allzumal stille Heiterkeit.

Karl blickte Lisette lange an und lächelte. „Liebst Du mich noch?“ sagte er endlich zu ihr, und zu Wolfgang: „Bist Du mir wieder gut?“

„Warum denn nicht?“ erwiderten beide.

„Aber wir haben unsern Streit vom sechsten September Abends acht Uhr ja noch nicht geschlichtet, wir haben uns noch gar nicht ausgesprochen!“ bemerkte Lisette.

„Eben darum haben wir ihn geschlichtet, weil wir uns nicht ausgesprochen haben,“ erwiderte Karl. „Stille davon, ich beschwöre Euch!“

„Aber wir haben ja fünf Wochen lang gar nicht von Freundschaft geredet, und sollen doch jetzt wieder die alten Freunde sein?“ fragte Wolfgang.

„Eben darum, weil wir nichts davon geredet haben. Und jetzt beileibe kein Wort darüber.“

„Haben wir aber in all dem Getümmel nicht an Freundschaft und Liebe gedacht?“ fragte das Mädchen weiter.

„Die Antwort müssen wir schuldig bleiben," antworteten die beiden Freunde.

„Und ich bleibe sie auch schuldig," ergänzte die Fragerin.

„Und jetzt gehen wir stracks ins Amthaus, Lisette," fügte Karl hinzu, „und sagen Deinen Eltern, daß wir uns in zwei Jahren heirathen wollen."

„Um Gottes willen, Karl, wo denkst Du hin; Du hast ja noch gar nicht ausstudirt!"

„Ausstudirt? Wir sind in den letzten fünf Wochen um fünf Jahre älter geworden, wir sind keine Kinder mehr. Ich wag's!"

„Allgütiger Himmel!" rief Wolfgang und schlug die Hände zusammen, „was für ein Querkopf ist doch dieser Baldrian mit seinen griechischen Staats-alterthümern, was für verkehrte Leute sind doch diese Professoren! Sagt der Mann, gestützt auf acht Belegstellen aus Aristoteles, wenn man nichts besseres zu thun habe, dann komme die wahre Freundschaft! Sie kommt ja nur, wenn einem vor Arbeit derart der Kopf brennt, daß man an gar keinen Freund mehr denken kann."

„Und die Liebe soll uns Kinder der Neuzeit

unfähig machen zur Freundschaft?" ergänzte Karl. „Ich sage umgekehrt: durch die Liebe werden wir in Freundschaft inniger verbunden, als es bloße Freunde jemals sein können."

„Halt ein!" unterbrach Wolfgang. „Mit der modernen Liebe mag der Professor doch recht haben, wenigstens für Ferien und Friedenszeiten, aber für Kriegszeiten hat er auch hier durchaus unrecht. Und das bedeutet der Klecks in meinem Kollegienhefte."

Die drei jungen Leute sannen später zwar noch manchmal im Stillen nach, wie und woher denn der plötzliche Umschlag im Herbste 1796 gekommen sei, aber sie sprachen keine Silbe davon.

Karl und Lisette wurden vortreffliche Ehegatten, und Karl und Wolfgang blieben fortan die treuesten Vettern, die musterhaftesten Schwäger und — die glücklichsten Freunde.

Die vierzehn Nothhelfer.

(1872.)

Erstes Kapitel.

„Konrad Lenz, geboren 1513, gestorben um 1590, Schüler des Christoph Amberger, ausgezeichnet durch den warmen Goldton seiner Farbe, malte Historien und Legenden, auch Mythologisches, auf Holztafeln in kleinem Format. Seine Bilder sind sehr selten.“

So ungefähr steht's gedruckt im Katalog einer Gallerie, die ich augenblicklich nicht nennen kann.

Dieser merkwürdige Mann pflegte zu sagen: „Das Malen wäre die schönste Kunst, wenn die Bilder nur nicht fertig zu werden brauchten.“ Denn er malte gern und gut, allein er wollte immer nur malen, wann er wollte, und das geschah oft nur einmal die Woche, öfters auch gar nicht. Den verabredeten Termin eines bestellten Bildes einzuhalten, war ihm ganz unmöglich. Hatte er's heuer auf

Weihnachten zu liefern versprochen, so begann er zu Pfingsten übers Jahr die Tafel zu grundiren. Er grämte sich auch gar nicht über diese Eigenschaft, die offenbar mit der launischen Natur des Planeten zusammenhing, unter welchem er geboren war, sondern sprach: „Ich habe malen gelernt; die andern mögen warten lernen.“

Der leichtmüthige Künstler zählte erst vierundzwanzig Jahre, als er einen großen Auftrag erhielt. Auf 14 schmalen Tafeln sollte er die vierzehn Nothhelfer darstellen nebst erläuternden Scenen aus ihrer Legende im Hintergrund; Hauptbedingung aber war, daß das Ganze unfehlbar vollendet sein müsse binnen Jahresfrist, das heißt auf Leonhardstag 1538. Dann sollte der Künstler den hohen Ehrensold von hundert Goldgulden empfangen.

Der Besteller, Ritter Hans von Haltenberg, war vordem auf einer Fahrt von Genua nach Neapel in die Hände tunesischer Seeräuber gefallen. Während seiner Gefangenschaft flehte er zu den vierzehn Nothhelfern und gelobte jedem derselben bis Leonhardi 1538 ein schönes Bild in seiner Burgkapelle, wenn er binnen zwei Monaten aus dem Kerker er-

löst würde. Wirklich gewann er bald darauf die Freiheit wieder und säumte nicht, nach Deutschland heimgekehrt, sofort die Bilder zu bestellen und dem Maler das Gewissen zu schärfen wegen genauer Lieferzeit, damit er den Heiligen Wort halte.

Mit wahrem Feuereifer hatte sich Konrad Lenz in die Arbeit gestürzt. Die drei Frauen des hilfreichen Kreises, Sanct Katharina, Margareth und Barbara, malte er im Sturm, Tafel für Tafel binnen vierzehn Tagen, und sie gelangen vortrefflich. Dann machte er sich an Sanct Pantaleon, Veit und Eustachius. Da gings schon etwas langsamer; er brauchte drei Wochen auf den Mann und malte so hin und her bald am einen bald am andern.

Beim heiligen Blasius kam er wieder recht frisch in Zug; aber bei Papst Gregor wollte es um so weniger flecken. Volle zwei Monate schleppte er sich mit dem Bilde herum. Endlich biß er die Zähne zusammen: „Es muß sein!“ hörte man ihn ein ums anderemal laut in seiner Werkstatt rufen. Mit Todesverachtung griff er zu Pinsel und Palette, nahm den letzten Anlauf, und wirklich in etlichen Tagen stand der Heilige vollendet.

Aber der Künstler war auch beinahe krank geworden vor lauter Selbstbeherrschung. Noch hatte er sechs Bilder vor sich. Sechs ist zwar die kleinere Hälfte von vierzehn, allein es schien ihm jetzt eine Riesenzahl, an die er gar nicht denken durfte, wollte er nicht das Gehirnfieber kriegen.

Darum trug er die fertigen Bilder auf den Speicher und die sechs leeren Tafeln dazu, damit er sie beileibe nicht mehr sehe, und trieb sich wochenlang müßig umher, als ob es gar keine Nothhelfer jemals gegeben hätte.

Der Ritter, welcher zeitweilig von seiner Burg in das Reichsstädtchen herüberritt, um den Fortgang des Bilderwerks zu überwachen, entdeckte mit Schrecken diesen vollkommenen Arbeitsstillstand. Als er in die Werkstatt trat, saß Konrad Lenz am Hackbrett und spielte Tänze, die Staffelei war ganz leer und auf der Marmorplatte zum Farbenreiben lag der Staub so dick, daß man mit dem Finger hineinschreiben konnte.

„Wenn ich musicire, dann male ich eigentlich im Geist am allerbesten; mit den Farben wird sich's später schon finden!“ — so rief der Maler

lachend und war sehr erstaunt, als der alte Herr erstaunt und erzürnt war. Er bat ihn, noch etliche Schleifer und Hopfer anzuhören, dann werde sich seine finstere Stirn gewiß entrunzeln.

Ein andermal war Konrad den ganzen Tag im Wald umhergestrichen, meilenweit von der Stadt. Da sah er den Herrn von Haltenberg mit seinem Hund seitab in den Tannen. Er hätte sich unbemerkt davonschleichen können. Doch das fiel ihm gar nicht ein; höchst treuherzig trat er vor den Alten, grüßte ihn und sprach: „Ihr jagt auf Hirsche, und ich jage auf Verse; sie schwärmen mir wie Bienen im Kopf und wollen nur eingefangen sein; seit Sonnenaufgang irre ich von Hag zu Hag und mache die schönsten Gedichte. Nirgends dichtet sich's besser als im Wald!“

Der Ritter fragte, ob sich's denn auch im Wald am besten male? „Malen?“ wiederholte Konrad überrascht: — „das Malen kommt nachher ganz von selbst und geht dann um so besser!“

Allein der Herr von Haltenberg beruhigte sich nicht bei dieser Antwort. Er faßte den Maler fest am Arm, blickte ihm mit den kleinen braunen Augen

so stechend ins Gesicht, als ob er ihn durch und durch sehen wolle und hielt ihm seinen Leichtsinn vor, durch welchen er nicht nur ihn erzürne, sondern was noch viel schlimmer, sogar die Heiligen. „Und glaubt Ihr denn," — so schloß er — „daß ein Maler nicht auch zu Zeiten die vierzehn Nothhelfer brauche? Sie werden Euch stecken lassen, wie Ihr mich jetzt stecken laßt!"

Der Maler sah den Alten mit seinen großen blauen Augen anfangs so unschuldig an, wie ein Kind, dann ward er purpurroth im Gesicht, senkte den Blick und rief: „Bei Gott! Ihr habt recht. Das ist ja entsetzlich, welch eine Kette von Unheil ich mit meinem Leichtsinn um uns schlinge!" Und er versprach, sofort die Arbeit eifrig wieder aufzunehmen, gleich heute noch, und lief im Sturmschritt heim, um ja die letzte Stunde vor Sonnenuntergang noch an der Staffelei zu stehn.

Zweites Kapitel.

Es war eine Luſt zu ſehen, wie Konrad Lenz jetzt wieder malte; der Pinſel flog nur ſo übers Bild, raſtlos, von früh bis ſpät. In wenigen Tagen war der h. Nikolaus fertig bis aufs Firniſſen, der h. Erasmus untermalt, der h. Aegidius fein aufgezeichnet, der h. Georg ſammt ſeinem Lindwurm grob umriſſen.

Ein wunderſchöner Sommermorgen lachte zum Fenſter herein und die Sonne leuchtete goldig auf die gegenüberliegenden Dächer, wenn ſie auch nicht in die Werkſtatt ſelber ſchien; denn die hatte ſelbſtverſtändlich Nordlicht. Der Maler ſetzte, bald ſingend, bald pfeifend, das höchſte Roth — Bergzinnober! — auf den Mantel des h. Erasmus. Er freute ſich kindiſch über das fröhliche, raſche Gelingen. Faſt that es ihm leid, daß es blos vierzehn und nicht achtundzwanzig Nothhelfer gab, er hätte ſie alle achtundzwanzig auf Leonhard fertig machen mögen.

Gehoben von dieſer ruhmvollen Geſinnung ſchaute er einen Augenblick auf die Straße.

Da stand eine Matrone, von einem jungen Mädchen begleitet, vornehme Leute, wie es schien. Sie sprachen und deuteten lebhaft; augenfällig suchten sie eine Straße oder ein Haus und zweifelten, welchen Weg sie nehmen sollten. Es waren Fremde, denn Konrad kannte sie nicht und er kannte doch alle Frauenzimmer der Stadt. Er legte die Palette hinweg und lugte und lauschte. Himmel! war das Mädchen schön, zwar höchst einfach gekleidet, aber wie edel, wie vornehm in jeder Bewegung!

Jetzt hörte der Maler ganz deutlich, daß die Frauen den Weg zum Katharinenkloster suchen. Die Straße ist ganz leer, kein Mensch weit und breit, der Auskunft gebe, also bleibt ihm als wohlerzogenem jungen Manne doch nichts anderes übrig, als hinaus zu eilen und sich höflich zum Führer anzubieten. Die Damen folgten ihm.

Er sagte der Alten so allerlei, was man eben zu sagen pflegt, wenn man Fremde führt, allein er wußte bald selbst nicht recht, was er sprach, denn er blickte fortwährend über die Achsel rückwärts nach der Jungen, die sich bescheiden einen Schritt weit

hinten hielt. Sie war aus der Nähe noch viel schöner als aus der Ferne, und die paar Worte, welche sie manchmal sehr zurückhaltend mitredete, klangen wie himmlische Musik. Jugendfrisch in ihrer Schönheit, schien sie in ihrer demüthigen Art und Sitte andererseits ganz aus der alten Schule.

Leider war das Kloster bald erreicht. Die Frauen dankten dem Führer; die Pforte öffnete sich. Da warf die Junge dem Maler noch einen Gruß zum Abschiede zu mit einem lächelnden Blick, so schelmisch, neckisch, vertraulich — — war das auch alte Schule?

Konrad Lenz stand vor der Thüre wie aus einem Traum erwacht. Im Grund hatte die Alte sehr herablassend gedankt, und nun vollends der unbeschreibliche Abschiedsblick der wunderschönen Kleinen! Er betrachtete sich von oben bis unten. Da entdeckte er erst, daß er in Pantoffeln und ohne Mütze aus seiner Werkstatt fortgelaufen war, eine Schürze vorgebunden, mit einem ganzen Regenbogen von Oelfarben beklext: er glich vielmehr einem Lackirer als einem Maler.

Langsam und verdrießlich schlich der arme Junge

nach Hause. Ueberall forschte er, wer die Frauen gewesen, aber Niemand kannte sie. Am Ende war das schöne Mädchen gar ins Kloster gebracht worden, um Nonne zu werden? Doch nein! Mit solchem Blick, wie sie ihm zugeworfen, geht keine auf ewig ins Kloster.

Das Bild des Mädchens ließ dem Maler keine Ruhe; den ganzen Tag sah er sie vor sich stehen und hörte ihre süße Stimme. Wie konnte er da den heiligen Erasmus fertig malen! Wenn es noch eine Erasma gewesen wäre, er hätte ihr das Gesicht der unvergleichlichen Jungfrau gegeben und hätte sich so seine Träume aus der Seele gemalt. Aber leider gibt es unter den vierzehn Nothhelfern auf elf Männer nur drei Frauen und die waren ja zuerst fertig geworden.

Konrad holte die drei Gemälde wieder herbei. Wie dünkten diese Frauengestalten ihm jetzt kalt und trocken; keine glich entfernt der Unbekannten! Aber die erste derselben hieß doch wenigstens Katharina, und das Mädchen, dessen Namen er nicht wußte, war im Katharinenkloster verschwunden. So sollte die h. Katharina zum mindesten ihre Züge bekommen.

Er kratzte die Tafel ab und begann sie neu zu übermalen. Doch sein Pinsel erreichte nicht entfernt das Ideal seiner Seele. Fünf Tage lang setzte er Farbe auf Farbe, der Auftrag wurde immer plastischer und dicker, aber die Katharina wurde auch der Unbekannten immer unähnlicher.

Also goß er zum zweitenmale Spiritus über die Tafel und rieb sie wieder mit Bimsstein ab. Es waren nur noch die Füße der Heiligen und ihr halbes Marterrad sichtbar, als der Herr von Haltenberg eintrat, um zu sehen, was inzwischen gefördert worden sei. Er fand allerdings den heiligen Nikolaus fertig bis aufs Firnissen, aber dafür die heilige Katharina wieder ganz in Spiritus aufgelöst.

Rührend offenherzig beichtete Konrad dem erzürnten Ritter, daß er sich verliebt und seine unbekannte Geliebte spurlos verloren habe, alles binnen einer Viertelstunde. Nun tröste er sich in seiner Noth, indem er die Verlorene wenigstens als Nothhelferin festzuhalten suche. Ein Stein mußte Mitleid fühlen mit ihm. Aber der Alte blieb härter als ein Stein; gewiß hatte er sich niemals binnen einer Viertelstunde verliebt. Er fuhr nicht einmal fort zu zan-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

ken, sondern lachte dem Maler ins Gesicht und ging ohne Abschied dröhnenden Schrittes zur Thüre hinaus.

Aber nach drei Tagen kam die Antwort. Der Thorwart von Burg Haltenberg erschien mit dem gemessenen Befehl seines Herrn, den heiligen Nikolaus mit oder ohne Firniß, sammt allen anderen fertigen Tafeln abzuholen. Sollte aber auch etwa Sanct Nikolaus wieder abgekratzt oder Sanct Katharina noch nicht wieder hinaufgemalt sein, dann war der Dienstmann angewiesen, so lange bei dem Maler sitzen zu bleiben und nicht von seiner Seite zu weichen, bis beide fertig wären. Denn man müsse den gar zu lebhaften Künstler vor Zerstreuung bewahren.

Zwischen dem Ritter und dem Maler ging es, wie man sieht, immer ganz ehrlich und offen zu: jeder sagte dem andern was er dachte, geradaus unter die Nase. Doch waltete dabei ein feiner Unterschied. Der eine war offen wie ein alter Recke, weil es ihm Pflicht und Gewissen gebot; der andere wie ein junger Maler, weil es ihm Spaß machte, auch hatte er noch gar nicht ordentlich lügen gelernt.

Der Maler fand das Mittel des Ritters, ihn durch Einquartierung zum Malen zu zwingen, ebenso neu als grob; wäre ihm der Ritter zu Handen gewesen, so würde er ihm die schönsten Grobheiten dafür zurückgegeben haben. Allein dem Thorwart durfte er's doch nicht entgelten lassen; der that ja nur seine Pflicht und war überdies ein baumstarker Kerl, den man nicht so ohne weiteres vor die Thüre warf.

Also bot er ihm einen Stuhl und setzte ihm einen Krug Wein und ein großes Stück kalten Rindsbraten vor; denn der Mann war heute schon drei Meilen weit geritten und hatte noch nicht gefrühstückt. Der Appetit war sehenswerth, mit welchem derselbe lautlos den Braten verarbeitete.

Konrad that, als grundire er das abgekratzte Bild der h. Katharina, um nebenher seinen ungebetenen Gast zu beobachten. Da blitzte ihm ein Einfall durch den Kopf. War es nicht gescheidter, er malte dies echte, greifbare Stück Natur, was da vor ihm saß, statt dem Luftgespinnste eines Frauenbildes nachzujagen, welches er doch niemals mit dem Pinsel fassen konnte? Gesagt, gethan! Ganz wie

von selbst gestalteten sich ihm die verwetterten Züge des alten Thorwarts auf der verdorbenen Tafel. Und als nur erst einmal die Umrisse feststanden, mischte er sich mit wüthendem Eifer eine ganz neue Palette und begann naß in naß alla prima zu malen. Er befahl dem Thorwart ganz fest sitzen zu bleiben, und dieser that es auch mit komischem Zwange; denn er glaubte, das gehöre mit zu seinem Auftrag. Dagegen war kein Wort aus ihm herauszubringen; sein Herr hatte ihm strenge eingeschärft, den Künstler nicht durch Unterhaltung zu stören.

Höchst naturgetreu brachte Lenz sein neues Modell auf die Tafel, nur verlängerte er dessen Ohren etwas eselartig, ließ ihm ein paar kleine Hörner zwischen dem wolligen Haare hervorschießen, verwandelte die engen Lederhosen in Bocksfüße und setzte hinten seitwärts ein allerliebstes Schwänzchen an. Und so hatte er bis zum Abendläuten einen frühstückenden Satyr fertig und war glücklich in dem Bewußtsein, doch endlich wieder einmal mit rascher Hand ein Bild vollendet zu haben.

Er erschrak gar nicht, als ihm im Augenblicke, wo er eben den Pinsel weglegte, der Ritter auf die

Schulter klopfte. Vor lauter Schöpferjubel hatte er ihn gar nicht kommen hören.

„Ihr erscheint zur rechten Stunde!“ rief er und zeigte ihm das neue Bild und versicherte, es gehöre zum besten, was er je gemalt; nun werde der Herr Ritter doch gestehen, daß er auch rasch entwerfen und ausführen könne, wenn es gelte.

Allein der wunderliche Mann hatte gar kein Verständniß für diese Meisterprobe; er donnerte und wetterte und nannte den Maler einen Narren, der schon wieder einen Tag verloren und nun gar einen Waldteufel statt der heiligen Katharina gemalt habe.

Lenz mußte laut auflachen, die Thränen traten ihm in die großen blauen Augen, und er sah und lachte dem Ritter so herzlich ins Gesicht, daß dieser mitlachen mußte, obgleich er mit aller Gewalt den Mund zusammenbiß. Das verdoppelte nun des Künstlers Lachlust dergestalt, daß er auch den Thorwart ansteckte, der sein Porträt mit so schallendem Gewieher begrüßte, als sei er ein wirklicher Satyr und eben aus Theokrits Idyllen davongelaufen.

„Ihr habt recht mit Eurem Schelten!“ rief Konrad, da er endlich wieder zu Athem kam; „es ist

eine wahre Schande, wie leicht ich mich verführen lasse! Aber warum habt Ihr mir auch einen so unwiderstehlichen Kerl vor die Staffelei gesetzt?"

Der Ritter meinte, nun gebe es nur noch ein Mittel, die Nothhelfer rechtzeitig fertig zu kriegen: der Maler solle mit allem Handwerkszeug auf seine Burg kommen. Da seien etliche abgelegene Zimmer, wo ihn nichts zerstreue; in tiefster Stille und Einsamkeit könne er dort die Bilder vollenden.

Der Maler fand den Vorschlag ganz prächtig und hoffte auf raschesten Erfolg. Nur fürchtete er seinem Gönner lästig zu fallen.

Allein dieser beruhigte ihn darüber: er habe den Plan schon länger gehegt, ja bereits alles für denselben vorgekehrt. In der That hatte der Thorwart vorsorglich ein Saumthier neben seinem Pferde mitgebracht und in die Schenke eingestellt, auf welches die Staffelei mit den Malgeräthen und den fertigen und leeren Tafeln gepackt wurde.

So zogen sie zu Dreien noch selbigen Abends aus, Konrad Lenz gleichfalls zu Roß, statt eines Spießes mit dem Malerstock bewehrt. Der alte Thorwart aber ritt als Knappe hinterdrein, auf der

rechten Hand als dextrarius das Saumthier führend, welches statt Schild und Rüstung die Staffelei und die Bilder trug.

Konrad fand den ritterlichen Aufzug so köstlich, daß er Lust hatte, ihn vor dem Aufbruch wenigstens mit etlichen Strichen zu skizziren, aber der Ritter drängte, denn es galt noch einen scharfen Ritt, daß sie vor tiefer Nacht die Burg erreichten.

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen erwachte Konrad Lenz auf Burg Haltenberg nach einem höchst gesunden Schlafe; es war schon neun Uhr, und die Augustsonne brannte ihm heiß aufs Bett. Nachdem er sich erinnert, wo er sei und wie er hierhergekommen, sprang er frohgelaunt aus den Federn. Es war doch lustig, daß der Ritter gleich ihn selber aufgepackt, um der Bilder ganz gewiß zu sein.

Beim Anziehen der einzelnen Kleidungsstücke lief er so zwischendurch in der Stube herum, die Oertlichkeit genauer zu betrachten; denn vergangene Nacht

hatte er wenig mehr gesehen und sein unruhiger Geist duldete nicht, daß er ein Geschäft methodisch nach dem andern vornahm.

Also schlüpfte er auf den Strümpfen zum Fenster und erforschte den landschaftlichen Hintergrund, während er die Hosen nestelte. Da war freilich nicht viel zu finden. Eine hohe Mauer schnitt, etwas unverschämt nahe, den Horizont ab; hinter derselben sah man jedoch noch die Kuppe eines fernen Waldberges. Der mußte nächstertags erstiegen werden! Vorher wollte der Künstler übrigens die Damen des Schlosses kennen lernen und mit ihnen in näheren Verkehr treten; denn der Ritter sollte eine schöne Tochter haben, die er vor niemandem sehen ließ. Wenn über solch erster Orientirung innerhalb und außerhalb der Burg auch vierzehn Tage vergingen, so schadete das nichts; Leonhard fällt Anfangs November, folglich blieben noch gut zwei Monate Zeit für die leidige Malerei.

Unter diesen Erwägungen war der Künstler glücklich ins halbe Wamms gekommen und durchschritt nun, indem er dasselbe vollends anzog, die geräumige Vorhalle, sein künftiges Atelier.

Dort sah es wunderlich aus. Ein Feuerherd mit großem überhangendem Kaminschoß stand an der Wand, daneben ein kleiner, seltsam geformter Ofen, Schmelztiegel und Töpfe aller Art, Flaschen und Destillirkolben auf Tischen und Simsen, altes bestaubtes, zerbrochenes Geschirr. Die Staffelei mit den Bildern und Malwerkzeugen hatte man zwischen diesen Trödel mitten hinein gestellt.

Der Maler wollte eben seine Pantoffeln anziehen, um auch noch ein wenig ins nächstanstoßende Zimmer zu spähen, da erschien der Hausherr, gefolgt vom Thorwart, welcher das Frühstück brachte.

Man begrüßte sich artig, und der Gast bezeugte dem Wirthe seinen Dank, daß er ihn so malerisch quartiert habe; diese phantastische Halle zumal sei ganz wie für einen Künstler gemacht, Quintin Messis hätte sein Atelier nicht sinniger ausschmücken können mit angenehm unnützen Dingen, fast möchte er's gleich als Studie malen. Uebrigens möge ihm sein freundlicher Wirth doch sagen, was dieser Herd und Ofen sammt all den Flaschen und Kolben eigentlich bedeute?

Kurz und bündig antwortete der Herr von

Haltenberg: „Mein Vater baute diese Halle für einen Alchymisten, welcher von ihm viel Gold erhielt und hundertmal mehr Gold damit zu machen versprach. Aber eines Tages ging der Goldmacher durch und ließ nichts zurück als etwas schwarze Wäsche. Darauf ließ mein Vater alle Fenster dieses Baues stark vergittern — wie Ihr seht — die Thüren mit schweren Schlössern und starken Riegeln verwahren — überzeugt Euch selber! — ja sogar den Kamin von innen durch gute Eisenstangen sichern — blickt hinauf: durch den Schornstein aufs Dach zu klettern ist ganz unmöglich. Er hoffte den Goldmacher wieder zu kriegen oder vielleicht auch einen andern, besseren, und dann war abermaligem Davonlaufen vorgebeugt. Aber der alte Goldmacher kam nicht wieder; denn er war inzwischen in Eßlingen gehängt worden, und ein zweiter fand sich auch nicht. So standen dann die Räume leer bis heute. Und also hat mein Vater Riegel und Gitter doch nicht umsonst gemacht; denn jetzt bleibt Ihr hier eingesperrt, bis alle vierzehn Nothhelfer fertig sind. Ihr werdet während der Zeit weder mich sehen noch überhaupt einen Menschen außer meinem treuen Thor-

wart, der Euer Schließer und Aufwärter sein wird. Sein Gesicht wird Euch nicht zerstreuen, Ihr habt es ja bereits gemalt. Guten Appetit zum Frühstück!“

Mit diesen Worten ging der Alte hinaus sammt dem Diener, welcher äußerst hurtig die Thüre schloß und riegelte.

Vergebens rief ihnen Konrad Lenz die feierlichsten Proteste nach gegen solche Gewaltthat, — zuerst durchs Schlüsselloch, dann durchs Fenster. „Ich bin Bürger der Reichsstadt, sie wird mich befreien und rächen! Ich bin Genoß der Malergilde, sie wird für mich bei Kaiser und Reich klagen!“ Vergebens! Es hörte ihn niemand außer etlichen Spatzen vor dem Fenster, die sehr erschreckt davon flogen.

Viertes Kapitel.

Konrads nächster Entschluß war, nunmehr erst recht keinen Pinsel anzurühren, dagegen alle List dahin zu richten, wie er etwa ausbrechen oder doch seinen Freunden Nachricht geben könne, daß sie ihn frei machten.

Aber alle Versuche scheiterten.

Die Zimmer waren hell und geräumig, gar nicht kerkerhaft, allein die Gitter und Riegel so fest, daß selbst ein Goldmacher, welcher doch in Spitzbubenkünsten geschulter ist, als so ein unschuldiger Maler, schwerlich hinausgekommen wäre.

Der Thorwart brachte nicht etwa karge Gefangenenkost, sondern treffliches Essen und den besten Wein und sorgte für alle Bequemlichkeit. Allein keine Ueberredungskunst verfing bei dem alten knurrenden Bullenbeißer, und solange er im Zimmer war, hielt eine unsichtbare Hand von außen die Thüre verschlossen.

Die Räume lagen im Erdgeschoß, wie sich's bei der Teufelsküche eines Alchymisten von selbst versteht, und die Fenster gingen auf ein kleines verwildertes Gärtchen, welches durch die hohe, von der fernen Waldkuppe überragte Mauer abgeschlossen war; irgend einen benachbarten Theil der Burg oder gar einen Menschen konnte man nirgends erspähen. Und so blieb kein Karthäuser in seiner engen Zelle gründlicher vor den Zerstreuungen der Welt bewahrt, als der Künstler in dem weitläufigen Gelaß.

Nachdem er acht Tage nichts gethan, als laut auf den Ritter geschimpft und leise an allen Eisenstangen gerüttelt, ward ihm diese einfache Beschäftigung doch zu langweilig. Er betrachtete seinen gröbsten Borstpinsel und sprach: „Will mich der Herr von Haltenberg so gröblich zur Arbeit zwingen, so soll ihm auch nur mit diesem groben Pinsel gedient sein. Wie ein freier Mann malen kann, das habe ich ihm gezeigt; jetzt soll er einmal sehen, wie man in Banden malt!“

Und nun strich er mit dem Borstpinsel sämmtliche noch ausstehende Nothhelfer hurtig und geschwind auf die Tafeln: Sanct Erasmus, Georg, Aegidius, Christoph, Leonhard und zuletzt auch die heilige Katharina. Sie waren gezeichnet wie Lebkuchenmänner und kolorirt wie Bleisoldaten. Darauf schickte er die ganze Gesellschaft dem Ritter mit dem Bemerken, hier erhalte der gnädige Herr seine Bilder, nun möge er ihm auch seine Freiheit wiedergeben.

Allein der Thorwart brachte die Kunstwerke umgehend zurück mit der Antwort, wenn es dem Herrn Maler etwa an Spiritus und Bimsstein fehle, um die Tafeln wieder abzuwaschen, dann solle ein rei-

tender Bote sofort genügenden Vorrath aus der Stadt holen.

Im hellen Zorn rückte Konrad die Staffelei ans Fenster, um die bunten Puppen der Reihe nach darauf zu stellen und noch einmal im besten Lichte zu betrachten und bei ihrem Anblick seinen Aerger hinweg zu lachen. Er meinte, so ganz werthlos sei diese Arbeit doch nicht, denn er habe da die faust=fertigen Heiligenmaler recht gelungen travestirt. Nur schien ihm noch hier und dort ein besonders charakter=voller Stümperzug zu fehlen, und so griff er zum Pinsel und setzte immer drolligere Drucker auf die tollen Karrikaturen.

Plötzlich ward es ihm aber doch etwas unheim=lich zu Muth. Beging er nicht eine Sünde? Zwar wollte er zunächst des Ritters spotten, aber ver=spottete er nicht zugleich auch die Heiligen? Ein Meister aus der alten Schule hätte dergleichen gewiß nicht gethan. Er hätte dem groben Ritter vielleicht noch viel gröber gedient; aber die Heiligen hätte er um Gottes willen so schön gemalt, als nur immer mög=lich. „Und wenn mir nun die Nothhelfer wirklich zürnten? Sie haben den Ritter aus dem Kerker

der Türken befreit; können sie mich nicht ebensogut im Kerker des Ritters auf ewig stecken lassen?“

Bei diesem Selbstgespräch blickte er auf. Und wie erstaunte er! Gegenüber der Fensternische, wo er vor der Staffelei saß, hing ein Spiegel und in dem Spiegel erschien mit einemmale ganz hell und klar das leibhaftige Bild der h. Katharina, nicht jener Katharina, die er anfangs gemalt und nachher wieder abgekratzt, sondern der anderen, schöneren, die er vergebens hatte malen wollen.

Eine Vision! Erschien ihm die Heilige strafend oder helfend? Im ersten Augenblicke glaubte der erschrockene Maler wirklich, es sei eine überirdische Erscheinung. Aber das liebliche Mädchengesicht war gar zu irdisch lebensfrisch und Konrad Lenz kein Maler mehr aus der alten Schule, sondern das humanistisch aufgeklärte Kind einer neuen Zeit. Darum sammelte er sich rasch, hielt sich ganz stille und malte mechanisch fort, indeß er von unten herauf nach dem Spiegel schaute.

Und blitzschnell überlegte er: nach den Gesetzen der Perspective mußte das Original des Spiegelbildes ganz nahe hinter seinem Rücken draußen vor

dem offenen Fenster stehen, seine Arbeit belauschend. Schon vorgestern, da er vom Mittagsschlaf erwachte, war es ihm, als sei dieselbe Gestalt durch den Garten vorm Fenster vorbei gehuscht, doch weil er schlummernd eben von der schönen Unbekannten geträumt hatte, hielt er damals die fliehende Erscheinung für das wache Ausklingen seines Traumes.

Was war nun zu thun? Kehrte er sich um, dann würde sie sicher wieder davonlaufen. Für einen Gefangenen gelten die gewöhnlichen Regeln des Verkehrs mit Damen nicht. Also sprang er mit einem wahren Katzensprung vom Stuhle, ergriff in halber Wendung durchs Gitter die rechte Hand des auf die Fensterbrüstung lauschend gelehnten Mädchens und hielt sie fest.

Die Jungfrau, zum Tode erschreckt, schrie laut auf und rang, sich frei zu machen; allein es half nichts; im Nu hatte der Maler auch ihre Linke gepackt und hielt seine Gefangene nun mit beiden Händen. Um Hilfe zu rufen, wagte sie nicht; denn sie war ja selber auf verbotenen Wegen herbeigeschlichen.

Konrad Lenz aber sprach mit größter Artigkeit.

„Verzeiht, edles Fräulein, daß ich Euch nicht wieder loslasse, bevor wir ein wenig geplaudert haben. Seit Wochen durfte ich mit keiner Menschenseele sprechen, und da fühle ich jetzt ein entsetzliches Bedürfniß nach mündlicher Mittheilung, zumal aus so schönem Munde.“

Das Mädchen aber klagte leise über ihre Neugier, die sie in diese Falle gebracht. Sie habe in der Burg gehört, daß hier wieder ein Goldmacher eingesperrt sei, und da hätte sie gar zu gern einmal erspähen mögen, wie Gold gemacht werde. Nun sehe sie aber, daß er gar kein Alchymist sei, sondern der freundliche Tünchermeister, welcher ihnen neulich in der Stadt den Weg zum Katharinenkloster gewiesen.

Bei dem Worte „Tünchermeister“ fühlte sich Lenz wie von einer Natter gestochen, daß er die linke Hand des Mädchens unwillkürlich fahren ließ, aber die rechte hielt er dafür um so fester.

„Ich bin kein Tüncher,“ rief er stolz, „ich bin ein Maler! ein Schüler des trefflichen Christoph Amberger, dieser aber war ein Schüler des unübertrefflichen Hans Holbein, und so stammt meine Kunst

in gerader Linie und im zweiten Glied vom größten deutschen Meister ab."

„Die Enkel sehen manchmal dem Großvater nicht besonders ähnlich," sprach lächelnd das Mädchen und deutete mit der Linken auf die Tafel, an welcher Lenz soeben gemalt hatte.

Entsetzt blickte dieser auf die grobe Sudelei, allerdings eine verdächtige Urkunde seiner Meisterschaft, und stieß mit dem Fuße wider das Gestell, daß das Bild herunterfiel und glücklicherweise — wie Butterbrote pflegen — mit der fetten Seite auf den Boden.

„Nur aus Wuth habe ich diese Spottbilder gemacht, weil man mich hier durch den Kerker zum Malen zwingen will. Der Burgherr verwahrt ganz andere Werke meines Pinsels, die werden Euch zeigen, daß ich kein Tüncher bin. Und glaubt Ihr denn, daß man mich wie einen Goldmacher einsperrte, wenn ich nur die Fratze machen könnte, welche hier am Boden liegt?"

Der letzte Grund leuchtete dem klugen Mädchen ein. Aber der Maler hörte kaum auf ihre Antwort. Er war so lange nicht zu Wort gekommen, er mußte

den Augenblick festhalten und sich gründlich aus=sprechen. Aufs anmuthigste beschuldigte er seine schöne Gefangene, daß sie schuld sei an seiner eigenen Gefangenschaft, und erzählte, wie ihr Anblick beim Gange zum Katharinenkloster seine Phantasie zu so hellen Flammen entzündet, daß er sie durchaus habe malen müssen, und zwar als heilige Katharina; allein so ganz frei aus dem Kopf sei das nun und nimmer gegangen, und dadurch seien die bestellten Nothhelfer derart in Rückstand gekommen, daß ihn der Herr von Haltenberg zuletzt hier zur Zwangs=arbeit eingesperrt habe. Nach Künstlerart wußte aber der Erzähler die ganze Geschichte so geschickt zu gruppiren und mit hoch aufgesetzten Lichtern zu stei=gern, daß seine Schwärmerei für die Unbekannte zu=letzt als die alleinige Quelle alles Unheils erschien.

Beim Beginn der Erzählung hielt er ihre Hand noch fest, doch im Verlauf konnte er sie ohne Ge=fahr loslassen; das Mädchen lief nicht mehr davon, sondern hörte gespannt bis zum Ende, und als er ihr dann die Hand noch einmal aus bloßer Freund=schaft drücken wollte, zog sie die ihrige nur ein klein wenig zurück.

Sie schien recht bekümmert über den armen Mann, den sie so ganz unwissend in Noth gebracht. Dem glückseligen Konrad ging aber jetzt eine helle Fackel auf: die Unbekannte konnte niemand anders sein, als des Haltenbergers wunderschöne Tochter, die der Tyrann, gleich grausam gegen das Naturschöne wie gegen das Kunstschöne, vor aller Welt verborgen hielt. Darum bat er, sie möge doch in ihren Vater dringen, daß er die Thüren dieses Kerkers öffne.

„Das kann ich nicht," erwiderte sie, „und das darf mein Vater nicht. Er mag Euch hart behandeln; allein er thut eben nur, was ihm die Pflicht befiehlt."

„Da haben wir ganz das Kind der alten Schule!" dachte der Maler. „Einen armen Maler martert man zu Tod, nur um den Heiligen auf Tag und Stunde Wort zu halten!"

Uebrigens fragte er sich, ob es jetzt nicht nützlicher sei, wenn er noch etliche Wochen eingesperrt bliebe? Vielleicht bewog er das Fräulein, öfters in den stillen Garten zu kommen; sie sah ja schon recht theilnehmend aus. Wurde er in die Stadt

geschickt, dann erblickte er sie niemals wieder, und arbeitete er frei in der Burg, dann versiegte wohl stracks der erste Quell der Zuneigung, welchen er bei dem schönen Kinde erschlossen — das Mitleid.

Darum spann er rasch einen entsprechenden Plan.

Er hielt ihr vor, daß er nur wieder frei werden könne, wenn er die Bilder pünktlich und schön vollende. In der tödtenden Einsamkeit, ohne irgend eine menschliche Ansprache, sei ihm dies aber ganz unmöglich. Zudem könne er die verdorbene heilige Katharina nie wieder herstellen, wenn sie nicht ihre schönen Züge zum Vorbild leihe. Sie brauche ja nur ein paarmal auf ein Viertelstündchen wiederzukommen; plaudernd und auf den Raub porträtire man am allerbesten. Dazwischen fragte er, ob sie nicht etwa auch Katharina heiße? — Allein sie hieß Susanne.

Anfangs sträubte sie sich gegen den Vorschlag, ging dann aber doch darauf ein, — fast etwas geschwind, wie es hinterher dem Maler dünkte. Ihr Vater schien sie in der Einsamkeit zum unschuldsvollen reinen Naturkind erzogen zu haben.

Wie hatte die Erscheinung dieses Naturkindes

unſern Maler wieder von Grund aus verändert! Er freute ſich ſeines Gefängniſſes; denn ſie wollte morgen ſchon wieder ins Gärtchen kommen. Und malen wollte er jetzt die rückſtändigen Heiligen um der ſchönen Suſanne willen ſo begeiſtert und ſo pflichtgetreu, wie es nur je ein alter Meiſter um Gottes willen gethan!

Schon war es ihm undenkbar, daß er die Burg wieder verlaſſen könne, ohne mit Suſannen verlobt oder noch beſſer gleich verheirathet zu ſein. Hier aber kreuzten ſich zwei grundverſchiedene Gedankenzüge.

Er liebte Suſanne ſo heftig, wie nur je ſo ein ſtürmiſcher Wildfang ein Mädchen lieben konnte, welches er bereits zweimal geſehen und geſprochen, und er wollte ſie gewinnen, weil er ſie liebte.

Er wollte ſie aber auch gewinnen, um ihren Vater mit dem letzten Trumpf zu ſchlagen. Der Alte hatte ihn überliſtet und eingeſperrt, um ihm die Bilder abzuzwingen. Dafür überliſtete jetzt der Gefangene den Alten und zwang ihm ſein köſtlichſtes Kleinod ab, die ſo wohl verwahrte Tochter. Einen Goldmacher kann man hinter Schloß und Riegel ſetzen, aber wenn man einen jungen Maler und

ein junges Mädchen einsperrt, dann befreit zuletzt der Maler sich selbst und das Mädchen dazu!

Mit diesem Doppel-Triumphlied der Liebe und der Rache begann er eine ganz neue Tafel für die heilige Katharina zu grundiren.

Fünftes Kapitel.

Die hilfbereite Susanne kam wieder und setzte sich zum Plaudern vor das Fenstergitter, welches sie nach klösterlicher Redeweise das „Sprechgitter" nannte. Da sich kein Mensch in der Burg dem verwilderten Gärtchen nähern durfte, damit der Maler vor Zerstreuung bewahrt bleibe, so war ihr Verkehr ganz sicher.

Die ersten Tage brachten warmes und heiteres Wetter; Susanne konnte stundenlang da sitzen, ohne sich zu erkälten. Konrad malte äußerst langsam an seiner Katharina, auf daß sie ja recht trefflich geriethe.

Im September dagegen kam Regen und Nebel. Für die nassen Tage hatte sich der Maler den h.

Erasmus sammt den andern Männergestalten aufgespart. Susanne erschien nicht. Aber der Regentage wurden ihm zu viele, und er entdeckte, daß er die Männer schlechter male, wenn ihn die Jungfrau nicht durch ihre anmuthige Gegenwart begeisterte.

Nothgedrungen mußte sie darum auch im Regen kommen. Ja, die Regentage wurden die allerschönsten. In ein großes Tuch verhüllt — Regenschirme waren noch nicht landesüblich — schwang sich Susanne auf die Fensterbrüstung, denn sonst hätte sie unter der Dachtraufe gestanden, und drückte sich ganz hart ans Gitter, um nicht herunterzufallen. Da gab sich's dann sehr natürlich, daß ihr der Maler bei einem Platzregen den ersten Kuß raubte.

Sie war fast immer heiter, schalkhaft; ihre sonnige Laune paßte so recht für den fröhlichen Jüngling, und beide betheuerten sich bald gegenseitig, daß sie für einander geboren seien und einander verbleiben müßten immer und ewig; auch konnten sie sich's schon gar nicht mehr denken, daß es einmal eine Zeit gegeben habe, wo sie sich noch nicht gekannt.

Konrad hatte sich's im Grund etwas schwieriger gedacht, die Liebe eines so vornehmen Fräuleins zu gewinnen. Doch das kam wohl alles von ihrer abgesperrten Jugend; die Vögel, welche man am strengsten im Käfig hält, fliegen am liebsten davon. Und Susanne hatte noch gar nichts von der Welt gesehen, als das benachbarte Reichsstädtchen; Konrad aber versprach ihr, sie weit in die Welt mitzunehmen, sogar über die Alpen bis nach Rom und Venedig.

Nur in einigen Dingen war sie gar altmodisch streng. Aus lauter Ehrfurcht wagte sie kaum von ihrem Vater zu reden; sie schien sich ihn vielmehr als ihren Herrn und die Mutter als ihre Gebieterin zu denken, so recht nach urväterlicher Sitte; sie nannte ihn mitunter geradezu den Herrn von Haltenberg, wie ja auch die Ehefrauen vordem ihren Gemahl als Herrn bei Titel und Namen zu nennen pflegten.

Nachdem die beiden am Sprechgitter ihre Liebe völlig ins Reine gebracht, beredeten sie das Heirathen. Da verhehlte nun Susanne nicht, daß ihr Vater großes Bedenken gegen den Stand des Malers hegen werde; die Künstler stelle er nicht besonders

hoch, und den hier im Alchymistenkäfig eingesperrten halte er für einen lockeren Vogel. „Das sind nun Standesvorurtheile," meinte Susanne, „über welche ich selber völlig erhaben bin." Ja es dünke ihr sogar ein feinerer Beruf, schöne, fromme Bilder zu malen, als eine alte Burg zu hüten, die seit Menschengedenken niemand angegriffen habe.

Der Maler war entzückt, daß das Fräulein so gescheidt sprach, und bestärkte sie in ihrer erleuchteten Ansicht.

Inzwischen rückte der Herbst immer weiter vor; Konrad beschleunigte seine Arbeit, denn die Jahreszeit ward nachgerade etwas zu kalt für die künstlerischen Anregungen am offenen Fenster. Und so vollendete er denn die sämmtlichen Gemälde wirklich noch vierzehn Tage vor dem Termin, und die letzten Tafeln waren schöner als die ersten, die h. Katharina aber das weitaus schönste Bild von allen.

Der Tag des Triumphes und der Rache erschien. Am 23. Oktober ließ Konrad Lenz dem Herrn von Haltenberg sagen, der letzte Nothhelfer habe den letzten Pinselstrich erhalten, und wenn sich der Ritter des Nachmittags in die Halle bemühen

wolle, so werde er sämmtliche neue Bilder im besten Lichte aufgestellt finden.

Auf den Vormittag hatte er noch eine Rücksprache mit Susannen verabredet. Leider fiel der Regen in Strömen, so daß sich das Mädchen auf die Fensterbrüstung setzen und ganz eng ans Gitter drücken mußte. Konrad wollte heute noch mit dem Geständniß ihrer geheimen Schwüre vor den Ritter treten. Dessen Standesvorurtheile machten ihm jetzt freilich bänger denn je, darum redete er sich seine Beklemmung hinweg, indem er Susannen noch einmal vorerzählte, wie hochgestellt in gegenwärtigen Zeiten die großen Maler Italiens seien, und wie seine Ahnen auch keineswegs aus den Zünften stammten, sondern aus den Patriziern der freien Reichsstadt Bopfingen. Als sein Urgroßvater von dort weggezogen, habe er aber das Patriziat aufgegeben, welches dem niederen Adel gleich geachtet würde.

Zwischenbei unterbrach er diese schon öfters erzählte Geschichte durch mehr lyrische Ausrufungen und zwängte seinen Kopf mühsam durch die Eisenstangen, wobei er Susannens Mund etwas näher berührte, als fürs bloße Wortverständniß nöthig war.

Nun hatte aber den Ritter die Neugier geplagt, die vollendeten Bilder sofort zu sehen; um das bessere Licht am Nachmittage kümmerte er sich wenig. Er war mit dem Thorwart in die Halle getreten, dröhnenden Schrittes nach gewohnter Art, allein im Rausch der Gefühle und im Rauschen des Regens hatte ihn das Paar am Sprechgitter dennoch nicht gehört.

Er hörte eine Weile ruhig zu, wie der Maler seinen vornehmen Künstler- und Patrizierstand rühmte; als aber derselbe zum drittenmale seinen Kopf durchs Gitter zwängte, klopfte er ihm auf die Schulter.

Konrad wollte rasch zurückfahren, blieb jedoch stecken, denn nur langsam und mit feinem Bedacht war der Kopf wieder hereinzubringen. Susanne schrie laut auf und lief davon.

Der Künstler befand sich in einer kläglichen Lage. Er hatte dem Ritter so stolz und fest vor Augen treten wollen und steckte nun da, wie der Fuchs im Schlageisen. Und daß Susanne davongelaufen, war auch gar zu kindisch; sie hätte heldenhaft stehen bleiben sollen, trotz Regen und Ritter.

Doch das alles war nur ein Moment. Der Maler lachte laut auf, der Ritter lachte mit, und der alte Thorwart lachte im Echo: da wurde der Kopf frei. Ein anderer als der Maler hätte keineswegs gelacht, trotzdem ärgerte es ihn fürchterlich, daß der Ritter mitgelacht hatte, statt zu toben und zu wüthen, und dieser Aerger gab ihm seinen ganzen Stolz zurück.

Fest und feierlich trat er vor den alten Herrn. Er deutete auf die prächtigen Bilder und sagte geradaus wie immer, diese Tafeln seien so gut und pünktlich zu Ende gediehen, nicht durch die Langeweile des Kerkers, sondern einzig und allein durch die Beihilfe der reizenden Susanne. Sie nur habe des Ritters Wort vor den Nothhelfern gerettet. Die hundert Goldgulden begehre er nicht für eine durch Gewaltthat erpreßte Arbeit; für das, was er frei gethan, habe er bereits den höchsten Preis gewonnen, Susannens Liebe, — keine Macht könne ihre Herzen wieder auseinanderreißen, das stehe jetzt so fest und fertig, wie sämmtliche vierzehn Nothhelfer. Und also bitte er ihn um Susannens Hand.

Der Ritter lachte abermals, daß es von den

Gewölben wiederhallte. „Susannen wollt Ihr heirathen? Nun, ich habe durchaus nichts dagegen, wenn ich auch als Herr von Haltenberg einigen Einwand erheben könnte. Allein Ihr solltet doch zuerst den Vater des Mädchens fragen!“ — und er deutete auf — den Thorwart.

Dieser aber trat vor und sprach: „Wenn Susanne einmal heirathet, dann muß es ein Mann sein, der in ordentlichem Herrendienste steht und festes Brot hat und kein windiger Maler, den man einsperren muß, damit er seine Schuldigkeit thut.“

Konrad wußte nicht, wie ihm geschah. Ueber und über erröthend vermochte er nur verworrene Fragen zu stammeln, welche der Ritter wiederum kaum begriff; nur faßte dieser zuletzt wenigstens so viel, daß er's für dienlich zum allseitigen Verständniß hielt, dem Maler zu erklären, Susanne sei keineswegs seine Tochter, sondern die Kammerjungfer seiner Frau und seines treuen alten Dienstmannes, des Thorwarts, eheliches Kind.

Der hatte inzwischen das Mädchen herbeigeholt, um es unter harten Worten dem Maler wie zum Verhör gegenüber zu stellen.

Aus tiefer Scham erwachte dieser jetzt zu kochendem Zorn. Er sah sich betrogen von Susannen, die vor ihm das Fräulein gespielt, vielleicht gar im Complott mit seinen beiden Kerkermeistern.

Und als sich das Mädchen mit Thränen im Auge und doch fest und hoffnungssicher ihm näherte, stieß er sie hinweg und rief: „Ich glaubte einem ehrbaren Fräulein Lieb und Treue geschworen zu haben; einer buhlerischen Dienstmagd gilt mein Wort nicht!“

Susanne hatte genug von dem Vorhergegangenen gehört, um den Sinn dieser Worte zu begreifen. Lautlos, todtenbleich, mit zitternden Lippen, aber voll edeln Trotzes und Stolzes entfernte sie sich.

Doch der Ritter holte sie zurück und trat vor den Maler. Scharf, streng und ruhig sprach er: „Ich bin ein Mann von der alten Art, und Ihr feinen jungen Herren wißt wohl besser zu leben wie ich. Eines aber sage ich Euch: Wenn ich mich verliebt hätte, dann wäre ich nicht so blind ins Zeug gegangen. Aber wenn ich einmal einem ordentlichen Mädchen mein Wort gegeben, dann

hätt' ich's ihr auch gehalten, selbst wenn ich hinterdrein erfahren hätte, daß sie statt eines Fräuleins blos eine Kammerjungfer wäre!"

Diese Rede brachte den Maler wieder zur Besinnung. Er blickte auf die arme Susanne, die größer und vornehmer dastand als er selber. Nein! Ein solches Wesen konnte ihn nicht so durchtrieben betrogen haben! Und zugleich fiel ihm ein, daß sie sich doch niemals des Ritters Tochter genannt, von ihm vielmehr immer nur als von dem Herren gesprochen hatte. Es wurde klarer vor seinen Sinnen. Er selbst hatte sich betrogen und im stürmischen Brausen seiner Leidenschaft völlig überhört, was ihn auf die richtige Spur leiten mußte. Nach Künstlerart hatte er sich ausgedichtet und ausgemalt, was er sehen wollte, nicht was er sah.

Nun aber durchzuckte ihn auch die Reue über das unsägliche Leid, welches er Susannen in dieser Stunde angethan.

Er begehrte nur einen Augenblick mit ihr allein zu reden. Sie weigerte sich dessen anfangs; doch gab sie nach, und sie zogen sich zurück.

Der Ritter betrachtete inzwischen die letzten,

frisch gemalten Nothhelfer. Bei einem Bilde schüttelte er den Kopf sehr bedenklich.

Als Konrad und Susanne wieder vortraten — der Augenblick hatte fast eine halbe Stunde gewährt —, da hielten sie sich Hand in Hand, nicht ganz so fest wie zum erstenmal am Sprechgitter und doch viel fester. Sogar dem alten Herrn ward es weich ums Herz, da er den beiden ins Gesicht blickte, und er legte selber Fürsprache ein beim Thorwart, daß er sein Standesvorurtheil gegen die Maler überwinde.

Was der Herr begehrte, das konnte der Diener nicht verweigern. Er legte seine knochige Hand oben auf die verbundenen Hände der Liebenden. Es war fast rührend anzusehen.

In den Romanen denken die Helden bei jedem Hauptmoment genau, was sie denken sollen. Im Leben aber ist das oft ganz anders. Als Konrad den segnenden Händedruck des unerwarteten Schwiegervaters fühlte, warf er trotz allen Sturmes der Empfindung einen vergleichenden Blick auf den Vater, welchen er als frühstückenden Satyr, und auf die Tochter, welche er als Heilige gemalt. Und er

dachte bei sich: die längst verstorbene Mutter Susannens müsse wohl schöner noch wie eine Heilige, sie müsse geradezu engelschön gewesen sein, daß kraft ihres unendlichen Ueberschusses der Schönheitsgnade ein solcher Vater dennoch zu einer solchen Tochter habe kommen können.

(Es ist manchmal gut, wenn man die Schwiegereltern erst nach der Verlobung kennen lernt, besonders für Maler.)

Nun aber kam der Ritter noch mit einem schweren Bedenken. Er hob die neue Tafel der heiligen Katharina gegen das Licht und rief: „Das ist gar nicht die rechte Katharina, sondern Jungfer Susanne! — ganz aus dem Gesicht geschnitten! Die Tafel lasse ich nicht gelten! Soll ich unsere ehemalige Kammerjungfer meiner Familie und meinen Dienstleuten in der Burgkapelle zur Anbetung aufstellen? Hättet Ihr noch meine wirkliche Tochter mit dem Marterrad gemalt, so ließe sich darüber reden. Es ist noch vierzehn Tage bis St. Leonhard: Ihr müßt eine neue Tafel machen."

Der Maler erklärte, daß er mit Freuden das Bild zurücknehme, sein bestes Gemälde, Frucht und

Zeuge seiner seligsten Stunden. Und wenn der Ritter es durchaus wünsche, daß er seine Tochter unter die Nothhelfer male, so wolle er ihm auch dies, aber auch nur dies noch zu Gefallen thun.

Doch der Herr von Haltenberg bereute bereits das Wort, welches er so unbedacht gesprochen. Es faßte ihn ein plötzliches Grauen vor der dämonischen Malerei. Wer stand ihm gut, daß sich seine wirkliche Tochter beim Sitzen nicht am Ende auch noch wirklich in diesen unwiderstehlichen Wildfang von Maler verliebte?

Auf ein drittes aber ging Konrad durchaus nicht ein. Er behielt das Bild und malte keine neue Heilige. Leonhardstag kam, der Künstler war gar nicht mehr zu haben; er rüstete sich eben in der Stadt zur Hochzeit, und um ein Haar wären es jetzt doch blos dreizehn Nothhelfer gewesen.

Da nahm der entschlossene Ritter kühnen Griffes jene mit dem Borstpinsel gemalte heilige Katharina, die noch unversehrt in der Ecke stand, und reihte sie zu den dreizehn andern in der Kapelle.

Spätere Geschlechter hielten dieses Gemälde wegen seiner abscheulichen Malerei für ein ganz

uraltes und darum besonders weihevolles Stück, und so kam es in den Ruf eines Mirakelbildes und genoß der allgemeinsten Verehrung bei allem Volke. Die dreizehn feinen Bilder sind zur Revolutionszeit in verschiedene Galerien gewandert, aber die h. Katharina hängt noch immer, von brennenden Kerzen umgeben, in der Burgkapelle.

Konrad Lenz lebte überaus glücklich mit seiner Susanne, und an ihrem goldenen Hochzeittage schmückten blühende Enkel mit frischen Kränzen das Kunstheiligthum des Hauses, die andere Tafel der heiligen Katharina, das wundervolle Brautbild ihrer Großmutter.

Der verrückte Holländer.

(1873.)

Erstes Kapitel.

In der Morgenfrühe des 8. November 1836 standen drei Bergleute auf der Halde der Eisensteingrube „Amalia“ bei Niedershausen und rüsteten sich, in den Schacht zu fahren.

Einer derselben, Johann Justus Norz, schlechtweg Hanjust genannt, steckte jedoch vorerst noch die Hände in die Hosentaschen und rief: „Heut' fahre ich hier zum letzten Male ein; es ist Sünd' und Schande, wie schlecht man uns bezahlt! Wenn ich morgen wieder komme, dann soll mich der Teufel lothweis holen!“

Die beiden Andern lachten; denn Hanjust hatte schon seit vier Wochen fast alle Tage das nämliche Versprechen gegeben und mit dem gleichen Schwur besiegelt und war doch immer wieder gekommen. Der Spott seiner Kameraden aber brachte den Miß-

vergnügten erst recht in Harnisch; er schimpfte noch einmal so arg auf den niederträchtigen Lohn und wiederholte zum Schluß doppelt kräftig: „Und wenn ich morgen wieder komme, dann soll mich der Teufel lothweis holen!“

„Da ist er schon!“ rief plötzlich entsetzt sein Nebenmann und deutete in die Höhe.

Hanjust blickte auf: eine unförmliche Riesengestalt schwebte vom Himmel gerade auf die Bergwerkshalde nieder, sie war schon ganz nahe, Stimmen tönten aus der Luft; — die Bergleute prallten auseinander, wie wenn eine Bombe zwischen sie gefahren wäre. Hanjust sprang zur Oeffnung des Schachts, ergriff das Seil des Haspels, mit welchem die Erze heraufgewunden werden, und rutschte an demselben blitzgeschwind in die Tiefe. Wäre er die Leiter hinabgestiegen, so hätte er's bequemer gehabt; denn er fiel mit ganz zerrissenen Händen unten auf den Boden. Aber im Nu raffte er sich wieder empor, zündete seine Lampe an und begann wüthend zu arbeiten. Von den Händen rann das Blut, er vermochte vor Schmerz kaum die Spitzhaue zu halten, und sein linkes Bein that ihm so weh, daß er kaum

stehen konnte: denn er hatte sich beim Falle den Fuß verrenkt. Aber das focht ihn Alles nicht an: er hieb wahrhaft teufelmäßig auf das Gestein, um sich den Teufel vom Leib zu hauen; er sah ihn schon hinter seinem Rücken stehen und getraute sich nicht umzublicken.

Wohl eine gute Viertelstunde hat er's so getrieben, die Kräfte verließen ihn; da hörte er von obenher Rufe, die ihm das Mark in den Knochen erzittern machten. Deutlich verstand er seinen Namen. Rief ihn der Teufel? Doch es fiel ihm ein, daß derselbe eigentlich von unten herauf kommen müsse und nicht von oben herunter, und er wagte genauer hinzuhorchen. Die Stimmen klangen bekannt: es waren seine Kameraden. „Komm' herauf!" riefen sie: „hier gibt es was zu schaffen! Es sind drei Engländer vom Himmel gefallen!"

Das dünkte dem Hanjust wieder ein schauerlicher Spuk. Allein der Gedanke überkam ihn jetzt plötzlich mit aller Macht, daß er ja unter der Erde dem Revier des Teufels am nächsten sei, und also kroch er langsam zur Leiter und stieg höchst vorsichtig hinauf, und von den oberen Sprossen reckte

er den Kopf zunächst nur ein klein wenig über den Boden empor, um nöthigenfalls sofort wieder hinunterzufahren.

Aber da oben sah er ein eben so neues als lustiges Schauspiel.

Es waren wirklich drei Engländer vom Himmel gefallen, nämlich die Herren Karl Green, Robert Hollond und Thomas Monk-Mason. In dem Ballon „Royal-Vauxhall“ gestern Nachmittags zwei Uhr bei London aufgestiegen, waren sie über Nacht hundert-undsiebenzig Stunden Wegs weit durch die Luft zur Lahn gefahren, sie hatten die größte Luftreise gemacht, welche jemals Menschen vollführten, um heute früh bei Niedershausen dem armen Hanjust Norz nahezu auf den Kopf zu fallen.

Schon lag das riesige Ungethüm, der Ballon, schlaff und gefesselt am Boden und die Bauern und Bergleute eilten von allen Seiten herzu, um das Wunder zu begaffen und das Reisegeräthe der Luftschiffer aufzusammeln. Bei der Waldecke hatten es dieselben ausgeworfen, wo sie beinahe in den Eichenwipfeln hängen geblieben wären, und bei der Lochmühle, wo sie um ein Haar den Schornstein mit-

genommen hätten. Fahnen, Fallschirme, physikalische Instrumente, Proviant, Ballastgefäße — Alles wurde in buntem Durcheinander neben der Gondel des englischen Luftschiffs aufgehäuft, die in einem deutschen Kartoffelacker vor Anker lag.

Aber bunter noch als dieser Knäuel von Siebensachen war die Sprachverwirrung des Menschenknäuels, welcher, immer breiter anwachsend, die Luftschiffer umringte. Die Engländer wollten wissen, wo sie denn schließlich hingekommen, und die Bauern, wo die fremden Männer hergekommen seien. Da aber die Engländer nicht einmal deutsch, geschweige niedershäusisch verstanden, und die Niedershäuser im Englischen auch nicht ganz sattelfest waren, so kam der internationale Austausch sehr langsam in Fluß. Doch erfuhren die kühnen Reisenden endlich, daß sie sich in einem Seitenthale der Lahn befänden, daß die nächste Stadt Weilburg heiße und nur zwei Stunden entfernt sei, und auf ihr pantomimisches Bitten beeilten sich denn auch die Bauern, mehrere Leiterwagen herbeizuschaffen, um den Ballon sammt Zubehör nach jener Stadt zu befördern.

Bei diesem Höhepunkte des Verständnisses war

man eben angelangt, als Hanjuſt herbeigehinkt kam, zwar immer noch etwas vergeiſtert, aber doch erleichterten Herzens, da er ſah und hörte, wie menſchlich hier Alles zuging. Statt des Grubenlichtes trug er einen Theekeſſel in der Hand, den er bei der Halde gefunden; denn die Engländer hatten dieſes nationale Geräthe keineswegs zu Hauſe gelaſſen und ſich geſtern Abend, zehntauſend Fuß über der Erde ſchwebend, ihren Thee eben ſo gut mit ungelöſchtem Kalk gekocht, wie ſie's auf feſtem Boden mit Spiritus gethan hätten.

Hanjuſt überreichte Herrn Green den Theekeſſel. Seine Miene war dabei ſo kläglich niedergeſchlagen und ſein ganzes Ausſehen ſo jammervoll, daß ihm der Engländer im Ueberwallen des Dankes und Mitleids eine Flaſche Portwein und eine große londoner Wurſt als Finderlohn ſchenkte.

Aus Furcht vor dem Spott der Kameraden — ſie flüſterten ſchon rechts und links vom Teufel und der Flucht am Haſpelſeil — ſchlich ſich Hanjuſt mit ſeiner Beute ganz ſachte davon, nachdem er die erſte Neugierde noch ein klein wenig befriedigt hatte.

Im Hauſe machte er ſich mit ſeiner Frau ſofort

über die guten Gaben, die so unerwartet von oben gekommen waren. Mit dem ersten Glase des köstlichen Weines spülte er die letzten Nachwehen des ausgestandenen Schreckens aus seinem Geiste, und nur als er darauf die Wurst, welche ihm Herr Green höchst überflüssiger Weise in ein Papier gewickelt hatte, von dieser Hülle befreite, erinnerten ihn seine wunden Hände wieder an die schauerliche Viertelstunde im Bergwerk. Darauf aber aßen beide ihre Wurst in Frieden und bedachten nicht, daß jenes fettige Papier eigentlich merkwürdiger sei als die ganze Wurst; denn es war die Nummer des „Morning Chronicle“ vom gestrigen Tage. Noch niemals war eine londoner Zeitung so geschwind nach Niedershausen gekommen, und selbst der englische Bundestagsgesandte in Frankfurt befand sich zur Zeit noch nicht im Besitze dieser neuesten Nachrichten, welche Hanjust Norz mit souveräner Geringschätzung in den Ofen warf.

Zweites Kapitel.

In den nächsten Tagen strömten die Menschen zu Tausenden nach Weilburg, um das Luftschiff und die drei Engländer zu sehen. Der Ballon lag, halbwegs aufgeblasen, in der bedeckten Reitbahn des Schlosses. Herr Green erklärte den Beschauern stundenlang die Geheimnisse der Aeronautik, bald auf englisch, bald auf französisch; die Bürger und Bauern hörten auf deutsch zu, verstanden kein Wort und waren doch sehr erbaut davon.

Alle Welt sprach nur noch von Kohlenwasserstoffgas, Luftdruck und Steigkraft, von Mongolfieren, Charlieren und Greenieren. Die Didaskalia brachte jeden Tag zwei Korrespondenzen aus Weilburg, während sie sonst im ganzen Jahre kaum eine einzige zu bringen pflegte. Die Gelehrten der Stadt besangen Dädalus als den ältesten und Green als den jüngsten Luftschiffer in lateinischen Distichen und die Engländer dankten in englischen Reimstrophen. Manche Leute spähten aus, ob nicht noch andere Luftschiffe nachkämen, man war sicher, daß auch sie

bei Weilburg niederfallen würden. Der Ort schien besonders anziehend für Ballons zu sein, denn schon vor fünfzig Jahren hatte sich Blanchard hier niedergelassen, und man holte seine alten Fahnen hervor, welche seitdem zum ewigen Gedächtniß im städtischen Archiv aufbewahrt wurden. Aber Blanchard war nur von Frankfurt gekommen, was besagte das gegen eine Fahrt von London nach Weilburg!

Während solchergestalt Stadt und Land augenblicklich nur noch in der Luft schwebte und von der Luft lebte, saß Johann Justus Norz traurig zu Hause. Schon drei Tage hatte er kein warmes Mittagessen gekriegt, weil seine Frau jedesmal nach Weilburg gelaufen war, um dort die aeronautischen Herrlichkeiten zu sehen; kam sie dann Abends zurück, so zankte sie den Mann wegen seiner Dummheit, die ihm den hinkenden Fuß und die geschundenen Hände eingebracht. Er konnte nicht arbeiten und verlor den Tagelohn, und dieß war schlimm genug, denn er lebte nahezu von der Hand zum Munde. Sein Häuschen mit dem moosigen Strohdach war arg verfallen und sein Ackergut so klein, daß er kaum eine magere Kuh darauf halten konnte. Und

auf diesem armseligen Besitz lasteten obendrein noch Schulden. Gerade jetzt auf Martini war ein Zins fällig, welchen Hanjust an den Doktor Vanderstraten in Weilburg zu zahlen hatte. Der Zins betrug fünfundzwanzig Gulden; der arme Schuldner brachte aber nur achtzehn zusammen, und der Doktor war ein gar wunderlicher Gläubiger. Er hatte das Geld zu drei Prozent dargeliehen, und viele arme Leute ringsum borgten bei ihm, weil er so wenig Zinsen nahm, allein er verlangte seinen Zins voll und pünktlich, und vergönnte durchaus keinen Aufschub.

Hanjust fürchtete sich darum entsetzlich, vor dem Doktor zu erscheinen mit dem Bekenntniß seiner halben Insolvenz; er wollte, daß die Frau statt seiner nach Weilburg gehe und den gestrengen Herrn um Nachsicht bitte. Diese aber sprach: „Umgekehrt! Du bist der rechte Mann dazu. Morgen schickt der Lochmüller Mehl in die Stadt; Du kannst Dich auf den Fritz, den großen Maulesel, setzen, der trägt Dich leicht mitsammt dem Mehlsack. Kommst Du dann zum Doktor und zeigst ihm Deine zerrissenen Hände und den verrenkten Fuß, so wird er Dir aus Mitleid gewiß Ausstand geben für die fehlenden

sieben Gulden. Und überdieß ist jetzt die ganze Stadt in Freud' und Jubel über das Luftschiff, die Leute leben wie im Rausch, da ist man gnädig gesinnt, und Du kannst ja dem Doktor auch sagen, daß Du eigentlich durch dasselbe Luftschiff verunglückt bist, welches jetzt Weilburg in der ganzen Welt berühmt gemacht hat."

Der arme Schlucker aber fragte, wie er das Alles denn dem Doktor sagen solle, da derselbe ja mit keinem Menschen spreche? und wie er dem Doktor seine verletzten Glieder zeigen solle, da er ihn ja niemals zu sehen kriege?

So war es in der That. Schon seit zehn Jahren trug Hanjust den Zins in des Doktors Haus, allein er drang jedesmal nur bis zur Dienstmagd vor, die ihm auf dem Flur das Geld abnahm und auch gleich die Quittung bereit hielt, den Doktor selbst aber hatte er niemals erblickt, denn der alte Herr war leutscheu, sah keinen Menschen bei sich und ging nicht aus. Nur in mondlosen Regennächten sollte er zuweilen von zwölf bis ein Uhr spazieren gehen, — so sagten die Leute.

Trotz alledem ließ Hanjust's Frau dessen Ein-

wand nicht gelten. Sie meinte, wenn das Luftschiff jetzt allen gescheidten Leuten die Köpfe verrücke, so könne es vielleicht auch umgekehrt den verrückten Doktor gescheidt gemacht haben. Und Hanjust hielt es zuletzt in der That für's Beste, sein Glück bei dem närrischen Kauze zu versuchen.

Also lauerte er des andern Morgens an der Straße, bis der Mühlknecht mit seinen Eseln kam, und bat ihn, daß er sich auf den Fritz setzen dürfe, oben auf den Mehlsack. Und nachdem ihm der Knecht hinaufgeholfen, fand er's da droben ganz lustig, ließ seine Beine in der Luft baumeln, zündete sich die thönerne Stummelpfeife an und genoß einstweilen die heitere Gegenwart, ohne der ahndungsvollen Zukunft zu gedenken. Seine Hände aber hatte er recht auffällig mit zwei blau und weiß karrirten Schnupftüchern umwickelt und die achtzehn Gulden trug er in einer großen Ochsenblase wohlverwahrt in der rechten Hosentasche.

Drittes Kapitel.

Ueber den Doktor Vanderstraten hatten sich die Weilburger schon lange genug vergebens den Kopf zerbrochen. Der Amtmann sagte, er sei ein psychologisches Räthsel, der Stadtschultheiß, er sei ein Narr, und der Pfarrer meinte, das sei im Grund ein und dasselbe, nur etwas höflicher oder gröber ausgedrückt.

Ein reicher Arzt aus Rotterdam, war Doktor Vanderstraten vor zwanzig Jahren nach Weilburg gekommen und hatte sich dort ein schönes Haus am Marktplatz gekauft, worin er einsam von seinen Renten lebte. Anfangs pflog er einigen dürftigen Umgang mit den Honoratioren der Stadt, wurde jedoch immer menschenscheuer. Ganz besonders floh er seine Kollegen, die Aerzte, und noch mehr die Apotheker. Ein Fenster seines Hauses, welches auf die Löwenapotheke zielte, hatte er vermauern lassen, damit er den weißen Löwen des Apothekers nicht mehr sehe. Man hatte nie gehört, daß er krank gewesen sei und einen andern Arzt gebraucht oder

auch sich selber etwas verschrieben habe. Arme Leute, die den „holländischen Doktor“ für eine Art Wundermann hielten und um irgend ein Heilmittel anbettelten, wies er zornig ab. Seine ganze Dienerschaft bestand aus der Magd; allein obgleich er sehr gut bezahlte und leicht zu betrügen war, blieb ihm doch Keine über ein Jahr im Dienste, so furchtbar lastete das Grausen der Langeweile auf dem stillen Haus mit dem stillen Manne. Erkrankte die Magd, so mußte sie augenblicklich in's Spital: ein Arzt durfte auch in diesem Fall nicht über die Schwelle.

Geschäftliche Besuche wurden im Vorzimmer abgefertigt, wobei die Magd gewöhnlich das Gespräch thüraus thürein vermittelte: denn nur im äußersten Nothfalle war der Hausherr selber zu sprechen. Zu seinem Wohn- und Schlafzimmer kam Niemand außer der Magd, wenn sie reinigte oder das Essen brachte. Die Zimmer des oberen Stockwerks aber, wo der Doktor oft tagelang einsam saß, durfte auch sie nicht betreten, und es ging die Sage, daß dort ein greulicher Staub und Schmutz herrsche bei einem wüsten Durcheinander von Büchern und altem Geräthe.

Viele Leute glaubten darum nachgerade, der

holländische Doktor sei weder ein echter Holländer noch ein echter Doktor; denn ein Holländer, der sich in Staub und Unordnung wohl fühlte und mit drei Prozent Zinsen begnügte, schien ihnen eben so unglaublich wie ein Doktor, der niemals ein Rezept verschrieb und weder mit einem Skelett noch mit Mißgeburten in Spiritusgläsern sein Vorzimmer geziert hatte.

Der einzige Mensch, welcher unserm Sonderling etwas näher gekommen, war der alte Herr von Söllbach, ein weiland nassau-oranischer Beamter, der sich zu dem Holländer als zu einem halben Landsmann hingezogen fühlte. Anfangs tauschten sie öftere Besuche, allein da der Doktor späterhin keinen Fuß mehr über seine Schwelle setzte, so wurden auch die Besuche seines Freundes immer seltener. Doch kam er ab und zu in das öde Haus am Marktplatz, halb aus Theilnahme und Mitleid, halb aus Neugierde. Er hätte gar zu gerne gewußt, wo es dem eben so gutmüthigen als wunderlichen Manne fehle, weil er ihm gerne geholfen und ihn wieder zu einem lebensfrischen, geselligen Menschen gemacht hätte.

Doktor Vanderstraten war ohne Zweifel tief-

sinnig, und indem er fortwährend in sich hinein grübelte und irgend einen schwarzen Punkt rastlos brütend verfolgte, hatte er zuletzt alle Kraft und Lust zum Erfassen der Außenwelt verloren und seine Furcht vor Berührung mit andern Leuten bis zur Krankheit gesteigert. Aber welches war dieser schwarze Punkt? Aus der peinlichen Angst, womit Vanderstraten jede Erinnerung an Aerzte und Apotheker mied und jedes Gespräch über medizinische Dinge abwies, folgerte Herr von Söllbach, daß sein unglücklicher Freund in einen Konflikt mit seinen ehemaligen Kollegen verwickelt gewesen sein möge, oder vielleicht, was noch schlimmer, in einen tragischen Konflikt mit seiner eigenen ärztlichen Kunst und hierdurch in den dunkeln Strudel jenes selbstquälerischen Brütens hineingerissen worden sei. Er befragte ihn geradeaus darüber, allein der Doktor lehnte die Antwort so entschieden ab, daß es unmöglich war, die Frage ein zweites Mal zu wiederholen.

Der Freund schlug darum einen ganz andern Weg ein. Er sprach kein Wort mehr von der Medizin und suchte den Selbstquäler unter allerlei Vorwand aus dem Hause zu locken, damit er im

Anblick anderer Menschen sich selber wiederfinde. „Geht er nur erst in's Wasser, dann wird er auch schwimmen!“ Allein der Doktor ging nicht in's Wasser. Weder die großen Weltereignisse noch die kleinen Ereignisse der Stadt machten ihn nach Umgang und Austausch lüstern. Vor zwanzig Jahren, mit seiner Uebersiedelung nach Weilburg, war die Welt für ihn stehen geblieben; höchst gebildet und belesen, kannte er kein neues Buch, welches seitdem erschienen war. Er las keine Zeitung und wußte nur vom Hörensagen, daß Karl X. den Dey von Algier abgesetzt hatte und dann die Franzosen hinwieder Karl X., daß Polen „nicht verloren“ und doch verloren war, und daß Belgien sich von Holland getrennt hatte, ja er hatte niemals ein Porträt des Generals Chassè gesehen und des Grafen Diebitsch Sabalkansky, und diese Helden kannte doch damals jeder Schulknabe vom Umschlag seiner illustrirten Schreibhefte.

Da fiel das londoner Luftschiff bei Weilburg nieder. Die Stadt war in größerem Aufruhr als beim Polenkampf und bei der Julirevolution, und wenn es jetzt nicht gelang, die Neugierde des Doktor

Vanderstraten zu reizen, wenn er jetzt nicht aus seinem Hause zu bringen war, um den „Royal-Vauxhall" und die drei Engländer zu betrachten, dann mußte man ihn überhaupt verloren geben, dann verließ er das Haus nur einmal noch: im Sarge. So dachte Herr von Söllbach und legte demgemäß seine Minen. Es galt den letzten Versuch.

Viertes Kapitel.

Hanjust Norz war inzwischen in Weilburg angekommen, zögerte aber so lange wie möglich, bis er den sauren Gang zum holländischen Doktor antrat. Zuerst ging er in's Wirthshaus, dann zum Krämer, dann noch einmal in's Wirthshaus und endlich in die Reitbahn des Schlosses, wo der Ballon halb aufgeblasen lag, das „Meerwunder", wie die Leute das Luftwunder nannten. Anfangs etwas schüchtern, dann vertrauensvoller, betrachtete er ihn von vorn und hinten und prüfte die Zurüstungen, welche man zu einer in der nächsten Stunde beginnenden Feier traf. Der Mühlknecht aus der Loch-

mühle war auch zur Stelle und erzählte ihm das ganze Programm.

Zu Ehren des Landes, das die Luftschiffer so gastlich aufgenommen, sollte der Ballon zum zweiten Male getauft werden, er sollte fortan nicht mehr bloß „Royal Vauxhall", sondern „Royal Vauxhall and Nassau" heißen. Die ersten Familien der Stadt waren als Taufgäste geladen, zwei Herren und zwei Damen zu Pathen gebeten. Alles sollte genau nach englischer Sitte vor sich gehen. Herr Green, als Vater des Täuflings, wollte die Gäste am Eingang mit ganz besonderen Ceremonien empfangen, dann sollte die Taufe von einer der vornehmsten und schönsten jungen Dame vollzogen werden, wobei sie, im Ballon umherschreitend, ein Glas Wein ringsum ausgoß, und zuletzt würden die Gäste von den Engländern bewirthet werden mit lauter Speisen und Getränken, welche diese durch die Luft von London mitgebracht.

Diese einfachen Grundlinien des weit umständlicheren Programmes verstand Hanjust und konnte sie darum auch behalten. Ganz besonders freute es ihn, daß die Engländer Thee und Eier in demselben

Kessel sieden würden, den er aufgefunden, und daß die vornehmen Herrschaften mit denselben Würsten und demselben Wein abgespeist werden sollten, den er zuerst auf dem Kontinent erprobt und vortrefflich befunden hatte. In diesen Gedanken blieb er eine halbe Stunde wie angewachsen vor dem Ballon stehen, bis man ihn fortgehen hieß, weil nunmehr der Platz für die Gäste geräumt werden müsse.

Da ihm nun gar nichts Anderes mehr übrig blieb, als bei dem holländischen Doktor sein Glück zu versuchen, so hinkte er langsamsten Schrittes zu dem verwünschten Haus am Marktplatze.

Er klingelte, die Magd späht aus, wer da sei, und öffnet die Thüre. Im nämlichen Augenblicke aber, wo er eingelassen wird und den Flur betritt, kommt ihm der Doktor aus seiner Stube entgegen, ein kleiner, hagerer Mann, mit hoher weißer Halsbinde, kurzer Weste und langem Rock, Alles, wie es vor zwanzig Jahren Mode gewesen, den Hut auf dem Kopfe und den Stock in der Hand, — gleichfalls ein „Meerwunder“: Doktor Vanderstraten hatte sich zum Ausgehen gerüstet!

Sie prallten Beide erschreckt vor einander zurück.

Der Doktor schien einen ganz andern erwartet zu haben und Hanjust hatte den Doktor nicht so geschwind erwartet.

Doch sammelte sich dieser rasch und fragte den Bauer, was er wolle?

Hanjust, der sich zunächst eine Rede ausgedacht hatte, womit er die Magd bewegen wollte, ihn zum Doktor zu führen, fand anfangs gar keine Antwort. Endlich stotterte er: „Den Zins bringen.“

Dann kam ihm aber seine ganze Bauernpfiffigkeit wieder und er machte solche Umstände, unter Aechzen und Stöhnen mit den verbundenen Händen die Geldblase aus der Tasche zu ziehen, daß der Doktor richtig fragte, was er denn an den Händen habe?

Nun hatte Hanjust gewonnen Spiel. Wahrheitsgetreu erzählte er, wie er geflucht habe, als das Luftschiff erschienen, und dann aus Furcht vor dem „lüftigen Teufel“ am Haspelseil in den Schacht gerutscht sei.

Der Doktor hörte ihm achtsam zu und sagte darauf mit selbstgefälligem Behagen: „Mein Freund, da hattet Ihr Euch in einer logischen Schlinge ge-

fangen! Zuerst flucht Ihr den Teufel herbei, wenn Ihr arbeiten würdet, und als er kommt, beginnt Ihr zu arbeiten, um ihm zu entrinnen!“

Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren; erwiderte aber dann nach kurzem Besinnen: „Der Teufel durfte mich freilich so wie so packen. Weil's aber lange nicht so schlimm ist, wenn man flucht, als wenn man faulenzt, so hätte mich der Teufel doch etwas sanfter packen müssen, da er mich bei der Arbeit traf. Ihr studirten Herren sehet auf's Wort, der Teufel aber hat nicht studirt, der sieht auf die Sache!“

Ein leichtes Lächeln spielte um die Mundwinkel des Doktors. Die Magd, welche als stumme Zuhörerin zur Seite stand, fuhr zusammen: sie hatte den Doktor noch niemals lächeln sehen.

Dieser aber sprach zu Hanjust: „Ihr deutschen Bauern seid selbst dem Teufel zu pfiffig!“ und bat ihn dann, weiter zu erzählen, was er von dem Luftschiff noch gehört und gesehen habe.

In gehöriger Breite und mit hundert müßigen Zusätzen gab Hanjust den gewünschten Bericht. Zuletzt kam er auch auf die Vorbereitungen zur Neu-

taufe des Ballons in der Reitbahn. Der Doktor horchte doppelt achtsam und bat ihn, ja recht genau mitzutheilen, was er davon wisse.

Gerne gab er Bescheid mit Allem, was er wußte, und noch mit Einigem dazu; denn er meinte, je länger er spreche, desto milder müsse sein Gläubiger gestimmt werden, und eine so schöne Erzählung sei am Ende schon ihre sieben Gulden werth. Darum unterließ er auch nicht, seine kräftige Mißbilligung auszusprechen über diese Wiedertäuferei. Ueberhaupt solle man so ein unvernünftiges Ding wie diesen Luftballon gar nicht taufen. Auf christlich am allerwenigsten, aber auch nicht einmal auf englisch, wie sie's vorhätten. Und wozu mit kostbarem Wein? Wasser thue es billiger. Und dann versicherte er dem Doktor, daß der englische Wein vortrefflich schmecke, und wie er dazu gekommen sei, ihn zu versuchen und eine londoner Wurst obendrein, weil er den Theekessel gefunden habe, ohne welchen die heilige Handlung heute gar nicht vollständig vor sich gehen könnte.

Eben war er bei diesem Glanzpunkt seiner Erinnerungen angekommen, da läutete es stürmisch an

der Hausthüre. Der Doktor prallte zurück, und herein trat Herr von Söllbach.

Eine seltsame Szene folgte, die den beiden Zeugen, dem Bauer und der Magd, erst nach und nach verständlich wurde.

Mit unsäglicher Mühe hatte Söllbach gestern die Neugierde seines Freundes so weit gereizt, daß derselbe endlich Lust bekam, den Ballon zu sehen und die Gebräuche einer englischen Ballontaufe kennen zu lernen. Zwei Fenster des Schlosses gingen auf die Reitbahn; von dort konnte man ganz unbemerkt das Schauspiel betrachten, und nach Herrn von Söllbach's Versicherung führte auch ein ganz stiller Weg vom Marktplatz zu jenen Fenstern. Nach langem Sträuben hatte der Doktor mitzugehen versprochen und, wie wir wissen, sich auch wirklich zum Ausgehen angekleidet und den Hut von Anno Fünfundzwanzig nebst dem Stock von Anno Elf hervorgeholt.

So stand er jetzt im Hausgang, auf dem Sprunge des Wagnisses.

„Wir haben keine Zeit zu versäumen," rief Herr von Söllbach und reichte ihm den Arm. „Die ganze

Stadt strömt von vorn zur Reitbahn, da können wir von hinten unbemerkt in's Schloß schlüpfen."

Allein der Doktor zog seinen Arm zurück. Er zögerte, schwankte. „Nein!" rief er endlich. „Ich will lieber zu Hause bleiben; denn ich weiß schon genau, wie es bei der Taufe zugehen wird." Und nun erzählte er dem erstaunten Freunde Alles, was er von Hanjust erfahren hatte, nur mit etwas mehr Sinn und Verstand.

Söllbach erinnerte ihn an sein Versprechen, er bat, er schalt. Vergebens. Der Doktor behauptete, nur versprochen zu haben, daß er die Bräuche einer englischen Ballontaufe wolle kennen lernen, und die kenne er jetzt ganz genau. Das Mitgehen sei blos Mittel zum Zweck gewesen; er bedürfe dessen nicht mehr und könne sich in seinen vier Wänden den Hergang genau so vorstellen, ja noch viel lebendiger, wie wenn er am Fenster des Schlosses stünde.

Alle Widerrede verfing nicht. Der Doktor legte Stock und Hut ab, und der Freund ging zornig von dannen.

Es war aber in der Stadt ruchbar geworden, daß Doktor Vanderstraten versprochen habe, mitzu-

gehen zur Ballontaufe. Man hatte Wetten darauf gestellt, ob es Herrn von Söllbach gelingen werde, den holländischen Maulwurf endlich einmal an's Licht zu ziehen. Aus allen Nachbarfenstern spähten die Köpfe erwartungsvoll nach der Thüre des verödeten Hauses, der Marktplatz war mit Menschen erfüllt, die den Doktor sehen wollten, kaum minder neugierig auf diesen Anblick wie auf die Taufe. Endlich öffnete sich die Thüre — da kam Herr von Söllbach allein heraus! Eilenden Schrittes und ohne umzuschauen ging er über den Platz, und schreiend und lachend wogte die getäuschte Menge hinter ihm drein zur Reitbahn.

Der Doktor aber hatte den Quälgeist kaum verschwinden sehen, so ging er zu Hanjust, der im Hintergrunde regungslos stehen geblieben war, drückte ihm die Hand und sprach: „Ihr habt mir einen großen Dienst geleistet, und ich werde mich dankbar erweisen. Wenn Ihr je in Noth kommen solltet, wendet Euch an mich. Aber jetzt geht! Fort mit Euch! Hinaus! Ich will allein sein, allein!“

Hanjust zögerte und stammelte dann, indem er

nach der Geldblase griff, er sei ja eigentlich gekommen, um den Zins zu bezahlen, aber leider —

„Gebt dem Mann die Quittung!“ befahl der Doktor der Magd. „Steckt Euren Beutel ein; ich will Euer Geld nicht! Keinen Dank! Ihr habt mich von dem dümmsten Versprechen erlöst, das ich jemals gegeben. Die ganze schlaflose Nacht bereute ich mein Wort, suchte einen Ausweg und fand keinen. Dieser Söllbach wollte mich überlisten, aber ich habe ihn überlistet durch einen deutschen Bauern, der selbst dem Teufel zu pfiffig ist. Keinen Dank! Macht, daß Ihr hinauskommt, ich will allein sein — allein!“

Fünftes Kapitel.

Herzlich gerne ließ sich Hanjust auf solche Art die Thüre weisen und ritt des Abends seelenvergnügt auf dem Müllereisel wieder nach Hause, nachdem er vorher in der Stadt noch etliche Schoppen auf die Gesundheit des holländischen Doktors getrunken.

Seit langer Zeit hatte ihm seine Frau kein so gutes Gesicht gezeigt wie heute, da er die Quittung

zusammt dem Geld auf den Tisch legte und sein Abenteuer erzählte.

Er beschloß zunächst, sich gründlich auszukuriren, obgleich ihm eigentlich nicht viel mehr fehlte; aber es ist ein eigenes Behagen, ohne Schmerzen krank zu sein, so ganz von Rechtswegen der Ruhe zu pflegen und, mit Leib und Seele in sich selbst zusammengeringelt, Gott und die Welt zu vergessen. Dieses Behagen genoß Hanjust in vollen Zügen. Zwei Tage legte er sich in's Bett und dann noch zwei Tage auf die Ofenbank und heizte dazu den Ofen, daß ihm der Kopf glühte.

Dabei spann er unabläßig an einem Kapitalgedanken. „Wenn Ihr je in Noth kommen solltet, so wendet Euch an mich!“ so hatte der Doktor gesagt. Das war ein großes Wort. Denn Hanjust entdeckte, daß er eigentlich immer in Noth sei. Vielleicht hatte der Doktor gar keine Ahnung von dieser unabsehbaren Tragweite seines Versprechens? Doch gleichviel, man konnte ihn ja auf die Probe stellen. So dachte Hanjust. Die Arbeit im Bergwerk war ihm verleidet; er fürchtete den Spott seiner Kameraden, wenn er zurückkehrte. Darum beschloß

er, vorderhand Schicht zu machen mit dem Bergbau und abzuwarten, ob ihm nicht eine bequemere Arbeit angeboten würde. Zunächst hatte er ja Geld und konnte ein paar Wochen zusehen. Also that er gar nichts und harrte geduldig, bis er in Noth komme, wo er dann das Wort des Doktors erproben könne.

Dieser Zeitpunkt erschien auch richtig, noch bevor der November zu Ende war. Seine fünf Kinder — sie zählten von drei bis zu zehn Jahren und standen nach der Größe nebeneinander wie die Orgelpfeifen — brauchten Winterkleider und Schuhe, sie froren erbärmlich, und Schuster und Schneider borgten dem Hanjust schon längst nicht mehr.

Und also lauerte er eines Morgens wieder, bis der Knecht des Lochmüllers mit seinen Eseln kam, und setzte sich auf den Fritz, oben auf den Mehlsack, und ritt nach Weilburg, viel zuversichtlicher wie dazumal und doch nicht ohne geheimes Bangen. In der Stadt ging er ohne alles Vorspiel sofort zu Doktor Vanderstraten. Die Magd wollte ihn anfangs gar nicht melden. Er sagte ihr aber, sie möge dem Herrn Doktor nur sagen, der Bauer, welcher die Geschichte mit dem Teufel und dem Luft-

schiff gehabt, sei wieder da, denn er sei in Noth; — und auf dieses Losungswort wurde er augenblicklich vorgelassen.

Er begann dann auch seine Rede sofort mit den nachdrücklichen Worten: „Herr Doktor, ich bin in Noth!“ und fügte etwas schüchterner hinzu: „nicht für mich, sondern für meine hungernden und frierenden fünf Kinder —“

„Fünf Kinder!“ rief der Doktor.

„Das heißt, für jetzt sind es noch fünf, das sechste kommt zu Georgi,“ ergänzte Hanjust.

„Fünf Kinder!“ wiederholte der Doktor — „welch ein Glück!“

Der Bauer staunte bei diesem Ausruf. „Das hat mir noch kein Mensch gesagt. Die Leute beklagen mich im Gegentheil und meinen, für so einen armen Teufel hätte ich genau fünf Kinder zu viel. Uebrigens, wenn Ihr so große Freude an Kindern habt, dann möchte ich fragen — eine Frage ist ja erlaubt — ob Ihr nicht zu Georgi zu Gevatter stehen wolltet?“

„Niemals! Meine Pathenschaft bringt kein Glück! Aber ich will etwas thun für Eure Kinder!“

Das Gespräch stockte, bis der Doktor wiederholte: „Fünf Kinder! Da lebt Ihr wohl recht glücklich mit Eurer Frau?“

Dieses zweite „glücklich“ hörte Hanjust wiederum zum ersten Mal. Er zögerte mit der Antwort. „Glücklich? Ei gewiß!“ sagte er dann; „man gewöhnt sich mit der Zeit aneinander und zuletzt weiß man's nicht mehr besser.“

Jetzt erstaunte der Doktor, darum setzte der Bauer erläuternd hinzu: „Eigentlich habe ich diese Frau gar nicht haben wollen, sondern eine andere, die schwarze Katharine von Mengerskirchen. Ein Jahr lang war ich mit ihr versprochen gewesen, alle Papiere in Ordnung, wir waren schon zum zweiten Mal aufgeboten, in vierzehn Tagen sollte Hochzeit sein, da starb sie jählings am hitzigen Fieber. Der Doktor kam eine Stunde zu spät, sonst hätte ihr geholfen werden können. Wie bin ich gelaufen, ihn herbeizuholen, aber — er kam zu spät!“

Der sonst so rohe Bauer sprach diese letzten Worte tief erschüttert; doch noch tiefer bewegend schienen sie in Vanderstraten's Seele widerzuklingen. „Welch wunderbares Zusammentreffen!“ sagte er

mit leise zitternder Stimme vor sich hin. Dann aber faßte er den Hanjust fest bei der Hand und rief: „Und dennoch seid Ihr der Glücklichere! Ihr thatet, was Ihr konntet. Der Arzt kam nicht zu spät. Eure Braut starb ohne Arzt, also keines künstlichen, sondern eines natürlichen Todes. Und wenn der Arzt sagte, daß er eine Stunde früher noch hätte helfen können, so war er ein Charlatan — wie alle Aerzte, alle!"

Hanjust war nicht wenig überrascht, zum dritten Male glücklich gepriesen zu werden, und zwar über ein Unglück, wegen dessen er bisher von Jedermann nur bedauert worden war. Das Nachempfinden des alten Schmerzes aber war eben wieder so echt und frisch in ihm, daß er sich nicht erwehren konnte zu sagen: „Herr Doktor, Ihr sprecht närrisch! Ihr wißt nicht wie das thut, wenn Einem die Braut so vierzehn Tage vor der Hochzeit hinwegstirbt. Ich glaubte vergehen zu müssen, ich war wie unsinnig, ich konnte nichts essen und nichts arbeiten; da sagten meine Freunde, ich solle eine Andere nehmen, dann werde es besser, und so nahm ich die Lisbeth zur Frau. Ach, ich wäre ein ganz anderer Mensch geworden, wenn ich die Katharine gekriegt hätte!"

„Vielleicht weiß ich doch, wie das thut!“ erwiderte Vanderstraten mit mildem Lächeln, aber im Lächeln verzog sich sein Gesicht und ihm kamen die Thränen. Dann brütete er lange still für sich und wiederholte des Bauern Worte: „Ach, ich wäre ein ganz anderer Mensch geworden!“

Nach einer Weile fuhr er auf wie aus einem Traume, blickte den Bauern mit großen Augen an und fragte in schneidend kaltem Ton, was er denn eigentlich wolle?

Hanjust sagte, schnell gefaßt, sein erstes Sprüchlein, daß er in Noth gerathen und auf das Wort des Herrn Doktors hierher gekommen sei, und daß ihm derselbe ja versprochen habe, etwas zu thun für seine fünf Kinder.

Vanderstraten schien sich jetzt erst des Zusammenhanges wieder zu entsinnen, er ging ohne ein Wort in's Nebenzimmer und brachte ein Etui mit zwölf schweren silbernen Löffeln heraus, die gab er dem Hanjust als Pathengeschenk für seine fünf Kinder und das künftige sechste und noch eine Rolle Geld dazu. Als sich Hanjust aber bedanken wollte, rief er wieder wie das erste Mal: „Keinen Dank!

Macht, daß Ihr fortkommt! Ich will allein sein, allein!“

Hanjust säumte nicht, dieser deutlichen Verabschiedung zu entsprechen. In der Thüre kehrte er sich jedoch noch einmal um und fragte, ob er denn auch weiterhin wiederkommen dürfe, wenn er wiederum in Noth gerathe?

„Freilich! Das habe ich ja ein- für allemal gesagt!“ rief der Doktor. „Aber Ihr dürft mich auch öfters besuchen: kommt, wann Ihr wollt!“

Da fragte der Bauer treuherzig: „Herr Doktor! habt Ihr denn wirklich so große Freude an mir armen Teufel? Was gefällt Euch denn so gut an mir?“

„Schon diese Frage gefällt mir,“ entgegnete Jener. „Allein der Hauptgrund liegt doch wo anders. Neulich habt Ihr mir einen kleinen Dienst erwiesen, indem Ihr mich von einem Quälgeist befreitet, heute einen größeren, indem Ihr meine eigenen Qualen lindertet. Ihr wisset selbst nicht wie und warum, Ihr würdet mich auch nicht verstehen, wenn ich's Euch erklärte. Aber Ihr fragt mich nicht aus und wollt mich nicht kuriren, wie

die Andern; Ihr habt nur von Euch selbst gesprochen und das hat mir das Herz weich gemacht — zum ersten Mal seit vielen Jahren. Ein Band gleichen Geschickes umschlingt uns Beide. Ich will Euch öfters reden hören. Nichts weiter!"

Hanjust war gerührt über diese schönen Worte, obgleich ihm nur der eine Satz überzeugend war, daß er von der ganzen Erklärung nichts verstehe.

Es war aber, als schäme sich der Doktor des weichen Tones, welcher ihn überkommen hatte, und er sagte plötzlich scharf und spitz mit ganz anderer Stimme: „Ich suchte einen Menschen und fand ihn, — ein Diogenes mit der Laterne, allein ein umgekehrter; denn Jener suchte einen Menschen, der willig Geld gebe, ich suchte Jemand, der willig Geld nehme."

„Da werdet Ihr ohne Laterne Viele finden," meinte Hanjust. Der Doktor aber wies ihm jetzt so barsch die Thüre, daß er unmöglich noch einmal umkehren konnte.

Aber zu seinem Erstaunen folgte ihm Jener auf den Hausgang, nahm ihn dort bei Seite und sagte leise: „Hütet Euch, daß Ihr die Leute etwas merken

laßt von Euren Besuchen! Seid verschwiegen! Sowie Ihr prahlt, sowie Ihr plaudert, sowie Ihr mir die Menschen auf den Hals zieht, ist all' unsere Freundschaft aus und vorbei und meine Thüre wird Euch für immer verschlossen sein."

Hanjust mußte sich selber das tiefste Schweigen geloben; denn der Doktor wollte sein Gelöbniß gar nicht mehr anhören.

In Niedershausen fragte er den Schulmeister, was denn ein umgekehrter Diromeles sei? Der Schulmeister wußte es nicht, versprach jedoch, den Pfarrer von Löhnberg zu fragen. Der wußte es aber auch nicht.

Sechstes Kapitel.

Hanjust begann ein ganz neues Leben. Von Arbeit war kaum mehr die Rede: das Geld des Doktors genügte, um monatelang zu faulenzen und doch der Frau und den Kindern auch noch manchen Batzen zu geben, und die wußten gar nicht, woher das schöne Geld kam. Denn mit echter Bauern-pfiffigkeit verheimlichte er seiner Frau die geschenkten

Gaben, vorab das Etui mit den silbernen Löffeln. Er dachte, eine Frau werde leicht üppig, wenn sie's zu gut habe, die Weiber müsse man kurz halten, und es dünkte ihm sehr schön, neben der ehelichen Gütergemeinschaft auch noch einen geheimen Privatschatz zu besitzen, mit welchem er anfangen könne, was er wolle.

War auch schon vorher Zank und Streit oft genug das Salz ihrer Ehe gewesen, so wurde dieselbe jetzt noch gesalzener. Die Frau schalt den Mann wegen seiner Trägheit und Heimlichthuerei, der Mann zeigte den Trotz des bösen Gewissens und je weniger er der Frau gab, um so übermäßiger schien sie ihm zu begehren. Da war es natürlich, daß er sich nach einem Hause umsah, wo er sicher war vor Lisbeth's Quälereien, und dieß fand er im Wirthshaus. Je fleißiger aber Hanjust im Wirthshause einsprach, um so öfter trieb es ihn auch zu einem Besuche bei Doktor Vanderstraten. Dort erzählte er dann aus seinem Leben — Wahrheit und Dichtung —, was der Doktor gerne hörte, und erhielt ab und zu ein Geschenk, was er gerne nahm.

Sein neues Leben erregte bald genug Aufsehen im Dorfe. Man sah ihn als einen verkommenen Mann über die Achsel an, und staunte, daß der Tagedieb immer Geld besaß, während er vordem bei allem Fleiß sich kaum satt hatte essen können. Durch die Mißachtung seiner Mitbürger geärgert, konnte Hanjust seinerseits nicht umhin, geheimnißvolle Worte fallen zu lassen, daß er jetzt in einem besseren Bergwerk arbeite, als vorher, und Dinge wisse, die sie Alle nicht wüßten. Denn wenn er auch nichts verrathen durfte von seiner Freundschaft mit dem Doktor, so juckte es ihn doch fort und fort, in Räthselworten mit seinem Geheimniß zu prahlen, zumal wenn er ein Glas zu viel getrunken hatte.

Nun geschah es um Weihnachten, daß auf einem benachbarten Hofgut eingebrochen und viel Geld und Silberzeug gestohlen wurde. Nähere Anzeichen des Thäters fehlten, aber der allgemeine Verdacht fiel bald genug auf Hanjust Norz.

Frühmorgens am Dreikönigstage erschien das Gericht in seinem Hause und durchsuchte dasselbe von oben bis unten. Es währte nicht lange, so war das Etui mit den Löffeln und anderes Silber

im Keller gefunden und ein Säckchen mit zwanzig Kronthalern im Kuhstall.

Die Frau rang die Hände, jammerte, daß sie immer Böses geahnt habe hinter Hanjust's Heimlichthuerei, und steigerte so den Verdacht der Späher zur Gewißheit. Zwar entsprach das Silberzeug nicht den auf dem Hofe geraubten Stücken, aber gestohlen war dasselbe doch ohne Zweifel, und Hanjust konnte durchaus nichts Glaubwürdiges vorbringen, wie er zu diesen Dingen gekommen sei. Er betheuerte, das Alles habe ihm Jemand geschenkt, den er nicht nennen könne.

Unter dem Heulen und Wehklagen der Frau nahm das Gericht die Werthsachen mit nach Weilburg und den Hanjust dazu, um ihn vorläufig in's Gefängniß zu setzen, in „Abraham's Schooß", wie man's nannte, denn der erste Insasse, nach welchem man solche Häuser zu taufen pflegt, war ein Jude Namens Abraham gewesen.

Dort erhielt Hanjust Muße, nachzudenken über folgende Alternative, zwischen welcher er zu entscheiden hatte:

Erzählte er dem Gericht wahrheitsgetreu, wie

er zu den Geschenken gekommen, dann wurde er frei, verlor aber für immer die Gnade des Doktors und mußte wieder als armer Teufel im Bergwerk arbeiten.

Verharrte er dagegen bei seinem Schweigen, so kam er entweder nach Diez in's Zuchthaus und mußte Marmor sägen, oder günstigeren Falles nach Eberbach in's Korrektionshaus, wo er Wolle spinnen mußte. Als Märtyrer der Verschwiegenheit hätte er dann freilich um so glänzendere Entschädigung für alle Zukunft von seinem Freunde erwarten dürfen, und ein paar Monate am Spinnrad, das wäre kein zu hoher Preis für solchen Lohn gewesen, aber ein paar Jahre an der Marmorsäge, das war zu viel!

Ueberall drohte ihm zunächst eine etwas unangenehme Arbeit und das Beste schien freilich, wenn er sich hätte herausreden können, ohne den Doktor zu nennen.

Er versuchte dieß auch im ersten Verhör vor dem Amtsassessor. Doch vergebens! Diez mit der Marmorsäge drohte ganz deutlich. Darum that er plötzlich den Mund auf und beichtete genau, wie er

zu dem Doktor und durch diesen zu Geld und Silberzeug gekommen sei.

Jeder Untersuchungsbeamte ärgert sich, wenn er glaubt, den gesuchten Dieb richtig gefunden zu haben, und hinterdrein entdeckt, daß er dennoch einen Unschuldigen gegriffen hat, ja er zürnt diesem Unschuldigen, daß er nicht ihm zu Gefallen schuldig hat sein und bleiben wollen.

So war auch der Assessor anfangs gröber gegen den unschuldigen, als vorher gegen den schuldverdächtigen Hanjust. Doch wurde sein Aerger rasch gemildert durch die Aussicht, daß er nun den Doktor in's Verhör nehmen, daß er vielleicht das Räthsel des verrückten Holländers durchdringen könne.

Zu jener Zeit, wo öffentliches und mündliches Rechtsverfahren noch nicht landesüblich war in Nassau, pflegte das Gericht zwar Männer, die zur Zeugschaft geladen waren, auf's Amt zu bescheiden; bei Damen dagegen nahm man aus Artigkeit das Verhör im Hause vor, und benachrichtigte sie höflich Tags vorher, damit sie nicht erschraken.

Nach längerer Erwägung, was wohl interessanter sei, den Doktor aus seiner Höhle zu ziehen und

auf's Amt zu entbieten, oder ihn als Dame zu behandeln und mit einem Besuche zu beehren, entschied man sich für das Letztere, und eine Kommission, weit zahlreicher als nöthig, begab sich in das stille Haus am Marktplatze.

Die Herren fanden sich dort aber sehr enttäuscht. Vanderstraten empfing sie mit altmodisch förmlicher Höflichkeit in dem bekannten Vorzimmer, welches jedoch nur mit einem Tisch und sechs Stühlen ausgestattet war, so daß man nicht einmal die berühmte Unordnung und den klassischen Schmutz des Hauses sehen konnte. Und da die Kommission ihrerseits so höflich gewesen war, den als Dame behandelten Doktor gestern schon von dem Zweck ihres Besuches unterrichten zu lassen, so gab derselbe so rasch, scharf und bündig Antwort auf alle Fragen, daß es fast schien, als sei der sogenannte „verrückte Holländer" der Gescheidteste von der ganzen Gesellschaft. Er erklärte genau zu Protokoll, was er Alles dem Hanjust Norz geschenkt, und erkannte die vorgefundenen Werthsachen als seine Geschenke an, so daß jeder Verdacht eines Diebstahls schwinden mußte.

Der Assessor erlaubte sich die Frage, aus welchem Grunde denn Herr Vanderstraten den Bergmann mit so vielen und werthvollen Geschenken überhäuft habe? Worauf der Doktor bemerkte: er könne über sein Eigenthum verfügen wie er wolle und sei darüber keine Auskunft schuldig. Seine stärksten Gründe würden die Herren wohl kaum verstehen, aber er wolle eines Grundes erwähnen, der ihnen sehr leicht verständlich sei: — der Bergmann habe ihm besonders gefallen, denn von allen Menschen, die ihn bis zu dieser Stunde in Weilburg besucht, sei er der einzige gewesen, welcher nicht aus Neugierde gekommen sei.

Der Beamte verstand den Stich, allein er hatte einen Hieb zur Antwort bereit. In lebendiger Schilderung, Zug für Zug erzählend, zeigte er dem Doktor, wie derselbe durch seine launenhaft unklugen Gaben den Mann verdorben habe, dem er doch vermuthlich habe wohlthun wollen; wie er den Hanjust zum Tagedieb gemacht, den Geist des Unfriedens in dessen Ehe getragen und ihn zuletzt noch obendrein durch das Gebot des Geheimnisses in den Verdacht des Verbrechens gezogen habe.

Vanderstraten war wie versteinert. Wer konnte in seiner tief verschleierten Seele lesen! Des Umgangs mit Menschen entwöhnt, hatte er sich aus diesem derbgeschnitzten Bauern ohne Zweifel das Idealbild eines Naturkindes gemacht. Es ward ihm so wohl, als dringe Waldgeruch und frischer Heuduft in seine Stube, wenn Hanjust eintrat. Er hatte sich daran erquickt, wie diese halb wahre, halb eingebildete Erscheinung auf ihn wirkte; allein er hatte gar nicht daran gedacht, wie er selber auf den Bauer wirken mußte. Ueberkam ihn jetzt die erschütternde Ahnung, daß er jeden Blick für Andere verloren habe, indem er seit so vielen Jahren immer nur starr in sich hineingesehen?

Er versuchte keine Widerrede auf die Vorwürfe des Beamten, und diesem that seine Rede fast leid, als er den armen Einsiedler so gebrochen vor sich stehen sah. Aber da war weiter nichts mehr zu machen. Noch eine Pause und man verabschiedete sich von beiden Seiten.

Vanderstraten vergrub sich in die unzugänglichen oberen Zimmer und versank in den schwärzesten Tiefsinn. Der einzige Lichtblick, welcher in der

letzten Zeit seine Abgeschiedenheit erhellt hatte, war erloschen. Wenn man noch mehr allein sein kann als allein, wenn man nicht bloß Andern, sondern auch sich selbst entfliehen kann, so wollte er fortan diese äußerste Einsamkeit suchen.

Siebentes Kapitel.

Man könnte meinen, Johann Justus Norz sei der einzige gewesen, welcher befriedigt aus dieser Katastrophe hervorging, denn er wurde schon am nächsten Tage auf freien Fuß gesetzt. Aber auch ihm ahnte Schlimmes für die Zukunft.

Dem drohenden Unheil in's Auge sehend, ging er alsbald zum Doktor, um sich zu bedanken für dessen Zeugschaft. Er ward nicht vorgelassen.

Dieser Empfang machte ihm so schwül, daß er die ganze Nacht darauf vor Hitze nicht schlafen konnte, obgleich draußen Stein und Bein zusammenfror.

Darum versuchte er baldigst noch einmal zu seinem alten Gönner vorzudringen, erhielt aber den Bescheid, daß er nie mehr wiederkommen dürfe und

daß zwischen dem Herrn Doktor und ihm fortan Alles aus und vorbei sei.

Hierauf entschloß er sich zum Aeußersten; er that, was er lange nicht gethan: er schrieb einen Brief. Nach vielem Suchen und Sinnen brachte er folgende Sätze zusammen, zwar mit etwas zweifelhafter Orthographie, aber sie konnten dennoch ihre Wirkung nicht verfehlen.

„Wohledelgeborener Herr Doktor! Es ist nicht recht von Ihnen, daß Sie mich verstoßen; denn wenn ich vor Amt geschwiegen hätte, so wäre ich nach Diez gekommen, und Sie werden doch nicht wollen, daß ich vier Jahre Diez erdulden soll, bloß damit Sie nicht eine Viertelstunde den Assessor zu erdulden brauchen. Darum seien Sie so gut und nehmen Sie mich wieder zu Gnaden auf; ich will's ja gewiß nicht wieder thun.

Johann Justus Norz."

Schon am nächsten Tage kam folgende Antwort nach Niedershausen:

„Mein lieber Norz! Ich verbiete Euch mein Haus für immer, nicht weil Ihr vor Gericht geredet habt, sondern weil Ihr meine Gaben zu einem so

schlechten Lebenswandel mißbrauchtet, daß Ihr nothwendig zuletzt aussagen mußtet, was Ihr bei ordentlichem Wandel für immer hättet geheim halten können. Ich bedauere, bei dieser Gelegenheit erfahren zu haben, daß der Naturmensch gerade so thöricht ist wie der Kulturmensch. Der Naturmensch seid Ihr und der Kulturmensch bin ich. Darum haben wir Beide auch unsere Strafe: ich bin um eine bittere Täuschung reicher geworden, Ihr um einen allzeit hülfbereiten Freund ärmer.

Dr. Adrian Vanderstraten."

„Und der Doktor ist also doch verrückt!" rief Hanjust, nachdem er diesen Brief herausbuchstabirt hatte, und entsagte fortan aller Hoffnung, bei dem freigebigen Herrn je wieder zu Gnaden zu kommen.

Nun verfiel er aber auch seinerseits in Schwermuth und suchte die Einsamkeit — nicht im Innern seines Hauses, wo ihn die Frau wie das laute und die Kinder wie das stille Gewissen überall verfolgten, sondern draußen in Feld und Wald. Er that, was ein Niedershäuser Bauer nur in der Verzweiflung thut: er ging spazieren — und obendrein im Schnee.

Bittere Reue überkam ihn. Mit Schrecken sah

er den Tag voraus, wo er den letzten Kreuzer ausgeben würde, und neuen Verdienst fand er nicht, denn als Bergmann wollte ihn jetzt Niemand wieder in Arbeit nehmen.

Von alten Weibern hatte er manchmal beim Spinnrad das Märchen erzählen hören, wie der Teufel einem armen Manne Geld die Fülle geschenkt habe, daß er herrlich und in Freuden leben konnte; aber das Geld zerrann oder verwandelte sich über Nacht in Kohlen und der Reiche ward ärmer als zuvor und verlor Alles und zuletzt seine arme Seele dazu.

War es ihm nicht genau ebenso ergangen? Unter Schaudern fiel ihm ein, wie oft er sich früher dem Teufel verschworen habe, bis endlich das Luftschiff erschien. Der Teufel sollte ihn lothweis holen: war das jetzt nicht unvermerkt nahezu geschehen? Johann Justus Norz war ein aufgeklärter Mann, namentlich seit der Geschichte mit dem Luftschiff. Er glaubte seitdem nicht mehr, daß ihn der Teufel mit Hörnern und Krallen Stück für Stück zu zerreißen vermöge. Aber kann man nicht auch bei gesundem Leibe, ganz unter der Hand — so recht

lothweis — des Teufels werden? Und wenn der Teufel auch nicht mehr in Person zu uns käme, wie vormals zum Doktor Luther auf der Wartburg, schickt er nicht doch noch seine Diener auf den Fang in Gestalt von allerlei unheimlichen Menschen? Wenn dieser licht- und leutscheue Holländer so ein verkappter Höllenbote wäre? So fragte Hanjust, und einmal in diesen Text verstrickt, gerieth er immer tiefer in das Gewirre neuer ähnlicher Fragen. Mit welch grausigem Lächeln hatte der Doktor die Erzählung von seinem Fluch vor dem Erscheinen des Luftschiffs mit angehört! Wie verdächtig, daß er gerade durch diese Geschichte zuerst veranlaßt wurde, ihn zu beschenken und einzuladen! Und dann ward er nicht müde, Hanjust's Lebensgeschichte anzuhören, die außerdem noch kein Mensch hatte hören wollen — zog er ihm damit nicht gleichsam stückweis, lothweis die Seele aus dem Leibe? Durch seine Geschenke hatte er ihn dem Zuchthaus nahe gebracht und von dort ist's ohnehin nicht mehr weit zur Hölle. Dann hatte er ihn allerdings durch sein Zeugniß vor dem Zuchthause gerettet, aber nur, um ihn vollends der Verzweiflung zu überliefern.

Erwog Hanjuſt zu alledem des Doktors ſeltſam dunkle und doch ſo ſpitzfindige Reden, ſein vergeiſtertes Ausſehen, ſein geſpenſtiges Treiben und daß er ſeit zwanzig Jahren notoriſch in keine Kirche gegangen — ſo ward ihm immer klarer, daß ihm der Teufel dazumal zwar nicht mit dem Luftſchiff auf den Kopf gefallen ſei, aber daß dieſes verwünſchte Luftſchiff ihn doch recht eigentlich in des Teufels Arme geführt habe.

Das alte Märchen war Wirklichkeit geworden, nur in einer ganz neuen Geſtalt; denn auch der Teufel verwandelt ſich mit der Mode. Nur ein einziger Zweifel tröſtete Hanjuſt bisweilen, indem er ſich fragte: „Was hat denn der Teufel eigentlich an meiner armen Seele? Iſt ſie's wirklich werth, daß er ſich ſo viel Mühe darum gebe?“

Allein das war ein ſchlechter Troſt, und Hanjuſt wurde immer tiefſinniger. Dabei kam es ihm ganz beſonders ſchrecklich vor, daß ihn, den früher ſo luſtigen, geſelligen Bruder, der Doktor mit ſeiner Menſchenſcheu, mit ſeiner Sucht nach Einſamkeit angeſteckt habe. „Wenn Einen ein toller Hund gebiſſen hat, dann muß man bellen wie ein Hund;

— ich bin von dem tollen Doktor gebissen, darum muß ich rufen wie er: ‚Schweigt Alle still! Fort mit Euch! Laßt mich allein! allein!‘“

Er fürchtete sich, allein zu sein, und wollte doch immer allein sein. Das war zum Verrücktwerden. Wohin sollte er fliehen?

Plötzlich fand er eine erleuchtende Antwort. „Wohin?“ — „Unter die Erde!“

Im Bergwerk war er sicher vor seiner Frau, im Bergwerk war es wärmer im Winter und kühler im Sommer als da droben, im Bergwerk hatte er auch selbiges Mal Zuflucht gefunden, als das Ungeheuer aus der Luft gestürzt kam. Zum zweiten Male floh er vor dem Teufel unter die Erde.

Zwar wollte man ihn als Bergmann nicht wieder nehmen, da bot er sich als ganz gewöhnlicher Tagelöhner an und man nahm ihn auf Probe. Nun fiel ihm auch wieder ein, wie pfiffig es der Doktor gefunden habe, daß er trotz seiner Verfluchung der Arbeit den Teufel dennoch durch Arbeiten habe überlisten wollen, und er begann wieder so übermenschlich zu arbeiten, wie in jener Schreckensstunde.

Anfangs hielt der Steiger diese Arbeitsmuth

für eine fliegende Hitze. Allein je mehr Hanjuft wahrnahm, wie er durch die kleinere Qual der Arme die größeren Qualen des Gehirnes lindere, um so strenger hielt er aus, und nach wenigen Wochen hatte er sich wieder zu solchem Ansehen bei seinen Kameraden hinaufgearbeitet, daß man ihn auch wieder als ordentlichen Bergmann an seinen alten Platz stellte, und am Samstag brachte er seinen Wochenlohn wieder stillvergnügt wie früher nach Hause.

So stand wieder Alles genau auf demselben Fleck, wie damals bevor das Luftschiff kam, nur daß Hanjust stiller und verschlossener, aber auch viel fleißiger geworden war, als er es je vorher in seinem Leben gewesen. Und seine Frau, der er allmälig Alles erzählte, was in seiner Seele vorgegangen, verwünschte mit ihm den unheimlichen Doktor und bekräftigte den Mann in der Ueberzeugung, daß bei der ganzen Geschichte, die wie ein Traum hinter ihm lag, wirkliche Teufelei im Spiel gewesen sein müsse.

Achtes Kapitel.

Jahre vergingen. Doktor Vanderstraten lebte nach wie vor unsichtbar in Weilburg; allein man kümmerte sich kaum mehr um ihn. Denn wenn ein Räthsel gar zu lange räthselhaft bleibt, so bemüht sich zuletzt kein Mensch mehr, es zu lösen. Ein alltägliches Geheimniß ist für die Menge gar kein rechtes Geheimniß mehr, und nur der Denker erkennt auch im Alltäglichsten das Geheimnißvolle.

Es war zu Martini 1841. Hanjust's Frau trug, wie seither jedes Jahr, den vollen Zins in das stille Haus, denn sie duldete nicht, daß ihr Mann auch nur zu diesem Zweck die verhängnißvolle Schwelle jemals wieder überschritten hätte.

Als aber die Magd die Quittung herausbrachte, richtete sie einen Gruß von ihrem Herrn aus und er wünsche den Hanjust selber zu sprechen, und zwar in den nächsten Tagen.

Die Frau erschrak über diese Einladung, als sei es eine Citation vor das peinliche Gericht, und beschloß auf dem Heimweg, ihrem Mann auf's Ent-

schiedenste abzurathen. Denn man konnte nicht wissen, was für eine neue Teufelei hinter der Einladung stecke.

Hanjust, der mit dem Fleiße auch den Hausfrieden wieder gefunden hatte, folgte dem Rathe seiner Frau und ging nicht hin.

Nach acht Tagen schickte jedoch der Doktor einen eigenen Boten nach Niedershausen mit einem Brief an Hanjust, worin er dringend um dessen Besuch bat und zwar so bald als möglich, er habe ihm Wichtiges mitzutheilen. Hanjust's Neugier stieg auf's Höchste und er beschloß, den Doktor zu besuchen. Die Frau war nicht daheim, als der Brief kam, darum hielt er's für das Klügste, ihr kein Wort zu sagen, denn sie hätte ihn gewiß nicht fortgelassen.

Unter dem Vorwand anderer Geschäfte ging er schon am nächsten Tage nach Weilburg. Es war ihm, als verübe er eine Sünde, da er die Klingel des Hauses am Marktplatze zog, er blickte scheu umher, ob ihn Niemand sehe; alle die schlimmen Folgen der früheren Heimlichkeiten fuhren ihm durch den Sinn. Da öffnete die Magd. Der Schritt

war geschehen; in wenigen Minuten stand er vor dem Doktor.

Die ganze Einrichtung des Zimmers war unverändert wie vor fünf Jahren, und auch der Doktor schien völlig unverändert, weder über sein Gesicht noch über seinen Rock schien die Zeit eine Macht zu haben. Nur stand er nicht, wie sonst, dem Besucher kerzengerad gegenüber, gleichsam um von vornherein anzudeuten, daß man möglichst bald wieder gehen solle, sondern er saß im Lehnstuhl. Ja er hieß sogar den Hanjust Platz nehmen, der sich verlegen auf die Kante eines Stuhles setzte, die beiden Hände auf die rechtwinklig vorspringenden Kniee gelegt.

Vanderstraten begann ohne jede weitere Einleitung:

„Früher habt Ihr mir von Euch erzählt, heute will ich Euch von mir erzählen; eine sehr einfache Geschichte. Aber paßt genau auf, daß Ihr Alles fest behaltet!

„In meinen jüngeren Jahren, es ist schon lange her, war ich Arzt in Rotterdam, berühmt in der ganzen Stadt durch die Kühnheit meiner Kuren. Tausenden von Kranken hatte ich geholfen, oder sie

glaubten wenigstens, daß ich ihnen geholfen habe, und ich glaubte es auch und war stolz auf mein Glück und Geschick. Ich war Hausarzt in vielen vornehmen Familien und Hausfreund dazu; aber kein Haus war mir angenehmer, keines wurde sorgsamer und fleißiger besucht als das von Tobias Jansen, dem reichen Schiffsrheder. Ich liebte seine Tochter Cornelia, und sie liebte mich, obgleich wir's uns kaum gestanden. Sie war nicht schön, aber sie war rein und gut wie ein Engel und wir verstanden uns so ganz! Darum machte ich in Jansen's Haus zehnmal mehr ärztliche Besuche, als nöthig gewesen wären. Niemand wußte um unsere Liebe, ließen wir's uns doch gegenseitig nur errathen, daß wir darum wußten. Cornelia empfand die Seligkeit des Schweigens so tief wie ich. Ich weiß nicht, Hanjust, ob Ihr mich versteht?"

„Freilich, Herr Doktor! Ganz ebenso war es ja auch mit mir und meiner Katharine, wenn wir Sonntag Nachmittags mutterseelenallein im verlassenen Bergwerk saßen und uns Kartoffelkuchen backten mit Oel aus der Grubenlampe; denn wir hatten keine Butter."

„Im Stillen war ich Corneliens so gewiß," fuhr der Doktor fort, „daß ich den Tag schon festgesetzt hatte, wo ich unsere Liebe dem alten Jansen entdecken und um ihre Hand anhalten wollte, ohne mit ihr ein Wort von diesem Vorhaben gesprochen zu haben. Da erkrankte Cornelia. Ich behandelte sie, — ich allein. Es ist eine alte Regel, daß kein Arzt sich selbst behandeln soll. Er soll eine Schwerkranke auch nicht allein behandeln, die ihm im Herzen recht nahe steht. Man verliert den ruhigen Blick, die feste Hand, sowie man selber, sowie das eigene Herz in's Spiel kommt. Ich verachtete diese Regel. Ich wollte Cornelien ganz allein heilen. Der Stolz auf meine so oft erfolggekrönte Kühnheit verblendete mich und der Eigensinn meiner verschwiegenen Liebe. Ich behandelte die Kranke verkehrt, — sie starb unter meinen Händen, — ihre letzten Worte waren ihr erstes lautes Geständniß, — als sie todt war, wußte ich gewiß, daß sie mich liebte und — daß ich sie getödtet hatte, ich selber — ich allein! Corneliens Eltern glaubten, sie sei an ihrer Krankheit gestorben: — sie war an ihrem Arzt gestorben an dem Gift meiner Arznei.

„Niemand hatte um unsere Liebe gewußt, Niemand erfuhr meine Schuld. Schweigend hatte ich in meiner Liebe geschwelgt, schweigend trug ich nun auch meine Schuld allein. Ich konnte von Stund' an keinen Kranken mehr besuchen, ich mochte auch keinen Gesunden mehr sehen. Ich haßte die Aerzte wie mich selbst, sie sind alle Quacksalber wie ich es war; ich verabscheute die Arzneien, sie sind alle Gift.

„Es duldete mich nicht mehr in meiner Heimat; ich floh hierher, um allein zu sein. Die Leute hielten mich für einen Sonderling, für einen Narren; Niemand ahnte, daß ich schweigend und einsam büßte, was ich durch Schweigen und allein verbrochen hatte, und doch gab mir diese Buße einen kümmerlichen Rest von Seelenfrieden. O, es ist so elend und doch so süß, zu schweigen und allein zu sein!

„Versteht Ihr nun, warum ich mich zu Euch hingezogen fühlte, als Ihr mir das Unglück mit Eurer Braut erzähltet? Vielleicht schien es damals, als sei ich auf dem Wege, ein vernünftiger Mensch zu werden, und doch war ich gerade damals der ärgste Narr. Das hat mir der Amtsassessor ganz verflucht klar gemacht.

„Doch gleichviel. Manche achtbare Männer haben mich hier gesucht und ich habe sie zurückgewiesen; Ihr wart der Einzige, den ich suchte, darum vertraue ich Euch mein Geheimniß. Ihr seht mich heute zum letzten Mal, ich werde sehr bald sterben. Gehet nach meinem Tode nach Rotterdam. Der Vater Corneliens ist längst gestorben, aber ihr Bruder lebt noch, Peter Jansen. Ich übergebe Euch hiermit einen Brief, der Euch an ihn empfiehlt. Alles Uebrige berichtet mündlich. Ich wollte Peter Jansen Alles schriftlich bekennen: die Feder versagte mir, so oft ich dazu ansetzte. Ihr allein wisset jetzt, was ich ihm schreiben wollte, Ihr sollt es ihm genau erzählen. Ich finde keine Ruh' im Grabe, wenn ich dieser Beichte nicht gewiß bin. O, es ist so süß, allein zu sein und ganz zu schweigen, und doch konnte ich das Eine nicht ganz und kann jetzt auch das Andere nicht!"

Er schwieg. Hanjust wollte sprechen, aber der Doktor fuhr auf: „Ich bin zu Ende! — kein Wort weiter! macht, daß Ihr fortkommt! — ich will allein sein — allein!"

Der Bauer ging.

Wie er nachgehends gestand, war ihm nichts schauerlicher gewesen, als daß der Mann, dem die Zeit nichts anzuhaben schien, so gesund und fest wie jemals ausgesehen und doch so ruhig und gewiß von seinem Tode gesprochen habe.

Nach wenigen Tagen starb Doktor Vanderstraten.

Man glaubte anfangs, er habe sich vergiftet; allein die Section erwies, daß er an einem organischen Herzleiden und ohne jedes Mittel aus der Apotheke gestorben war. Der früher so ausgezeichnete Arzt hatte seinen eigenen Zustand richtig erkannt.

Man fand in dem stillen Hause ein großes Vermögen, wenn auch in größter Unordnung. Hunderte längst fälliger Coupons waren noch abzuschneiden; viel Geld war durch Versäumniß verloren gegangen, trotzdem blieb noch sehr viel übrig. In der oberen Stube lagen, in die mannigfachsten Papierfetzen eingewickelt, die Zinsen, welche dem Doktor seine zahlreichen bäuerlichen Schuldner seit fünfundzwanzig Jahren gebracht. Er hatte sie unbesehen in alle Winkel und Schubladen geworfen.

Am Tag vor seinem Tode hatte er den Landoberschultheiß rufen lassen und ein ordentliches Testa-

ment gemacht, worin er Herrn Peter Janſen zu ſeinem Univerſalerben einſetzte. Den Kindern des Johann Juſtus Norz waren ſtattliche Legate ausgeſchieden, die ihre Zukunft ſicherten, und eine gehörige Summe für Hanjuſt ſelber ausgeworfen, als Reiſegeld nach Rotterdam.

Hanjuſt ging wirklich zu Fuß dorthin, um den letzten mündlichen Willen des Verſtorbenen mündlich auszurichten. Herr Janſen verſtand anfangs durchaus nicht, was der Bauer wollte, zumal derſelbe ſeine Erzählung ganz von vorne anfing, das heißt von der Geſchichte mit dem Luftſchiff und dem Teufel, — und wie das eben in der Welt zu gehen pflegt, hielt der Holländer nun ſeinerſeits den ſehr klugen Hanjuſt für verrückt. Allein die Niedershäuſer Bauern ſind zäh und ausdauernd, und ſo ließ ſich Hanjuſt auch nicht abweiſen, ſondern begann viermal immer wieder mit dem Luftſchiff, bis ſein Zuhörer Geduld gewann, den Kern der Sache abzuwarten und die Beichte Vanderſtraten's anzuhören, welche Hanjuſt mit ebenſo erſchöpfender Breite als ergreifender Einfalt vortrug. Dann wanderte er, von dem Holländer gut bewirthet und reich beſchenkt,

zu Fuße wiederum von Rotterdam nach Niedershausen zurück — mitten im Winter.

Da Hanjust vorher fünf Jahre lang arbeiten gelernt hatte, so schadete ihm diesmal auch das Vermächtniß des Doktors nichts, und auch sein eheliches Leben gestaltete sich immer friedlicher und freundlicher, denn er erkannte aus dem Schicksal des Doktors, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, selbst wenn er seine erste Braut nach dem zweiten Aufgebot verloren habe.

Dem Doktor bewahrte er ein dankbares Herz und schien auch gar nichts Teuflisches mehr an ihm zu finden, denn er nannte ihn stets nur den „Doktor selig", und erzählte jetzt um so mehr von ihm, da er so lange gar nichts von ihm hatte erzählen dürfen. Kam er aber auf seine eigenen Freuden, Leiden und Wandlungen, so sagte er gewöhnlich: „Das wäre nun Alles nicht geschehen und ich wäre noch der zerlumpteste Bergmann, wenn nicht die drei Engländer vom Himmel gefallen wären. Man glaubt nicht, was selbst das überflüssigste Ding, wie so ein Luftschiff, einem Menschen nützen kann, — wenn's Gottes Wille ist."

Die zweite Bitte.

(1871.)

Erstes Kapitel.

Herzog Friedrich hätte fürs Leben gern einmal gepredigt. Das war sein Herzenswunsch, den er fort und fort nährte und trotzdem nicht zu erfüllen wagte.

Ein regierender Fürst des sechzehnten Jahrhunderts hatte doch sonst genug zu thun, er waltete in seinem Lande wie ein kleiner Herrgott und konnte sich erlauben, was tausend andern Menschenkindern verwehrt bleibt, — und nun grämte sich jener wunderliche Herzog, daß es ihm nicht vergönnt sei, wenigstens ein einzigesmal zu predigen, ordentlich, von der Kanzel herab! Wenn heutzutag ein Pfarrer wünschte, auf vierundzwanzig Stunden Fürst zu sein, so dünkt uns dieser Wunsch begreiflich; aber daß ein Fürst vor dreihundert Jahren auf einen Tag Pfarrer zu sein wünschte, das geht uns nicht in den Sinn.

Allein zu jener Zeit war eben die ganze Luft theologisch, und an den protestantischen Höfen Deutschlands vor allem auch die Hofluft.

Der moderne Prinz beginnt seine Universitätsstudien mit Physik und Chemie, um von den Gesetzen der Naturkräfte zu den Staatsgesetzen überzugehen; der Prinz des sechzehnten Jahrhunderts begann mit der Theologie und wollte im Studium des Reiches Gottes das Geheimniß finden, wie er sein irdisches Reich regieren solle. Und war er zum Throne gelangt, so fürchtete er sich oft mehr vor dem Gerichte seines eigenen Consistoriums, als vor dem Reichskammergericht, und die geheime Widerrede seines Hofpredigers war ihm wohl bedenklicher, als der offene Widerspruch seiner Landstände, welche damals überhaupt schon besser zu schweigen als zu reden verstanden.

Fürsten schrieben theologische Flugschriften, sie stritten an der Hoftafel über Flacius und Strigel, sie ließen Denkmünzen prägen auf die gelehrten Siege ihrer Hofdogmatiker: der Ruhm schulgerechter theologischer Kenntnisse war der Ruhm eines hochgebildeten Mannes.

So mochte es denn ein verkehrter Ehrgeiz sein, wenn ein deutscher Reichsfürst im Jahre 1570 durch aus einmal predigen wollte, aber ein ganz unsiniger oder gar frivoler Ehrgeiz war es bei Herzog Friedrich wenigstens nicht.

Er sprach: „Ich will herrschen, voll und ganz, herrschen als ein von Gott gesalbter Fürst. König David predigte in Psalmen, warum soll ich nicht bescheidenerer Weise in Prosa predigen? Meine Unterthanen zinsen und frohnden mir, sie leisten Heerfolge und gehorchen als Vasallen; Amt und Würden, Strafe und Gnade kann ich ihnen geben durch einen Federzug. Das ist wohl eine gewaltige Herrschaft, aber nicht die gewaltigste. Ich kann die Menschen zwingen zu meinem Dienste; aber wenn ich sie zwänge zu Gottes Dienste — wäre das nicht größere Macht? Ich kann den äußeren Willen meiner Unterthanen beugen, und wo sie mir trotzen, da kann ich sie einsperren und ihnen den Kopf vor die Füße legen lassen: aber ihr Herz zu beugen, ihren innersten Sinn in sich selber zu wenden, das kann ich nicht, wenigstens nicht unmittelbar und kraft meines Amtes. Nur der Pfarrer kann

und soll das von Amtswegen. Und also behauptet der Pfarrer eine größere Macht. Ich will wenigstens neben den Pfarrer kommen, denn dafür bin ich Herzog!“

Es war landeskundig geworden, daß der Herzog einmal predigen wolle. Die meisten Leute schüttelten den Kopf und hielten dieses Vorhaben für höchst unpassend, ja für eine sündhafte Anmaßung, obgleich sie's nicht laut zu sagen wagten. Nur wenige fanden ein entschuldigendes Wort. „Schmeichelt man nicht den Fürsten, daß sie gleichsam Götter auf Erden seien? Andere große Herren glauben nun, wenn sie genießen, was sie wollen, dann übten sie ihr göttliches Recht; Herzog Friedrich dagegen greift es höher: er begehrt, wirken zu können, was er will.“ Freilich entgegnete man dann, er vergesse darüber zu wirken, was er *solle*. Denn über dem Streben, der gelehrteste Theologe seines Hauses zu sein, drohe er nachgerade der trägste und lässigste Fürst seines Hauses zu werden.

Den herbsten Tadel und offensten Widerspruch fand der Herzog bei seinen nächsten Verwandten. Sie zitterten vor dem Gedanken, daß er wirklich die

Kanzel besteigen möchte, sie sahen das Ansehen der Familie, die Würde der Krone gefährdet durch ein so unziemliches Beginnen und bekümmerten sich mit Recht über den Rückgang und Stillstand des ganzen Regiments; denn wenn der herzogliche Theolog in seinen geistlichen Büchern vergraben saß, dann war der Herzog nirgends zu finden.

So bildete sich eine festgeschlossene Gruppe von Gegnern in des Herzogs eigenem Hause, und sein nächster Vetter, Johann Christian, ein thatkräftiger Mann, der durch sein leutseliges, freimüthiges Wesen großen Anhang unter der Bürgerschaft besaß, stand an der Spitze dieser Gegenpartei. An benachbarten Höfen flüsterte man bereits von einer drohenden Palastverschwörung und meinte, wenn der Herzog wirklich die Kanzel zu besteigen wage, dürfte ihn vielleicht schon des andern Tages Johann Christian als geisteskrank in den großen Schloßthurm sperren, um die Regentschaft für des Herzogs minderjährigen Sohn zu übernehmen.

Der Herzog selber aber ahnte solche Gefahr nicht von ferne, und fast jede Woche ängstigte er seinen Hofprediger mit einer drohenden Predigt, und der

gute Mann nannte dieses stets neu aufflackernde Gelüsten sein irdisches Fegefeuer und meinte, wenn der Herzog erst einmal gepredigt hätte, dann würde er gar nicht wieder aufhören und dann käme für ihn und das ganze Land die irdische Hölle.

Vergebens stellte er dem Fürsten vor, daß weltliches und geistliches Amt zweierlei sei.

„Bin ich nicht summus episcopus, oberster Bischof meines Landes?“ fragte dann der Herzog; „und was wäre das für ein erbärmlicher Bischof, der nicht einmal predigen dürfte? Hat nicht schon Kaiser Karl IV. im Dom zu Metz das Weihnachtsevangelium, das kaiserliche, gesungen: ‚Exiit edictum a Caesare?‘ Und vom Text zur Auslegung ist nur ein kleiner Schritt!“

Oder er sagte auch: „Ich soll Gottes erster Vasall und oberster Amtmann in meinem Lande sein (das Wort ‚Statthalter‘ vermied er, weil es katholisch schmeckte), nun führt aber mein hoher Lehnsherr *sein* Regiment in zwiefacher Weise. Er spricht zu uns durch sein Wort, die heilige Schrift, und durch seine vortreffliche Weltordnung. Wie soll ich nun getreu nach Gottes Musterbild regieren, wenn ich nicht

auch sein Wort meinem Volke verkünden und auslegen darf? Der Pfarrer ist ein halber Fürst; denn er predigt nicht blos und spendet die Heilsmittel in der Kirche, er tritt auch in das Haus seiner Pfarrkinder und regiert sie geistlich. Darf ich, der Fürst, dann nicht wenigstens ein halber Pfarrer sein und neben meinem bischen Regieren auch noch ein Stückchen predigen? Das allein wäre ehrlich getheilt zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt. Ihr Pfarrer möchtet freilich lieber alles Regiment allein in Händen haben!“

So war mit Gründen durchaus nicht aufzukommen gegen den fürstlichen Herren.

Der Text zu seiner ersten Predigt stand ihm seit Jahren fest: es war die zweite Bitte des Vaterunsers — „Dein Reich komme“.

Er nannte diesen Text einen besonders fürstlichen, fürstlicher noch als das kaiserliche Weihnachtsevangelium vom Schätzungsgebot des Kaisers Augustus, und meinte, es sei leichter, hundert Predigten über die zweite Bitte zu halten, als eine einzige; denn die Fülle der Gedanken, welche durch jene drei Worte gezeugt würden, sei unermeßlich.

Zweites Kapitel.

Warum predigte er denn aber doch nicht?

Lediglich aus dem Grunde, weil er nicht blos durch seinen theologischen Eifer so ganz ein Fürst seiner Zeit war, sondern gleicherweise auch als glänzender Kavalier und vollendeter Hofherr. Es fiel ihm nicht ein, das reiche goldgestickte Sammtwamms mit dem schlichten Priesterrock oder dem Philosophenmantel zu vertauschen, oder den Spitzhut, welchen wallende Straußenfedern krönten, mit dem Barett des Gelehrten. Sein derbes, volles, geröthetes Gesicht mit den tief lauernden Augen sah durchaus nicht ascetisch drein; nur die etwas verfrühte breite Glatze war verdächtig: allein es gibt eine platonische Glatze des Denkers und eine faunische des Zechers. Und am Ende hatte Herzog Friedrich in diesem Doppelsinn eine Doppelglatze vor der Zeit bekommen.

Die deutschen Höfe waren damals noch nicht nach dem feinen französischen Muster zugeschnitten; noch herrschte die derb ehrliche aber auch rohe und wüste „altdeutsche" Sitte. Herzog Friedrich war ein

fester Reiter, der das wildeste Pferd bezwang, ein noch festerer Jäger, der den stärksten Eber fällte, vor allem aber der festeste Trinker, der Jahre lang jedes Weines Meister geblieben war. Allein der Kampf mit dem Wein hat das Besondere, daß wir unterliegen, indem wir siegen, und zuletzt um so gewisser geschlagen werden, je länger wir vorher das Feld behaupteten.

Wer bei Hofe als ein ganzer Mann bestehen wollte, der mußte ein schlagfertiger Theolog und ein noch schlagfertigerer Trinker sein, und Herzog Friedrich bestand so trefflich in beidem, daß er sich selbst für einen rechten Musterfürsten hielt. Der Morgen gehörte ganz der Theologie, der Abend dem Wein. Und da sich der Herzog um Mittag von den Anstrengungen des Morgens ausruhte und auf die Strapazen des Abends stärkte, so blieb zu anderweitigen Regentenaufgaben nicht viel Zeit übrig.

Die Stände des Landes klagten, daß der hohe Herr über dem Becher das Land vergesse, und bestürmten seine adeligen Räthe und Zechgenossen, daß sie ihm größere Mäßigkeit zu Gemüthe führten. Allein die Kavaliere, obgleich sie sonst den Herzog nach alter Art fast wie ihres Gleichen behandelten,

wußten zu gut, daß er in diesem Punkt keinen Spaß verstehe und bestürmten darum ihrerseits den Hofprediger; denn er allein hatte das volle Vertrauen des Fürsten, er durfte ihm ein freimüthiges und selbst ein grobes Wort sagen, vor, ja nach dem Gelage. Denn nüchtern oder trunken respectirte der Herzog doch immer noch die Kirche in der Person ihres warnenden oder strafenden Dieners.

Allein der Hofprediger, sonst ein unerschrockener Sittenrichter, der — wäre es auf ihn angekommen — Kaiser und Reich das Trinken verboten hätte, hielt fein den Mund und ließ den Herzog gewähren. Er fürchtete sich der Sünde, daß er schwieg, und hatte doch seine stille Befriedigung, wenn der hohe Herr — gleich systematisch und ausdauernd in der Zechkunst wie in der Theologie — den abendlichen Wettkampf mit seinen Gästen und Kavalieren bei der zarten Liebfrauenmilch begann, dann zum kräftigen Rüdesheimer vorschritt, beim duftigen Markobrunner eine kleine Pause machte, neu gestärkt beim geistvollen Steinberger den Gipfel erreichte und zuletzt mit einem Schlaftrunk beschwichtigenden edlen Rothweines das Tagewerk beschloß.

„Es kommt alles auf die rechte Reihenfolge an," pflegte der Herzog zu sagen. „Der beste Wein wird schlecht, wenn man ihn an verkehrter Stelle trinkt. Das sind elende Pfuscher, die einen Steinberger dem Bacharacher vorangehen lassen oder einen Niersteiner auf den Burgunder setzen. Sie haben nichts gelernt und begehen eine wahre Sünde, denn sie verderben die köstlichste Gottesgabe."

Und so pflegte er beim letzten Becher wie ein gelehrter Professor zu dociren über den rechten und falschen Gebrauch des Weines und schloß gemeiniglich mit dem Satze: „Man kann niemals zu viel trinken, vorausgesetzt, daß man reinen Wein und in der richtigen Ordnung trinkt!"

Das war sein Weindogma um Mitternacht.

Und der Hofprediger, welchem das zweite Glas schon zu viel dünkte, hütete sich trotzdem gar wohl, dieses Dogma anzutasten. Denn am nächsten Morgen, wann der Herzog den Rausch ausgeschlafen hatte und sich mit den wirklichen Dogmen beschäftigte, machte er sich selbst wiederum bittere Vorwürfe, daß er ein so gar genußsüchtiger Mensch sei, ja ein recht unchristlicher Trinkbruder. Konnte er

den Wein nicht mäßig kosten und doch in der rechten Reihenfolge? Er versuchte es und trank nur einen einzigen Becher von jeder Sorte; aber unwillkürlich vermehrte er nun die Sorten und verdoppelte die noch viel scharfsinniger geordnete Reihenfolge und kam so schließlich doch wieder beim alten Ziele an.

Wenn ihn dann aber in der weichen, zerknirschten Morgenstimmung die Leidenschaft zu predigen erfaßte, schlug er an seine Brust und sagte sich, daß ein Zecher wie er ganz unwürdig sei, die Kanzel zu besteigen. Und indem er dem Gedanken weiter nachsann, gerieth er in einen martervollen Zirkel, den er nirgends zu durchbrechen vermochte. Als Fürst mußte er mit Glanz und Kraft repräsentiren, und zu einer kraftvollen Repräsentation gehörte damals das tapfere Zechen eben so gut wie tapferes Reiten und Fechten. Es däuchte ihm fürstlich zu predigen, aber es däuchte ihm zugleich unfürstlich nicht zu trinken. Und doch machte ihn ein wahrhaft fürstliches Trinken unwürdig des Predigens.

Aber der alte unbefriedigte Wunsch packte ihn zuletzt mächtiger als die alte stets befriedigte Gewohnheit. So hatte er sich dann in einer vormit-

tägigen Reuſtunde heilig gelobt, er wolle nicht eher predigen, bevor er ſich — bei geſundem Leibe — nicht mindeſtens drei Tage lang jedes Tropfen Weines enthalten habe. Dieſe Vorbedingung zu erfüllen, wolle er von nun an eifrigſt befliſſen ſein.

Da ihm der Vorſatz aber niemals gelang, ſo blieb es auch mit der Predigt immer nur beim feſten, leidenſchaftlichen Vorſatze.

Einmal hatte er ſich ſchon volle anderthalb Tage jeden Schluck Wein verſagt. Der Hofprediger, welcher mit wenigen andern um des Herzogs Gelübde wußte, zitterte ſchon, daß dieſer nun wirklich übermorgen die Kanzel beſteigen werde, und bat ihn, doch wieder einen Becher zu trinken. Denn wenn der Herzog trank, ſo that er ja nur für ſich und ohne öffentliches Aergerniß, was damals alle Fürſten thaten, hätte er dagegen nicht getrunken und folglich gepredigt, ſo würde er ein Aergerniß durchs ganze Reich gegeben haben. Alſo unterdrückte der Hofprediger alle Gewiſſensbiſſe und empfahl ſeinem gnädigen Herrn einen mäßigen Trunk; er that dies aber ſo kleinlaut und ungeſchickt, daß der Herzog,

welcher ihn wohl durchschaute, in die heiterste Laune gerieth. Und ob er nun dem Pfarrer zum Schrecken gerne erst recht nüchtern geblieben wäre, so war er doch jetzt zu ausgelassen lustig, als daß er nicht einen tiefen Zug hätte darauf setzen müssen, und der Hofprediger mußte ihm Bescheid thun.

Ganz anders verhielt sich des Herzogs Vetter, Johann Christian, dem auch die Kunde vom Gelübde der dreitägigen Nüchternheit zu Ohren gekommen war. Er hielt den Herzog für unverbesserlich und sah kein Ende des schlechten Regiments, außer wenn jener abdankte oder abgesetzt würde. Er wünschte darum, daß der Herzog predigen möge, damit man vor allem Volk den handgreiflichsten Grund habe, ihn für regierungsunfähig zu erklären. Folglich mahnte er beständig zur Mäßigkeit.

Von den geheimen Plänen und Ränken seines Vetters wußte der Herzog nichts, aber daß dieser selber zu den gewiegtesten Zechern des Hofes zählte, war ihm genugsam bekannt.

„Ist das nicht eine verkehrte Welt!“ sprach er bei sich. „Mein allezeit durstiger Vetter predigt mir Nüchternheit und der allezeit nüchterne Hofprediger drängt mich zum vollen Becher!“

Und er dünkte sich den allein Weisen unter Thoren und achtete es für nothwendiger denn je zuvor, recht bald einmal als ganzer Salomo aufzutreten, der ja auch ein König und zugleich ein Prediger gewesen war.

Drittes Kapitel.

Das herzogliche Schloß thronte über der Stadt auf einem Felsen, welcher nach vorn steil zum Flusse abfallend, auf der Rückseite allmälig zu den Straßen des Städtchens niederstieg. Hinten war das große Portal mit der breiten Auffahrt; vorn dagegen konnte man nur auf einer in den Fels gehauenen schmalen Treppe den Schloßberg ersteigen; ein Thürnchen mit einem niederen Einlaß in der Mitte des Felsens schloß diesen Aufgang.

Dort saß Kaspar Krummholz als Pförtner, ein geringer Knecht unter den Hofdienern, fast wie ein Bauer gekleidet, während vorn am Hauptportale ein stattlicher Thürhüter im Tressenrock neben zwei Hellebardieren Wache hielt. Neben dem Hinterpförtchen aber waren zwei große durch Latten vergitterte Gewölbe in den Felsen gesprengt. Sie hießen die

Schneckenlöcher, weil man daselbst jene großen Weinschnecken aufbewahrte und mästete, die mit hochgewürzten Brühen zubereitet, in ihren Gehäusen auf die Tafel gebracht wurden, wo sie den anspruchsloseren Feinschmeckern damaliger Zeit die Austern ersetzten. Da nun Kaspar, der Pförtner, zugleich mit der Pflege dieser Schnecken betraut war, so nannte man ihn gewöhnlich nur den Schneckenmeister.

Kaspar Krummholz hatte früher die weit ehrenvollere Stelle am großen Vorderportale besessen und in demselben rothen Tressenrock gesteckt, welchen jetzt sein glücklicherer Nachfolger trug. Zu besseren Dingen geboren, war er, nach seiner eigenen Redeweise, immer tiefer heruntergerutscht auf der Kugel der Fortuna, und von den Schneckenlöchern bedurfte es nur noch eines Katzensprungs, um ganz aus dem Schlosse hinauszukommen. Sein Vater hatte die herzogliche Silberkammer verwaltet, und wie damals die meisten Hofdienste erblich waren, so verstand sich's fast von selbst, daß der Sohn als Gehilfe des Tafeldeckers seine Laufbahn begann, um von da zum wirklichen Tafeldecker und beim Ableben seines Vaters zur Silberkammer aufzusteigen.

Allein der Junge verstand es besser, eine Tafel leer zu essen, als kunstgerecht zu decken; er that nicht gut im innern Dienst, und so hatte man ihn rückwärts in den äußern befördert und wegen seiner stattlichen Gestalt zum Thürhüter am Hauptportale gemacht. Hier taugte er aber noch viel weniger.

Von jenem Portal sah man nämlich rückwärts in den vorderen Schloßhof und weiter durch einen eng gewölbten Bogengang hindurch in den Binnenhof gerade auf den großen Schloßbrunnen — eine entzückende Perspective für jeden Architekturmaler. Ohne nun gerade Architektur zu malen, hatte Kaspar beständig rückwärts in diese Perspective geschaut, statt vorwärts zum Thore hinaus, wie es einem Thürhüter ziemt. Denn die zwei Säulen des Brunnens, oben durch kraus verschnörkeltes Eisenwerk verbunden, von welchem die Eimer auf und nieder stiegen in den tiefen Brunnenschacht, sahen selber wieder einem hohen Portale gleich — für Kaspar einem Portale zum Himmelreich. Dort stand nämlich oft halbe Stunden lang Anna, die Leinwandmagd, und wand mühselig die vollen Eimer herauf, wenn eben große Hofwäsche war. Das frische, derbe Mädchen

mit dem blendend weißen Kopftuch und der leuchtenden Linnenschürze bildete den Glanz- und Schlußpunkt der Perspective, in welchem alle Linien vom Portale her zusammenliefen. Kein Wunder, daß Kaspars Blicke diesen magischen Linien folgen mußten; denn er liebte die Anna und sie liebte ihn wieder. Und weil es von seinem Portale her selbst für das schärfste Auge zu weit war, dem Mädchen genau in die blauen Augen zu sehen, so ging er fleißig zu ihr hinüber, half ihr die schweren Eimer aufwinden, plauderte mit ihr auf der Brunnenbank, und da es am Brunnen manchmal zu lebhaft und öffentlich zuging und auch andere Schloßmägde kamen, setzte er sich zuweilen seitab mit seinem Mädchen auf die Treppe der Schloßkapelle.

So war es denn auch zuweilen geschehen, daß der Herzog ins Schloß geritten kam und keinen Thürhüter am Thore fand, da derselbe vielmehr den Brunnen als das Thor bewachte. Darum ward Kaspar zur Strafe ans Hinterpförtchen versetzt, und die Schneckenlöcher wurden versuchsweise und aus Gnade gleichfalls seiner Obhut unterstellt.

Es war aber grausam langweilig da drunten

bei den Schnecken; ihre Pflege befriedigte Kaspars höher strebenden Geist keineswegs, und der Pförtnerdienst am hintern Einlaß war kaum eine Arbeit zu nennen. Nur wenige Menschen stiegen des Tages die Felsentreppe auf und ab. Von Anna sah er oft die ganze Woche keine Spur. Sein bester Zeitvertreib war noch, schräg hinauf ein großes Stück der Front des Schlosses zu übersehen, und zu beobachten, was da gelegentlich an den Fenstern der herzoglichen Gemächer vorging.

Dabei sprach und rechtete er dann im stillen Sinn mit dem Herzog, der ab und zu an den Scheiben erschien. Der Herzog theologisirte da droben aus unklar gährendem Trieb des Schaffens und Herrschens, aus leidenschaftlichem Ehrgeiz des Studiums; und der Schneckenmeister philosophirte unten aus Zorn und Langeweile. Vornehme Leute philosophiren überhaupt zumeist, wenn sie sich recht freien, gehobenen Geistes fühlen, gemeine Leute, wenn sie Aerger oder Hunger haben.

So stand Kaspar auch heute mit verschränkten Armen an der kleinen Fensterscharte seines Thürmchens und sprach laut zu dem gothischen Prachtfenster

des Herrenhauses hinüber, wo die Gestalt des Herzogs bald sichtbar wurde, bald verschwand; denn derselbe ging meditirend im Zimmer umher und warf manchmal einen Blick in die weite Landschaft hinaus.

Kaspar sprach laut — war er doch sicher, daß seine Stimme oben in den Felsen verhallte, unten vom rauschenden Strom verschlungen ward und vom Herzog nicht gehört werden konnte:

„Es ist jammervoll, wie schwer heutzutage Würde und Ansehen der Dienerschaft geschädigt wird durch das unziemliche Benehmen der Herrschaft. Hat der gnädige Herr da droben auch bedacht, was er that, bedacht, daß er seinen ganzen Hofstaat erniedrigte, als er mich, den Sohn des Silberbewahrers, zum Schneckenmeister machte? Ich bin durch Geburt berufen, Silberbewahrer zu werden. Zerstört der Herzog den natürlichen Lauf der Dinge, wirft er mich hier herab an die Thüre und beinahe vor die Thüre, lediglich aus dem eitlen Grunde, weil ich lieber auf der Kapellentreppe gesessen habe, als vor dem Schloßthor gestanden, so kann ihn ein anderer auch einmal hinabwerfen, Gott weiß wohin, weil er lieber in der Kapelle stehen will als auf dem Throne sitzen.

Man flüstert davon, die fürstlichen Verwandten hätten sich an den Kaiser gewendet, daß er den Herzog absetze, wenn er predige. Welch eine schreckliche Zeit! Achtet man das Recht meines kleinen Erbadels nicht, so wankt auch der große. Des Herzogs Vater war ein anderer Herr! der ließ jeden leben wie er wollte, er that noch viel weniger als sein Sohn, und man spürte gar nicht, daß er überhaupt regierte; aber was einmal zu Recht bestand, das mußte stehen bleiben und also ließ man auch ihn selber stehen. Es ist ein großes Unglück, daß er vor der Zeit gestorben ist; lebte er noch, so wäre ich jetzt Silberbewahrer statt Schneckenbewahrer und das Land hätte Ruhe und Frieden behalten.

„Sonst sagt man wohl: was die Alten sungen, das zwitschern die Jungen. Das gilt aber blos von den gemeinen Leuten und niemals von den großen Herren. Denn kaum schließt da der Vater die Augen, so richtet der Sohn auch stracks ein ganz anderes Regiment ein; wer gestern in Gnade stand, fällt heut in Ungnade, was recht war wird schlecht, was schwarz weiß, das ganze Land wird auf den Kopf gestellt. Und wenn man gemeiner Leute Kin-

dern höflicherweise sagt: wie schade, daß euer Vater so früh gestorben ist, so darf man das einem jungen Fürsten niemals sagen, denn man sagte ihm damit eine große Grobheit.

„Jetzt schaut der gnädige Herr gerade auf mich herab! Ich muß einen Schritt zurücktreten. Was er nur da droben treibt und sinnt, indem er fort und fort ans Fenster und ins Gemach zurück geht, wie der Löwe im Käfig? Vermuthlich brütet er wieder eine Predigt aus, die er gerne halten möchte und doch nicht zu halten wagt. Das ist nun ein rechtes Kreuz fürs Herzogthum. Wir Hofleute leiden besonders darunter. Wo bleibt das Ansehen des fürstlichen Dienstes, wenn der Fürst ein Pfarrer wird? Das sollte Einer dem Herzog deutlich sagen. Aber die vornehmen Herren, welche des Fürsten Ohr besitzen, wagen's nicht, und wir minder vornehmen Diener, die wir Muth und Verstand haben, das rechte Wort zu reden, wir werden nicht angehört. Könnte ich nur ein einziges Mal von der Leber weg über das Predigen mit ihm sprechen: ich bin gewiß, er würde die Thorheit verschwören für sein ganzes Leben."

Während aber der Schneckenmeister ungehört also zum Fenster des Herzogs hinaufsprach, war des Herzogs Auge wechselnd auch hinunter auf das Thürmchen und den philosophirenden Mann an der Fensterscharte gerichtet.

Der Fürst redete ganz stille in sich hinein: „Wie der faule Kerl da drunten stundenlang ins Blaue blickt, und hinter seinem Rücken schlüpft derweil Gesindel die verbotene Treppe herauf und dort kletern die Schulbuben in die Schneckenlöcher und stehlen mir meine Schnecken! Es ist ein wahres Kreuz, daß diese Dienerschaft immer schlechter wird, da hilft selbst keine Strafe, denn der angeborene Pflichteifer vergangener Zeiten ist verschwunden. Ich muß dem Volk einmal eine furchtbare Straf- und Bußpredigt halten über Treue und Gehorsam. Das ist meines Amtes, aber ich kann es nicht vom Throne herab, ich kann es nur von der Kanzel, weil es nicht ausreicht, den Einzelnen zu belehren und zu züchtigen: es gilt vielmehr Zucht und Lehre für das ganze Volk. Denn der Geist, der von einem zum andern weht und alle gemeinsam ergriffen hat, schuf diese Verderbniß der Sitten.“

Und er nahm sich vor, heute Abend allen Wein zu verschmähen, sowohl außer als in der Ordnung.

Als aber Kaspar mit seinem Philosophiren zu Ende gekommen war, sah er, daß die Schuljungen sein Schneckengewölbe geplündert hatten, und als der Herzog seinen Predigttext bis ins Kleinste durchgedacht, konnte er dem Durst nach so heißer Arbeit nicht widerstehen und ließ sich seufzend eine Kanne Burgunder bringen — seinen Frühstückswein, nach der Ordnung.

Viertes Kapitel.

Wenige Wochen nach dieser geisterweisen Zwiesprach zwischen Herr und Diener führte ein Volksfest große Menschenscharen von nah und fern in die herzogliche Residenzstadt.

Am Trinitatissonntage wurde dort seit unvordenklicher Zeit alljährlich eines jener geistlichen Schauspiele aufgeführt, wie sie während des Mittelalters in vielen deutschen Gauen herkömmlich gewesen waren. Mit der Reformation waren diese Spiele auf protestantischem Boden freilich größtentheils ver-

schwunden; doch behaupteten sie sich ausnahmsweise und in veränderter Gestalt noch in einigen protestantischen Orten bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts. So geschah es auch in unserm Städtchen, vielleicht weil der Hof das alterthümliche Spiel begünstigte, oder auch, weil die Natur hier eine Bühne gebaut hatte, so erhaben, schön und zweckmäßig, daß sie weit und breit nicht ihres Gleichen fand.

Eine halbe Stunde oberhalb der Stadt führte nämlich eine enge Waldschlucht zu einem mäßig großen, fast halbkreisförmigen Gebirgsbecken, welches vorn in sanfte Matten auslief, während hinten senkrechte Felswände von vielfach zerklüftetem Buntsandstein die Scene abschlossen. Auf der Matte boten sich von selbst amphitheatralisch aufsteigende Sitze und Lagerplätze für die Zuschauer, und die Felswand mit ihren rechts und links vorgeschobenen Blöcken und Steinsäulen und einer ansehnlichen Plattform in der Mitte war ganz wie zur Bühne gemacht. So brauchte man gar kein Theater zu bauen. Der einzige künstliche Apparat, welchen Menschenhand hinzugefügt, bestand in einem hohen,

pyramidal aufsteigenden Brettergerüste an der Felswand und einer Zelttribüne für den herzoglichen Hof, dem Gerüste gerade gegenüber inmitten des Zuschauerraumes.

Während aber bei andern geistlichen Volksschauspielen des Mittelalters die Geschichte Christi dargestellt wurde, hatte man hier vielmehr schon seit alter Zeit die Geschichte des Christen gewählt: Versuchung und Kampf, Fall und Verdammniß, Buße und Erlösung des Menschen, versinnbildet durch eine zusammenhängende Reihe von Scenen aus der Bibel und Heiligenlegende und abschließend mit dem erschütternden Schlußdrama des jüngsten Gerichts. Bei letzterem folgte man dann ganz der geläufigen Symbolik der alten Maler und hatte eben zu diesem Zwecke das pyramidale Gerüst an der Felswand aufgebaut.

Seit der Reformation waren freilich mancherlei Aenderungen in dem überlieferten Plan des Spieles vorgenommen worden. Die Scenen aus der Heiligenlegende waren gestrichen, und selbst bei den biblischen Gruppen und Bildern vermied man solche, in welchen die Personen Gottes oder Christi oder

der Jungfrau Maria, ja selbst der Apostel hätten erscheinen müssen. Man fürchtete die Erinnerung an den alten Bilderdienst, man scheute die Profanation, welche sich nothwendig an das Vergreifen oder Mißlingen solcher Rollen knüpft, und hielt es überdies nicht für schicklich, daß ortsbekannte Leute deren sonstiger Lebenswandel vielleicht sehr wenig Verwandtschaft mit dem Wesen jener heiligen Gestalten zeigte, nun plötzlich zu übermenschlicher Reinheit vor allem Volk erhoben dastehen sollten. War es doch einmal vorgekommen, daß der Gott Vater des Trinitatissonntags am Montage nach Trinitatis wegen Wilddieberei in den Thurm gelegt wurde.

Trotz dieser Beschränkungen blieb ein reicher, voller Kranz unverfänglicher Scenen übrig. Da sah man den Sündenfall, den Dulder Hiob, die klugen und thörichten Jungfrauen, den reichen Mann und den armen Lazarus und vieles ähnliche. Gesprochene Verse und sinnreich eingeflochtene geistliche Lieder verknüpften die Einzelbilder zu einer Art von fortschreitender Handlung, und allegorische Figuren der Tugenden und Laster, freilich dem Renaissancegeschmacke der Zeit gemäß der antik heid-

nischen Mythologie entlehnt, mußten zwischendurch statt der Engel und Evangelisten das Wort ergreifen.

Nur bei dem Schlußbilde, welches als der Glanzpunkt des ganzen Spiels erschien und demselben auch seinen volksthümlichen Namen gab, beim jüngsten Gerichte, konnte man des Weltenrichters und der Engel und Teufel durchaus nicht entbehren. Doch sollten diese Gestalten nur im Hintergrunde auf- und niedersteigend fernhin verschweben; der Weltenrichter aber thronte, mittels des gut verhüllten Gerüstes, auf einer sonst unzugänglichen Felsspitze, wo er schweigend nur durch Hand und Blick sein Urtheil fällte und in der That wie ein Herrscher aus ferner Geisterwelt dem prüfenden Auge der staunenden Menge entrückt war.

Das Schauspiel entwickelte sich diesmal durchaus schön und ergreifend, und vor allem bot das jüngste Gericht den geheimnißvollen Zauber eines überirdischen Traumgesichtes.

Der Weltenrichter auf seinem Felsenthron, welchen ein höherer Stein, von niederhängenden Zweigen umwuchert, gleich einem Thronhimmel überragte, — die Engel mit Wage und Schwert und dem Buche

des Lebens und Posaunen, zur Rechten und Linken an den absteigenden Felsspalten und auf vorspringenden Gesteinzacken aufgestellt, — die Seligen, welche rechts zu einer sonnigen Seitenhöhe hinanstiegen, die Verdammten links in Klüfte niederfahrend, daraus dicker Rauch emporquoll und Feuer aufschlug, von gräßlich vermummten Teufeln rastlos geschürt, — dann auf der Zuschauerseite die weithin gelagerte bunte Volksmenge und in ihrer Mitte das prächtige Zelt des Herzogs, der von seinem in Sammt, Seide, Gold und Edelsteinen glänzenden Gefolge umringt, dort recht wie ein Erdengott dem auf den Felsen thronenden Herrn des Himmels gegenüber saß, — dazu die dröhnenden, vom Echo der Schluchten zurückgeworfenen Posaunenstöße, der Chorgesang und darauf die athemlose Stille der Menge in den Pausen, daß man trotz der Hunderte von Menschen plötzlich die volle Waldeinsamkeit des Ortes mit dem innern Ohre gleichsam hören konnte: — — das alles packte Herz und Sinn der Versammelten in Schauer und Entzücken.

Da sah man mit einem Male schwarze und immer schwärzere Rauchsäulen aus dem Höllen-

schlund zur Linken aufsteigen, der Wind wälzte sie hinüber zu dem mit gemalter Leinwand maskirten Gerüste. Jetzt schlug die Flamme aus dem Gerüste selbst hervor! —

Ein herzzerreißender Hilferuf dringt von dort herüber. Wie im Echo antwortet die laut aufschreiende Zuschauermenge, welche plötzlich aus der Erstarrung des ersten Momentes erwacht. Die kunstreich geordneten Gruppen des Gerichts lösen sich in ein wirres Durcheinander. Dann verhüllt wieder undurchdringlicher Rauch die ganze Bühne.

Die Teufel hatten das dürre Tannenreisig des Höllenfeuers zu stark geschürt, das ganze Podium des jüngsten Gerichtes war in Brand gerathen. Nur einen Augenblick — kaum daß man den Zusammenhang fassen konnte — und die erhabene Scene war grauenvoll travestirt. Die Seligen liefen durch die Hölle, um nicht oben im Himmel vor Rauch zu ersticken, und die Teufel halfen den Engeln aus dem Feuer. Der Erzengel Michael schrie erbärmlich um Hilfe. Die Zuschauer drängten sich in wogender Masse vor, jeder wollte retten, aber einer hemmte den andern.

Da brachte der Herzog, der sich jetzt ganz als der feste, muthige Kavalier zeigte, durch thatkräftiges Beispiel und ordnenden Zuruf Plan und Vernunft in das Rettungswerk; es gelang ihm mit noch einigen Männern seitwärts über die Felsen zur Brandstätte hinüberzuklimmen und die von den Flammen umringelten Darsteller herauszureißen, bevor das Gerüst krachend in sich zusammenbrach.

Nur einen hatte man vergessen: den Weltenrichter hoch oben auf seinem Felsenthron. Da saß er, von Qualm und Lohe bedroht, dem Ersticken nahe; aufwärts konnte er nicht entrinnen wegen des überhängenden Felsenbaldachins und der Sprung zur Tiefe würde ihn zerschmettert oder mitten in die Glut gestürzt haben.

„Er hat Frau und Kinder!“ riefen einzelne Stimmen.

„Wer holt den Mann herunter?“ fragte der Herzog mit gewaltiger Stimme. „Was sich der Retter auch zum Lohn erbitten mag, ich will es ihm gewähren!“

„Dort in der Hölle steht noch eine einzige Leiter,“ rief ein dritter, „aber die Flamme ergreift sie bereits. Wer reißt sie aus der Glut?“

Da sprang einer von den vermummten Teufeln herbei, stürzte sich in die Flammen, als seien sie wirklich sein angeborenes Element, hob die Leiter heraus und setzte sie an den Felsen, obgleich das Feuer schon hie und da die Sprossen beleckte und um sein Gewand züngelte.

Alle Blicke hingen an dem kühnen Mann; jeder Mund hielt den Athem zurück.

Das Wagestück gelang. Der Teufel, in den angebrannten, vom Rauch geschwärzten Kleidern noch teufelmäßiger anzusehen als vorher, brachte den vor Todesschreck zusammenknickenden Weltenrichter aus den Flammen und führte ihn vor den Herzog, umringt von der beifalljauchzenden Menge.

Der Fürst, gewohnt zügellos jedem Eindrucke des Augenblicks zu folgen, brach in ein laut schallendes Gelächter aus, da ihm im Anschauen des wunderlichen Paares einfiel, daß also der Knecht der Hölle den Herrn des Himmels aus dem höllischen Feuer gerettet habe, rief dazwischen aber laut und mit gewaltigem Ernste: „Das jüngste Gericht darf niemals wieder gespielt werden!“ und schüttelte sich abermals vor Lachen, um

dann jenen Ruf noch lauter und strenger zu wiederholen.

Denn er empfand das Aergerniß und den Humor, welcher in dem Vorfalle lag, gleich stark und sprach seinen Tadel und sein Ergötzen durcheinander gleich offen und nachdrücklich aus.

Plötzlich jedoch leuchtete ein ganz anderer Gedanke sichtbar aus seinen Zügen.

„Sind alle gerettet?“ fragte er und schaute im Kreise umher.

Gottlob! Sie waren es alle.

Da nahm der Herzog seinen Hut ab, und stand eine Weile wie im stillen Gebet versunken. Und das ganze Volk betete im Stillen mit.

Es war aber, als sei dies nun erst das wahre geistliche Schauspiel, zu welchem eigentlich die vielen Menschen von fern und nah herbeigeströmt, und die schönen Bilder seien nur ein Mummenschanz gewesen.

Nach einer Pause ließ der Herzog den kühnen Retter vortreten.

Der halb angebrannte Teufel nahm die Larve vom Gesicht und verbeugte sich tief vor dem gnädigen Herrn. Es war Kaspar, der Schneckenmeister.

Der Herzog sah ihm scharf ins Auge; er erkannte und kannte gar wohl den oft bestraften Pförtner von der Felsentreppe. Aber er schüttelte ihm die Hand, spendete ihm reiches Lob und fragte dann mit huldvollem Lächeln: „Was erbittest Du Dir, Kaspar? Sag an! Ich will Dir's gewähren."

Kaspar besann sich lange. Endlich sprach er: „Zuerst einen neuen Rock für den Winter und Schuhe und Hosen und Kappe dazu."

„Du sollst sie haben. Und welche zweite Bitte folgt auf die erste?"

„Zum zweiten und letzten" — erwiderte Kaspar und begann zu stottern — „zum zweiten möchte ich gar nichts für mich erbitten, sondern — —"

„Nun heraus damit! Für wen bittest Du?"

„Für Euch selber, gnädiger Herr!"

„Für mich? Und was willst Du, daß ich Dir für mich selber gewähre."

Dem Kaspar begann's zu schwindeln. Er bat den Herzog für den Herzog: das schien ihm im Augenblick nicht mehr ganz vernünftig, und indem er nach richtigeren Worten suchte, verlor er vollends die Richtschnur der Gedanken.

Der Herzog wurde ungeduldig, da auf wiederholtes Fragen kein zusammenhängender Satz aus dem Schneckenmeister herauszubringen war. Kaspar erschrak immer mehr und verstummte vollends.

Endlich rief der Herzog: „Ich stellte Dir im Grund nur eine Bitte frei und Du selber kannst keine zweite finden. Da aber nun doch auf Dein erstlich ein zweitens folgen muß, so will ich's aus freier Gnade hinzufügen. Und also gebe ich Dir zu dem Rock, den Hosen und Schuhen und der Kappe für den Winter zweitens auch noch Kappe, Schuhe, Hosen und Rock für den Sommer. Für mich aber bitte ich von Dir, daß Du mir fortan treuer und eifriger dienest, als es bisher geschehen ist."

Kaspar entfernte sich, wie mit kaltem Wasser begossen. Er vergaß sogar zu danken.

Als er unter die Leute zurücktrat, drängte sich Anna zu ihm vor. Sie hatte für sein Leben gezittert, sie hatte über seinen Muth und sein Glück gejubelt, sie wollte ihm vor aller Augen um den Hals fallen und einen Kuß geben. Doch Kaspar stieß sie kalt zurück und rief: „Rühre mich nicht an, Anna. Ich bin ein Esel."

Vergebens suchte Anna unter Thränen des Zornes eine nähere Erklärung dieses Wortes zu erlangen, welches so verständlich und doch so dunkel war. Kaspar ging schweigend neben ihr her.

Erst als sie selber nun auch schweigend zu trotzen begann und der Pfad, den beide seitwärts gingen, einsam wurde, brach Kaspar sein Schweigen durch das öfters ausgestoßene abgebrochene Wort: „Diese verdammte zweite Bitte!“

Anna griff den deutlichen Wink auf, der ihr hier zum Wiederanknüpfen des Gesprächs gegeben war, und beschwor ihn, zu bekennen, welche zweite Bitte das denn eigentlich gewesen, die ihm in der Kehle stecken geblieben sei?

Jetzt löste sich Kaspars Zunge plötzlich und gewaltsam: „Hölle und Teufel! Ich wollte sagen: ich bitte Eure Gnaden um Gotteswillen, nicht zu predigen! — — Nun ist's heraus, ganz leicht, und vorhin ging es um die Welt nicht. Meinst Du, ich wäre ins Feuer gesprungen für zwei Röcke und zwei Paar Hosen? Ich sprang hinein, weil mich die zwei Herrgötter dauerten, der eine auf dem Felsen droben in Feuer und Rauch, und der andere

drunten unter dem Herzogszelt, welcher alleweil predigen will. Also bin ich zweitens durchs Feuer gegangen für die Würde des Hofes und das Beste des Landes, damit ich einmal das Recht gewönne, unserm Herrn die Meinung zu sagen, so frei wie sein Kanzler und Geheimerath. Aus zwei Gründen hatte ich mein Leben gewagt, darum erlaubte ich mir auch zwei Bitten — doch keine für mich. Denn den Rock und die Hosen wollte ich dem armen Schlucker, dem Weltenrichter, für nächsten Winter schenken, und den Herzog hätte ich dem Lande wiedergeschenkt. War das nicht fein gedacht? Und jetzt befällt mich mit einem Male der Schreck und Schwindel angesichts der Herzogs, der mich auf der brennenden Leiter nicht befallen hatte, und ich habe mir beide Hände umsonst verbrannt und in meiner Dummheit das Beste doch nicht herausgebracht!“

Fünftes Kapitel.

Kaspar wurde selbigen Tags noch von vielen belobt und beglückwünscht, und alle fragten ihn dann auch, was doch eigentlich die zweite Bitte gewesen sei, die er nicht habe über die Lippen bringen können?

Allein was er seiner Geliebten anvertraut, das sagte er weiter keinem Menschen. Anfangs hüllte er sich aus Aerger in geheimnißvolles Schweigen, und nachher fand er seine stille Freude dran, die Frager durch allerlei ausweichende Reden erst recht neugierig zu machen und ihnen dann hinterdrein doch nichts zu sagen.

Auch seiner Anna hatte er Schweigen auferlegt. Sie hielt es getreulich, mit der einzigen Ausnahme, daß sie noch desselben Abends ihrer innigsten Freundin, der Küchenmagd, die ganze Sache erzählte. Die Küchenmagd berichtete sie dann nur ihrem getreuen Verehrer, dem Kapaunenstopfer, welcher eben drei Kapaunen in die Küche ablieferte. Der Kapaunenstopfer bewahrte die Neuigkeit über

Nacht. Als er aber des andern Morgens zum Hofbäcker ging, um seine tägliche Brodration zu holen, konnte er sie diesem doch nicht vorenthalten, und weil gleich nachher der herzogliche Läufer am Fenster der Hofbäckerei vorbeilief, so klopfte ihm der Bäcker und theilte ihm die verschluckte zweite Bitte des Schneckenmeisters mit, über welche sich ja die ganze Stadt den Kopf zerbrach. Da aber der Läufer solchergestalt um fünf Minuten zu spät bei seinem Vorgesetzten, dem Hoffourier, ankam, so mußte er die Geschichte, welche Schuld daran war, nothwendig auch diesem wiedererzählen. Der Hoffourier war vergangene Nacht von seiner Frau mit einem Bübchen beschenkt worden und wollte eben zum Hofprediger gehn, um ihn zu bitten, daß er den kleinen Heiden taufen möge. Und weil die Vaterfreude mittheilsam macht, so vertraute er dem hochwürdigen Herrn denn auch in aller Geschwindigkeit, was eigentlich die verhaltene zweite Bitte des Kaspar gewesen sei.

Der Hofprediger hielt es für seine heilige Pflicht, dem Herzog stracks von der Sache Kunde zu geben.

Er erklärte den Brand des Gerüstes für einen Wink des Himmels, der keine Freude an solchen Spielen habe; die verschwiegene zweite Bitte des Schneckenmeisters aber sei ein irdischer Wink, den man auch nicht verachten dürfe. Denn der Herzog sehe daraus, wie selbst der gemeine Mann durch das Vorhaben des gnädigen Herrn, allerhöchstselbst predigen zu wollen, in Besorgniß und Aufruhr versetzt werde. Und wenn auch die Mahnworte der Geistlichen und der getreuen Räthe unerhört verhallten, so möge doch Seine fürstliche Gnaden diese Stimme aus dem Volke nicht überhören, die um so beweglicher und lauter gesprochen, als sie eigentlich gar nicht gesprochen habe, sondern in tiefster Ehrfurcht erstickt sei.

Der Herzog blickte den Prediger mit großen Augen an; er schwieg lange und durchdachte sichtbar, was er eben gehört, unter Zweifeln und Bedenken. Aber plötzlich leuchtete sein Antlitz, der Entschluß war gefaßt, schon glaubte der Hofprediger seinen starren Sinn endlich gewendet zu haben.

Da rief der Herzog seinen Leibdiener und befahl, daß er ihm heute bei Tisch statt des Weines

einen Krug frischen Brunnenwassers auftragen solle. Dies sagte er recht laut und deutlich, damit es der Prediger ja hören möge, zu ihm selbst aber sprach er kein Wort und verabschiedete ihn mit einer stummen Handbewegung.

Der geschlagene Mann verstand gar wohl den Sinn jenes Befehls: der Herzog wollte nun erst recht predigen und recht bald obendrein. Es blieb nur noch die leise Hoffnung übrig, daß das Brunnenwasser keine drei Tage Stand halten werde auf der herzoglichen Tafel.

Sechstes Kapitel.

Inzwischen hatte Kaspar bald genug erfahren, daß das Geheimniß seiner zweiten Bitte ausgeplaudert worden sei, obgleich er nicht ahnte, daß es gar der Herzog schon wisse.

Er suchte die schwatzhafte Anna auf, um ihr tüchtig den Text zu lesen. Die Leinwandmagd ließ den ganzen Sturm seines Zornes ruhig über sich dahin brausen; nachdem er aber um so rascher aus-

getobt, je heftiger er begonnen, fragte sie den Kaspar — die Arme in die Hüfte gestemmt — ob er denn auch wisse, warum sie geplaudert habe? Sie plaudere nie aus Lust am Plaudern, sondern stets aus höheren Gründen.

„Ich habe geplaudert aus Aerger über Dich und aus Stolz auf Dich. Aus grimmigem Aerger. Denn wie konntest Du so thöricht sein und nach einer solchen Heldenthat blos um Rock und Hosen bitten und darauf mit einem Anliegen stecken bleiben, welches Dich gar nichts anging? Seinem Aerger aber muß man in Worten Luft machen, sonst schlägt er nach innen auf die edlen Theile, und man wird krank. — Dann habe ich aber auch geplaudert aus Stolz. Denn wenn schon Deine zweite Bitte noch thörichter war, als die erste, so wäre sie doch sehr schön gewesen, wenn Du sie herausgebracht hättest. Unterfing sich doch mein Schatz, obgleich blos Schneckenmeister, dem Herzog zu sagen, was ihm kein Hofherr öffentlich ins Gesicht zu sagen wagt. Das hätte alles so beweglich enden können, wie man es in alten Geschichten von großmüthigen Kaisern und Sultanen hört, und vielleicht hätte

Dich der Herzog wegen Deines Freimuthes gar zu seinem Kanzler gemacht. Dies ist nun nicht geschehen; aber ich war doch stolz, daß es beinahe hätte geschehen können, und die Leute sollten's wissen!“

Bei diesen Worten stemmte sie die Arme nicht mehr mit spitzen Ellbogen in die Hüften, sondern streichelte dem Kaspar die Backen und das Kinn, daß er ganz weich ward und ihr die Hand gab und mit erstickter Stimme flüsterte: „Ich war ein rechter Esel, daß ich die zweite Bitte nicht herausbrachte.“

„Das hast Du gestern schon gesagt,“ fiel Anna ein. „Aber jetzt merke auf meinen Rath. Der Herzog ist über die Maßen neugierig; er wird von fernher läuten hören von dem Gerede, das über Deine zweite Bitte umläuft, aber keiner wird ihm den wahren Inhalt zu entdecken wagen. Er wird Dich rufen lassen, er wird Dich schärfer und geduldiger fragen —“

— „und dann bitte ich ihn, daß er um Gottes willen nicht weiter ans Predigen denke!“

„Keineswegs! Für diese Bitte findet sich in

Jahr und Tag vielleicht wieder einmal günstige Gelegenheit. Zunächst mußt Du Deine erste Bitte verbessern, die viel zu klein gegriffen war, und dies gibt dann für jetzt die rechte zweite Bitte."

„Allein Du warst ja so stolz auf die andere, ungesprochene. Spreche ich sie nun wirklich aus, dann wirst Du noch viel stolzer werden."

„Gewiß! Doch alles zu seiner Zeit. Zuerst muß man vernünftig bitten, wenn auch nicht schön; dann kommt immer noch ein Tag, wo man auch schön und vernünftig bitten darf. Und also bitte jetzt den Herzog, daß er Dir sofort erlaubt, mich zu heirathen und Dir einen bessern Dienst gibt (denn der Schneckenmeister schickt sich nicht für einen verheiratheten Mann), und uns beiden eine recht reiche Aussteuer dazu. Das hätte gestern schon Deine erste Bitte sein sollen. Und, ehrlich gestanden, plauderte ich vornehmlich deßwegen, daß Du mit Deiner Bitte noch einmal recht ins Gerede kommen und vom Herzog aufs neue befragt werden möchtest."

Kaspar staunte über die Klugheit der alten Mutter Eva, die so klar aus seiner Anna sprach.

Allein ihm blieb kaum Zeit sich auszustaunen, denn es erschien ein Diener, welcher ihn augenblicklich zum Herzoge entbot.

Siebentes Kapitel.

Der Herzog hatte bei Tafel wirklich keinen Wein getrunken. Zwei Paar Augen lauerten gespannt, ob er nicht doch zuletzt zum Becher greife: Prinz Johann Christian und der Hofprediger. Allein der Prinz behielt gewonnen Spiel; ja es schien, als lege es der Herzog auch außerdem heute ganz besonders darauf an, den gefährlichen Plänen seines Vetters vorzuarbeiten.

Der Rheingraf Karl mit seiner Tochter war zu Gaste. Doch der Herzog wechselte kaum ein paar Worte mit ihnen und vernachlässigte sie in fast beleidigender Weise. Er brütete über der zweiten Bitte des Schneckenmeisters. Sie dünkte ihm allerdings ein Zeichen, aber von ganz anderer Bedeutung, als es der Hofprediger gemeint hatte. Denn daß Kaspar ihn vom Predigen hatte abmahnen wollen,

war ja nicht das Wunderbare, sondern daß er diese Abmahnung mit aller Gewalt nicht hatte aussprechen können. Zudem fand der Herzog einen mystischen Zusammenhang zwischen dieser zweiten Bitte und der zweiten Bitte, die ihn selber Tag und Nacht bewegte, als sein erstes Predigtthema, der zweiten Bitte des Vaterunsers. Auch das erschreckende Zeichen des verbrannten jüngsten Gerichts ließ sich mit dem Thema wirksam verflechten, und so erwuchs im Geiste des Herzogs die Disposition zu einer mindestens sechs Stunden langen Riesenpredigt, wie man sie vor Zeiten in Holland gehalten hat, und er vergaß völlig, daß er bei Tafel saß und werthe Gäste ehren sollte.

Kaum war der letzte Gang aufgetragen, so erhob er sich auch schon, zerstreut wie im Halbtraume, und machte Anstalt, sich sofort zu verabschieden. Vergebens nahm ihn die Herzogin bei Seite und flüsterte ihm zu, daß es doch schicklich sei, noch ein halbes Stündchen zu verweilen, dem Rheingrafen einige Aufmerksamkeit zu widmen und nach hergebrachter Sitte mit den Gästen ein wenig im Schloßgarten umherzuspazieren.

Er erwiderte laut: „In alter Zeit erquickten sich die Tischgenossen nach dem Mahle auch geistig durch das Anhören von Sängern, Dichtern und Lautenspielern; statt dessen ziemet uns eine geistliche Erquickung, die wir beschaulich in uns selber finden. Und also suche ich jetzt die Einsamkeit meines Zimmers, und wenn Ihr alle das Gleiche thut, wird es Euch besser bekommen als eitles Verdauungsgespräch.“

So empfahl er sich höchst gemessen und ließ die Gesellschaft erstaunt und verstimmt zurück. Die Herzogin wollte in den Boden sinken; der Vetter aber triumphirte im Stillen. Doch es kam noch besser.

Die Bürgermeister sämmtlicher herzoglicher Städte waren schon seit drei Tagen in der Residenz versammelt, um eine gemeinsame Beschwerde wegen der Uebergriffe herrschaftlicher Vögte und Amtleute persönlich vor den Herzog zu bringen. Von einem Tag auf den andern vertröstet, waren sie endlich heute nach der Tafel zur Audienz entboten. Als sie aber nunmehr dem Herzog gemeldet wurden, gerieth derselbe in großen Zorn. Es dünkte ihm viel wichtiger, den Schneckenmeister zu sprechen, als

seine sämmtlichen Bürgermeister. Der Kämmerer wagte es, seinen Herrn auf die politische Wichtigkeit dieser Audienz aufmerksam zu machen. Dies brachte ihn aber erst recht in Harnisch. Entrüstet rief er aus: „Soll ich über diesen kleinlichen Städteprivilegien die großen Pläne verabsäumen für das Seelenheil meines ganzen Volkes?“

Darum ließ er den Bürgermeistern sagen, daß er sie jetzt und auch demnächst nicht empfangen könne und daß sie ihr Anliegen schriftlich auf der Kanzlei abgeben möchten.

Die Bürgermeister zogen tief gekränkt wieder ab. Johann Christian aber entbot sie vorher noch einmal zu sich, erwies sich ihnen überaus freundlich, begleitete sie bis auf den Schloßhof und beklagte, unter herzlicher Theilnahme für seinen regierenden Vetter, daß derselbe jetzt so dringend nöthig mit dem Kaspar Krummholz zu verhandeln habe, und folglich durchaus keine Zeit für die Vertreter seiner getreuen Städte finden könne.

Aeußerst verstimmt ging inzwischen der Herzog in seinem Zimmer auf und nieder. Man ließ ihm keine Muße, seiner höchsten Aufgabe zu leben, man

erkannte nicht, wie er den anderen Fürsten durch ein höher gegriffenes Regentenideal voraneilte, man wollte ihn beständig herabziehen in den altgewohnten erbärmlichen Kreislauf der Geschäfte.

Er rief den Schneckenmeister vor, der schon geraume Frist im Vorzimmer gewartet hatte.

Durchbohrend blickte er ihn an, aber Kaspars Mienen waren glatt und fest wie ein eherner Schild. Der Herzog begann:

„Ich versprach Dir eine Bitte zu gewähren und habe Dir ungebeten eine zweite dazu gewährt. Du aber hattest noch eine andere zweite Bitte im Sinn, die sollst Du mir jetzt frei bekennen."

Ohne Zögern erwiderte Kaspar: „So bitte ich denn Eure Gnaden um die Erlaubniß, die Anna heirathen zu dürfen, die Leinwandmagd, und um ein besseres Amt, das uns beide ernährt, und um eine Aussteuer, die so klein oder groß sein mag, als es meinem gnädigen Herren gefällt."

Der Herzog, welcher den unerschütterlichen Kaspar zu erschrecken vermeint hatte, war selbst ganz erschrocken über diese zweite Bitte, welche eigentlich die dritte Bitte war und selber wiederum in drei

Bitten zerfiel. Zwischen Zorn und Lachen kämpfend, erhob er drohend den Finger: „Kaspar! Zum Lügen gehört ein gutes Gedächtniß! Du hast vergessen, was Du gestern gesagt: Denn zum zweiten wolltest Du ja gar nicht für Dich bitten, sondern für mich."

„So ist es!" fuhr Kaspar ganz gelassen fort. „Ich wollte Euch einen besseren Diener erbitten. Denn so lange ich die Anna blos liebe und nicht heirathen darf, mache ich in meinem Amte einen dummen Streich um den andern. Verheirathet Ihr mich aber, gnädiger Herr, und erlöst mich von meinem Strafamt an der Hinterpforte und stellt mich an den rechten Platz, dann werdet Ihr den besten und treuesten Diener gewinnen."

Der Herzog wollte ihn zur Thüre hinausjagen wegen dieser unverschämten Sophisterei. Doch Kaspar lachte selbst so dummpfiffig zu seinen eigenen Worten, daß der Herr nicht wußte, ob er über die Geistesgegenwart des Gesellen staunen, sich über dessen Frechheit erzürnen oder über seinen Humor mitlachen solle.

Er legte aber sein Gesicht in tiefernste, drohende

Falten, winkte den Kaspar einen Schritt näher und rief mit gewaltiger Stimme: „Du wolltest mich bitten, nicht zu predigen! Kannst Du's leugnen?“

Kaspar schüttelte den Kopf, man wußte nicht, ob verneinend oder blos erwägend.

„Hast Du nicht selbst nachher erzählt, daß dies eigentlich Deine zweite Bitte gewesen sei?“

„Und wem sollte ich's erzählt haben?“

„Du hast es meinem Hofprediger gestanden!“

„Dem Herrn Hofprediger habe ich gar nichts gesagt,“ entgegnete Kaspar rasch. „Aber vielleicht ließ mich der hochwürdige Herr nur so reden, wie einen Mann im Gleichnisse. Er legte mir eine Bitte in den Mund, die er gern zu Euer Gnaden Ohren bringen wollte, ohne daß er sich getraute, sie als seine eigene Bitte auszusprechen.“

Der Herzog ließ sich auf die falsche Fährte locken; ein gewaltiger Zorn gegen den Hofprediger zuckte durch sein erregbares Gemüth. Kaspar aber, im stolzen Gefühl seiner Ueberlegenheit, freute sich, daß er durchaus nicht unmittelbar gelogen und doch den Herzog hinters Licht geführt habe. Und wenn der Hofprediger in Ungnade fiel, so freute ihn das

doppelt; denn er konnte den Mann ohnedies schon längst nicht ausstehn.

Plötzlich aber belebten sich die kalten, sarkastischen Züge des Schneckenmeisters wunderbar, seine Augen leuchteten, es war, als habe sein guter Geist mit einem Schlag den bösen überwunden, und er sprach mit erhobener Stimme und flehender Geberde: „Ich habe gestern Euer Gnaden allerdings bitten wollen, nicht zu predigen, aber ganz habe ich's doch nicht gewollt, denn sonst hätte ich's ja gethan. Jetzt thu' ich es! Gnädiger Herr! Schlagt Euch doch um Gottes willen den Pfarrer aus dem Kopfe. Hört auf mich einfältigen Mann und predigt nicht!"

„Und warum soll ich nicht predigen?"

„Weil es Eure Feinde freuen, Eure Freunde betrüben würde!"

„Was weißt Du von meinen Freunden und Feinden? Wer sind meine Feinde?"

„Gnädiger Herr," entgegnete Kaspar ganz leise, bewegten Tones, „als ich gestern Abend einschlief, kam mir im Traume das Schauspiel des jüngsten Gerichtes sofort wieder vor Augen. Die Hölle brannte den Himmel wieder an, wie Tags vorher,

ich sprang wieder als Teufel herzu und riß die Engel aus dem Feuer. Doch als ich dann zum Lohne in des Herzogs Zelt gerufen wurde, sah es dort ganz anders aus wie Tags vorher. Auf dem Thron saß Euer Vetter Johann Christian mit dem Herzogshut. Der gewährte meine erste Bitte, nämlich daß ich heirathen dürfe, und machte mich zum Silberbewahrer und gab mir eine prächtige Aussteuer. Und als ich darauf noch eine zweite Bitte sagen sollte, stotterte ich gar nicht, sondern mit Thränen flehte ich den neuen Herzog an, daß er Euch freigeben solle aus dem Schloßthurm, wo Ihr in einem schwarzen Chorrock eingesperrt saßest und den Fledermäusen predigtet!"

„Und was erwiderte mein Vetter?"

„Leider erwiderte er gar nichts, sondern er jagte mich davon, und ich erwachte."

Nach diesen Worten hielt der Herzog seinen Zorn über die Frechheit des Burschen nicht länger zurück und that dasselbe, was angeblich sein Vetter im Traume gethan hatte.

Indem er aber die ganze Kette doppeldeutiger, eigennütziger und unnütziger Antworten erwog, die ihm der Schneckenmeister gegeben, vertiefte und ver-

lor er sich ganz in den Räthselgängen des menschlichen Herzens, und sein Entschluß stand fester als je, daß er predigen wolle und müsse, um seinen verderbten Unterthanen die Wahrheit persönlich zu sagen.

Und er befahl dem Mundschenk, auch für die Abendtafel nur klares Brunnenwasser in seinen Becher zu füllen.

Achtes Kapitel.

In der Leinwandkammer war es heute rührig zugegangen. Man hatte Wäsche von der Bleiche gebracht, gemangt, gezählt und in Schränke und Fächer geordnet. Anna war dabei, zum Staunen der Beschließerin, über alle Maßen fleißig gewesen: sie wollte die Angst und Spannung ihres Gemüthes durch Arbeit niederhalten. Denn noch wußte sie nicht, ob Kaspar, nachdem sie ihm heute Mittag die guten Lehren gegeben, zum Guten oder zum Bösen vor den Herzog war berufen worden.

Der Abend kam. Die Arbeit ging zu Ende; die Beschließerin legte den kleinen Rest vollends in

die Hände der so überaus fleißigen Magd und gab ihr den Schlüssel, die Kammer nachher sorgsam abzusperren.

Als aber die Beschließerin fort war, setzte sich Anna auf eine Kiste, legte beide Hände in den Schoß und seufzte. Wäre doch Kaspar jetzt hier gewesen, um ihrer Ungewißheit ein Ende zu machen! Die sinkende Sonne glühte purpurn durch die runden Scheiben und warf breite Lichtstreifen auf die blank lackirten, reich geschnitzten Weißzeugschränke und das blütenweiße Linnen, welches noch auf den Tischen gebreitet lag, und Anna saß inmitten dieses Tempels der Reinlichkeit, mit ihren lichtblauen Augen und schneeigen Armen und der weißen Haube und Schürze, als wäre auch sie von innen und außen frisch gebleicht.

Selbst eine Leinwandkammer kann zur paphischen Rosenlaube werden: es kommt nur darauf an, wer darinnen sitzt und wer hinein schaut.

Plötzlich streckte Kaspar seinen struppeligen Kopf herein. Er sah keine Rosen, er sah nicht einmal Leinwand; er sah nur Nebel und Dämmerung in all dem weißen und rothen Licht und selbst die leuch-

tende Anna erschien ihm wie die Sonnenscheibe hinterm Nebel. Der Herzog hatte ihm gesagt, daß er sich packen solle — ob blos aus der Audienz oder überhaupt aus dem Dienste? — Eines wie das andere konnte der Sinn der doppeldeutigen und doch so überaus klaren Abschiedsformel sein, genau wie hinter seiner Antwort wegen der zweiten Bitte und wegen des Hofpredigers ein Doppelsinn bei scheinbar bestimmter Rede gelauert hatte.

Er rief die Freundin heraus auf den dunkeln Gang vor der Kammer, wo der Rückzug gedeckter war, falls ihre Zwiesprach gestört würde, und Anna schlüpfte hervor, die Kammerthür gleichfalls zum Rückzug halb offen lassend.

Sie fragte, wie es ihm in der Audienz ergangen sei?

„Vortrefflich!“ erwiderte Kaspar. „Der Herzog hat mich in seltsamer Huld und Gnade entlassen.“ (Denn er meinte, schlimme Dinge brauche man seiner Geliebten nicht eher genau zu sagen, bis man sie selber genau wisse.) Dann berichtete er, wie er sein Heirathsgesuch vorgetragen, der hohe Herr habe aber noch keine Antwort gegeben.

Anna brachte zum Troste ein Stück frisch gebleichter feiner Leinwand hervor, zehn Ellen lang und sechs Viertel breit, das war ihr als überzähliger Rest beim Aufräumen an den Fingern hängen geblieben, und schenkte es ihm zu neuen Hemden.

Hierdurch etwas gestärkt, erzählte Kaspar mit wachsender Laune, wie er den Herzog belogen und an der Nase herumgeführt, auch dem Hofprediger unversehens ein Bein gestellt, dann aber dem armen verrathenen Herrn die Ränke seines Vetters im Traume gezeigt habe. Er machte sich dabei gehörig lustig über den närrischen Herzog, der fortwährend in der Einbildung lebe und Gleichnisse deute, und doch besäße er nicht Verstand genug, dieses deutlichste Bild und Gleichniß zu durchschauen.

Bei diesen Worten wurden die beiden durch ein leises Geräusch erschreckt. Sie blickten forschend ringsum, entdeckten aber nichts. Es mochte eine Katze vorbeigesprungen sein.

Anna hatte anfangs gelacht über Kaspars Bericht, nahm aber jetzt plötzlich einen sehr ernsten Ton an und putzte ihn tüchtig aus, daß er seinen Herrn belogen und den Hofprediger verleumdet habe.

Sehr kaltblütig entgegnete Kaspar und ganz lehrhaft: „Es kommt überall darauf an, wen man belügt. Wie könnte heutzutage die Dienerschaft mit ihrer Herrschaft auskommen, wenn sie ihr immer die Wahrheit sagte? Ist mein Herr in Gefahr, dann warne ich ihn ehrlich, und trotze selbst seiner Ungnade, wie ich's heute gethan, ja ich gehe für ihn durchs Feuer. Wo es aber blos unsern Vortheil gilt und der Herrschaft kein besonderer Schaden droht, da dürfen wir sie auch anlügen zum Blauwerden; denn wie wollten wir gemeinen Menschen uns sonst erhalten vor der Uebermacht der Großen? Uebrigens zupfe nur an Deiner eigenen Leinwand, die Du mir eben geschenkt hast!"

Anna, die leuchtende, reine Gestalt, gerieth in heftige Aufregung. „Du schändlicher Mensch!" rief sie, „Du meinst wohl gar, ich habe die Leinwand gestohlen? Nicht einen Faden würde ich anderswo nehmen, und keine Pfennigsemmel nähme ich dem Bäcker vom Laden und wenn ich am Verhungern wäre. Aber dieses Stück Leinwand gehört zum herzoglichen Inventar, und da darf ein herzoglicher Diener zwischendurch etwas behalten, wenn's nur

nicht gar zu viel ist. Der Koch behält sich von Fleisch und Gemüse, was seine Familie noch nebenbei bedarf, und der Geheimschreiber von Pergament und Siegelwachs, was er an Freunde billig verkaufen kann: warum sollte ich nicht etwas Leinwand behalten? Das geht so hinauf bis zur Herrschaft. Nur bleibe jeder mit seinen Fingern beim Inventar seines Amtes, dann ist's nicht gestohlen. Und so stiehlt unser gnädiger Herzog zuletzt dem Kaiser die Reichssteuern, ja er stiehlt unserm Herrgott die Tage, da er in Gedanken predigt, statt zu regieren; und er glaubt ein so gutes Recht auf alle das zu haben, wie ich auf diese Leinwand."

Bei diesen Worten hörten beide dicht hinter sich ein noch stärkeres Geräusch als vorher. Anna schrie laut auf, warf die Thür der Leinwandkammer ins Schloß, zog geschwind den Schlüssel ab und lief mit ihrem Kaspar den dunklen Gang hinunter ins Weite, als ob ihnen der Teufel auf den Fersen säße.

Neuntes Kapitel.

Ein Lauscher hinter der halbgeöffneten Thür hatte die ganze Unterredung angehört — es war der Herzog selber.

Beunruhigt durch Kaspars Traumgeschichte trieb es ihn ins Freie, seine widersprechenden Empfindungen auszustürmen, seine Gedanken zu sammeln. Da hörte er, durch den dunklen Gang zur Hinterpforte eilend, seinen Namen und erkannte die Stimme des so eben ungnädig verabschiedeten Warners. Neugierig wie er war, und auch wohl in der Hoffnung, noch deutlichere Winke zu erlauschen, schlich er sich unvermerkt in die offene Leinwandkammer und hatte nun hier Kaspars Selbstbekenntniß seiner Lügen wie den weiteren moralischen Dialog der beiden Liebenden Wort für Wort genau vernommen.

Er wollte hervortreten bei Annas letzter Rede. Allein das erschreckte Mädchen, wähnend das Geräusch komme von der andern Seite, hatte schneller noch die Thüre ins Schloß geworfen, und so sah sich der Herzog in seiner eigenen Leinwandkammer eingesperrt.

Er rief. Doch die eilends Fliehenden hörten ihn nicht mehr. Er versuchte mit Gewalt hinauszukommen. Allein die eisenbeschlagene Thür widerstand, und die Fenster, welche auf den Fluß gingen, waren stark vergittert. Darum gab er bald die fruchtlosen Versuche auf.

Nachdem er sich aber einmal resignirt hatte, vergaß er auch sofort das Verdrießliche und Komische der Lage. Und so völlig lebte dieser Mann in der selbstgeschaffenen Welt seiner Gedanken und Einbildungen, daß er jetzt in der Kammer auf und ab ging, als wäre sie sein gewohntes Zimmer, und rastlos mit sich selber redend, die Zweideutigkeit und Schlechtigkeit der Menschen geißelte.

In der Kammer ward es mittlerweile immer dunkeler, in seinem Kopfe immer heller. Er durchschaute Plan und Mittel seines Vetters zum erstenmale, und viele kleine Thatsachen, die er bisher kaum beachtet, wurden ihm nun erst verständlich und reihten sich Glied an Glied.

Allein statt sofort zu erwägen, wie er dem Vetter begegnen, wie er ihn unschädlich machen, wie er die weiteren Fäden einer wahrscheinlichen Ver-

schwörung entwirren und die gährenden Gemüther beschwichtigen solle, faßte er die Sache unvermerkt von ihrer psychologischen und moralischen Seite und predigte über die Verruchtheit des ungetreuen Vetters. Die großen Sünder sind aber selten die interessantesten; die kleinen Sünder fesseln meist viel mehr. Darum lockte es den Herzog auch ganz besonders, die dunklen Irrgänge zu verfolgen, welche sich ihm in der Seele Kaspars aufgethan hatten und seiner blendend weißen Anna. Und eh' er sich's versah, war ihm die Frage, wie er den Vetter entlarven solle, ganz entschwunden vor der viel wichtigeren, wie der kleinere aber merkwürdigere Sünder, der Kaspar, am besten zu züchtigen sei.

Was sollte er thun?

Dem Kaspar blos eine Strafpredigt halten, das war zu wenig und würde nicht viel geholfen haben. Ihn einsperren lassen, wäre ein gemeines Mittel gewesen, was jeder Amtmann anwendet; dazu brauchte man keinen theologisch geschulten Herzog. Ihn im Dienst zu behalten würde unklug, ihn einfach fortzujagen unedel sein. Hatte nicht Kaspar, obgleich im Kleinen schändlich untreu, im Großen seine Treue

bewährt und gestern den Mann aus dem Feuer gerettet, heute dem Herzog die Netze seines Vetters enthüllt? Menschlicherweise hätte er den treuen Warner ja gar belohnen und vor dem Lügner und Verleumder ein Auge zudrücken müssen!

Er sann und sann. Plötzlich zuckte ein erleuchtender Strahl durch seinen Geist. Er will den Kaspar sammt der Anna strafen, nicht wie der Amtmann die Spitzbuben, sondern wie Gott die Sünder straft. Ihre eigene schlechte Neigung soll ihnen zur Zuchtruthe werden, die Erfüllung ihres Lieblingswunsches zur Buße. Er will den Kaspar durch die Anna strafen und die Anna durch den Kaspar. Sie haben ihre Herrschaft belogen, betrogen, bestohlen, ja sie haben dies in ein feines Dogma gebracht. Man schmiede sie zusammen, und sie werden sich unter einander belügen, betrügen, bestehlen. So meint der Herzog. Darum will er sie verheirathen; sie müssen sich heirathen, wie Kaspar thörichterweise gewünscht und doch nicht ganz von Herzen gewünscht hat. Die Ehe ist ein Himmel für reine Seelen, eine Hölle für unreine: sie sei ihre Strafe!

Hiermit glaubte dann der Herzog gleicherweise

als Mensch Gnade zu üben und Dank zu spenden, aber Strafe als priesterlicher Amtmann Gottes.

Freilich befällt ihn einen Augenblick der Zweifel, ob es auch christlich sei, zur Strafe eine Hochzeit zu dictiren? Denn Galgen, Rad, Kerker und andere Strafmittel pflegen sonst sehr unheilige Dinge zu sein, an sich schon verhaßt und verachtet; sie können nicht entweiht werden, indem man Spitzbuben damit züchtigt. Die Ehe aber ist ein heilig Ding. Allein straft nicht unser Herrgott selber dumme und schlechte Menschen oft genug durch eine Heirath?

Hiermit hatte der Herzog einen Gedanken erfaßt, welcher ihn dergestalt emporhob, daß es ihm zu schwindeln begann. Er erkannte einen fundamentalen Unterschied zwischen göttlicher und menschlicher Straf=justiz: die Menschen strafen durch einen Fluch, Gott aber straft auch durch einen Segen, durch die höchsten und heiligsten Güter ebensogut wie durch Hölle und Teufel. Und indem nun auch der Herzog diese bei=den Menschen durch einen Segen strafte, den sie sich selbst nach ihrem sündhaften Wesen voraussichtlich zum Unsegen machen würden — trat er da nicht unmittelbar in die Fußstapfen Gottes?

Es war ihm, als walte er in diesem Augenblicke zum ersten Male wie ein irdischer Gott.

Bisher hatte er geglaubt, vor allem Volke prie=sterlich predigen, das sei das höchste Wirken, welches er nur erstreben könne; jetzt erschien ihm das Pre=digen plötzlich klein gegen ein viel größeres prieste=rliches Amt: als irdischer Gott unsichtbar, unmerkbar zweier Menschen Schicksal derart lenken, daß sie sich selbst ihr eigenes Gericht schafften — war das nicht unendlich mehr?

Auf der Höhe dieses Gedankens blickte der Her=zog ringsum, als liege die ganze Welt zu seinen Füßen und schritt weit aus, als gehe er einher zwischen den Reihen ängstlich harrender Sterblicher, die von seinem Winke das Loos ihrer Zukunft er=warteten.

Da stieß er wieder den großen Leinwandschrank links in der Ecke — denn es war pechdunkel ge=worden —; er taumelte zurück und suchte sich ver=gebens an dem daneben stehenden Tisch zu halten, wobei er einen Haufen frisch gewaschener Betttücher herunterwarf, auf welche er dann ohne allen Schaden niedersank.

Er erwachte aus seinem wachen Traum, er entsann sich, wo er war, wie er hierher gekommen. In seinem Innern leuchteten selige Gesichte, aber außen sah er keinen Stich; seine Seele fühlte sich befreit, doch sein Körper war ohne Zweifel eingesperrt. Er tastete nach dem Fenster, stieg hinauf und stieß mit der Nase an die Wand, daß sie blutete.

Dem Herzog riß nun dann doch der Geduldsfaden. Er kroch zur Thüre und pochte und rief laut und immer lauter. Im Zustand höchster Begeisterung und vollsten Siegesjubels kümmert es uns blutwenig, ob wir durch ein kleinliches Mißgeschick Gefahr laufen, eine lächerliche Figur zu spielen. Er klopfte immer stärker, erst mit der Faust, dann mit dem Stiefelabsatze, daß es weithin durch die Gänge und Hallen des Schlosses dröhnte.

So mochte wohl eine lange Viertelstunde vergehen. Endlich hört er draußen leise Tritte. Der Schlüssel knarrt in der Thüre, sie öffnet sich; er will stolz und zornig heraustreten. Da packt ihn im Dunkeln eine feste Faust am Kragen; „Haben wir den Leinwanddieb endlich erwischt?“ rief eine gewaltige Baßstimme.

Aber der Fürst rief noch gewaltiger: „Zurück! Rühre keiner mich an, ich bin der Herzog!“

Bei der wohlbekannten Stimme ließ der Schloßvogt, welcher schon einen Prügel erhoben, den Herzog los und warf den Prügel weg. Man hörte ein Geflüster unter den Umstehenden, die der Lärm herbeigelockt hatte. Es kam Licht.

Der erste Blick des Herzogs fiel auf seinen Vetter Johann Christian. Er maß ihn von Kopf zu Fuß, während der erschrockene Schloßvogt unbemerkt zur Seite in die Kniee gesunken lag.

Johann Christian war im Begriff, seinem Staunen und Unmuth Worte zu geben über die abenteuerliche Lage, in welche sich der Herzog vor seinen eigenen Leuten gesetzt hatte. Dieser aber kam ihm zuvor.

„Lieber Vetter!“ sprach er, „Ihr werdet Euch auf Euer Zimmer begeben und dasselbe mit keinem Schritte verlassen, bis ich's Euch erlaube. Ich habe wundersame Offenbarungen gehabt in dieser dunkeln Kammer. Noch umgeben mich treue Diener und Unterthanen, auch wenn meine nächsten Verwandten untreu werden sollten.“ Und dann nahm er ihn

bei Seite und sagte leise: „Ich werde heute Abend einen vollen Becher Rheinwein trinken, kein Wasser. Inzwischen möget Ihr in der Einsamkeit nachdenken, ob es unschicklicher sei, daß ein Herzog predige oder daß ein Glied unsers Hauses auf seines eigenen Fürsten und Herren Absetzung sinne."

Der Vetter stand vernichtet. Er wagte kein Wort zu erwidern und ging, wie ihm der Herzog befohlen.

Des andern Tages berief dieser seine Räthe und ergriff klügere und schärfere Maßregeln gegen die drohende Verschwörung, als man ihm irgend zugetraut hatte. Und da er wirklich zum Wein zurückkehrte und nicht predigte, zerstob auch der Anhang seiner Gegner im Volke. Denn wegen schwachen, lässigen Regiments empörten sich damals die Unterthanen nicht gegen ihren angestammten Herrn, und nur wenn der Herzog wirklich die Kanzel bestiegen hätte, wäre es möglich gewesen, den Glauben zu verbreiten, daß sein träumerischer Geist zugleich ein gestörter Geist sei, und daß also der hohe Herr gleichsam sich selbst für unfähig erklärt habe, das Scepter zu führen.

Zehntes Kapitel.

Den Kaspar wollte der Herzog nicht wiedersehen; dagegen ließ er ihm durch seinen Geheimschreiber Folgendes eröffnen:

„Erstlich — Kaspar und Anna seien beide ihres Dienstes entlassen;

Zweitens — der Herzog befehle ihnen, sich binnen vier Wochen zu verheirathen;

Drittens — damit sie jedoch nicht hilflos aufs Pflaster gesetzt würden, schenke er ihnen ein Güttlein in seiner neu gegründeten Colonie Friedrichsdorf und werde für die nöthige Ausstattung mit Fahrnissen sorgen, daß sie den Besitz schuldenfrei antreten könnten."

Es war aber dieses Friedrichsdorf eine alte Hofmark jenseit des Gebirges, wohl zehn Stunden von der Residenz entfernt, die im Bauernkriege verwüstet und von ihren Bewohnern verlassen worden war. So hatte die ganze Mark öde gelegen, bis sie der Herzog ankaufte, auf seinen Namen taufte und als nunmehriges Dorf mit neuen Ansiedlern bevölkerte, welche je ein kleines Bauerngütchen erhielten gegen

mäßige Zinsen und Frohnden. Ein recht fleißiger Mann konnte sich dort behaupten, trägere Wirthe dagegen gingen hier wie auf andern ähnlichen Colonien rasch zu Grunde.

Als dem Kaspar jene drei fürstlichen Gnadenartikel mitgetheilt wurden, war er sehr verblüfft. Er hatte Besseres erwartet, nachdem er erfahren, daß sich der Herzog seine Warnung vor dem Vetter mit so durchschlagendem Erfolg zu Herzen genommen. Ein Platz in der Silberkammer wäre ihm lieber gewesen, als das schönste Bauerngut. „Wir Hofleute werden uns schwer an die Landluft gewöhnen!“ bemerkte er seufzend dem Geheimschreiber, wagte aber doch nicht, das Dargebotene zurückzuweisen.

Noch schwüler machte ihm — ganz im Stillen — der zweite Punkt, daß er seine Anna binnen vier Wochen heirathen müsse. Er liebte sie so zärtlich, wie nur ein Schneckenmeister des sechzehnten Jahrhunderts eine Leinwandmagd lieben konnte; aber jetzt, wo die Hochzeit als unabwendbare Thatsache so nah vor der Thüre stand, hätte er mit dem Heirathen gerne noch etwas warten mögen. „Man

hat viele Beispiele," sprach er bei sich selbst, „daß junge Leute durch allzufrühe Heirath ihre ganze weitere Laufbahn verdarben: zu welchen Ehren könnte ich ledigerweise noch aufsteigen; verheirathet werde ich mein Lebenlang ein Bauer bleiben müssen!" Anna freilich, die nicht viel mehr aufzusteigen hatte, war schon längst ganz anderer Meinung gewesen.

Darum sagte ihr der kluge Kaspar zunächst gar nichts von den drei Gnaden des Herzogs, sondern suchte sich ihm stracks bei dessen gewohntem Morgenspaziergange in den Weg zu werfen.

Es gelang. Der Fürst redete ihn an.

Mit gewohnter Unbefangenheit dankte Kaspar für alle die hohen Gnaden, fragte darauf aber, ob es denn wirklich gelte, daß er binnen vier Wochen heirathen müsse, und ob es ihm nicht vergönnt sei, diesen zweiten Punkt in eine zweite Bitte zu verwandeln?

Der Herzog entgegnete jedoch, daß er ihm nun bereits drei zweite Bitten gewährt habe und durchaus keine weitere zweite Bitte zugestehe. Binnen vier Wochen müsse er verheirathet sein. Der Ton dieser Worte ließ Kaspar nichts weiter übrig, als

sich demüthig zu verbeugen und seiner Braut den allerhöchsten Befehl mitzutheilen.

Kaspars Bedenken hatte den Herzog entzückt. Die Gnade wurde also bereits als Strafe geahnt, die gewährte Bitte war jetzt schon, bevor sie noch ganz in Erfüllung gegangen, der Beginn der Buße. Stand ihm dieser Kaspar nicht bereits genau so gegenüber, wie der grobe menschliche Sünder der feinen Weisheit und räthselhaften Gerechtigkeit Gottes? So dachte der Herzog.

Der minder theologische Kaspar fügte sich dagegen ins Unvermeidliche, meinte, es sei doch auch etwas werth, daß er bei aller Spitzbüberei einen Winteranzug zum Verschenken und einen Sommeranzug zum eigenen Gebrauche gewonnen und ein Bauerngut mit aller Fahrniß dazu, und daß er den Herzog vom Predigen abgehalten und ihm vielleicht die Krone gerettet habe. Die Frau, welche er ja liebe, könne er da schon als etwas verfrühte Beigabe mit in den Kauf nehmen.

Und so heirathete er denn seine Anna und sie zogen nach Friedrichsdorf und wurden Bauern.

Elftes Kapitel.

Herzog Friedrichs nächste zwei Lebensjahre gehören der Landesgeschichte. Sie erzählt, daß ein völliger Umschwung des Regiments eingetreten sei mit jenem Tage, wo die drohende Verschwörung entdeckt und Johann Christian ins Exil geschickt worden war.

Hatte sich der Fürst vorher fast gar nicht um Land und Volk bekümmert, so arbeitete er jetzt Tag und Nacht mit ruhelosem Fleiße; er wollte plötzlich alles selber thun, von allen Dingen Einsicht nehmen. Die Bittschrift des geringsten Hintersassen war ihm nicht zu gering: er prüfte das Anliegen, als hänge das Wohl des ganzen römischen Reiches davon ab und entschied oft sehr wunderlich, mit unbeugsamem Eigenwillen; allein er entschied.

Er liebte es, ganz unerwartet im Volksgedränge zu erscheinen oder auch in den Häusern seiner Unterthanen; er spendete Wohlthaten, auf die man nicht gerechnet hatte, und verhängte Tadel und Ungnade, wo sich der Betroffene dessen nicht entfernt versah. Die Ueberraschung der Leute lockte dann

ein gewisses selbstzufriedenes Lächeln auf sein Gesicht, welches feierlicher, finsterer geworden war als vorher. Man konnte nicht sagen, daß er überall schlecht regiere; allein er regierte gewaltthätig, unberechenbar, und seine Hand lastete jetzt namentlich auf seinen nächsten Räthen. Früher hatte er sie niemals gewechselt, jetzt wechselte er sie fortwährend. Denn da er täglich verschlossener ward und keinen auch nur ein klein wenig vorausblicken ließ in seine räthselhaften Pläne, so konnte es ihm auch keiner recht machen.

Trotzdem war die Unzufriedenheit im Lande weit geringer, da der Herzog solchergestalt wie ein launenhafter Despot regierte, als vorher, da er gar nicht regierte. Denn das Volk will fühlen, daß ein Fürst auf dem Throne sitzt.

Aber mit sich selbst war Herzog Friedrich insgeheim qualvoll unzufrieden. Als er noch der Regierung aus dem Wege gegangen war, wie ein Knabe den lästigen Schulaufgaben und statt dessen in der Einbildung geträumter Ideale gelebt hatte, fühlte er sich glücklich, und zur vollen Glückseligkeit hatte ihm im Grunde nur eins gefehlt: daß er nicht

auf drei Tage das Trinken lassen und dann einmal predigen konnte. Jetzt dagegen, wo er nach seiner Weise sich ganz seinen wirklichen Pflichten hingab, wo er wie eine zweite Vorsehung über dem Lande zu schweben vermeinte, jetzt fand er keine befriedigte Stunde mehr. Doch ließ er dies beileibe niemand merken.

Auf standesmäßige Würde, Glanz und Ceremoniell hielt er fortan noch zehnmal mehr denn zuvor und trank bei großer Tafel zu Zeiten auch so standesmäßig als er's nur immer vermochte. Aber keiner forschte mehr ängstlich, ob der Wasserkrug oder die Weinkanne vor seinem Teller stand. Denn vom Predigen wurde gar nicht weiter geredet. Nur der Hofprediger, welcher allein noch dauernd des Herzogs Vertrauen besaß, wußte, daß er sich nach harter Tagesarbeit oft den Schlaf der Nächte abbrach, um theologische Bücher zu studiren und Streitschriften zu schreiben. Auch war der Geheimschreiber mehrmals durch frisch aufgesetzte Predigtdispositionen von des Herzogs Hand erschreckt worden, die er zwischen den Akten liegen sah. Als des Herzogs lauerndes Auge jedoch wahrnahm, daß der Geheimschreiber

diese Concepte bemerkt hatte, machte er ihn zum Amtmann in einem entfernten Bezirk und bestellte sich einen neuen Geheimschreiber.

Oft war der Fürst wochenlang völlig unnahbar; dann liebte er's wieder, sich in aller Pracht dem Volke zu zeigen; doch machte er sich niemals mehr vertraulich und neckisch gemein mit den Leuten, wie er's sonst wohl gepflegt hatte. Er war ganz Würde, Majestät, Zurückhaltung. Als er einmal beim Glatteis auf der Straße gefallen war, und ein Bürger herbeisprang, ihm aufzuhelfen, rief er ihm zornig zu: „Rühre die Durchlaucht nicht an!" und fiel zum zweiten Male hin, weil er sich ganz allein auf die Beine helfen wollte. Eine breite Kluft trennte ihn wie es schien, fortwährend von seinen Landeskindern, den gewöhnlichen Menschen, mit denen er sich dann doch wieder so redlich plagte.

Dem Hofprediger fiel es auf, daß sein Herr sich niemals mit einer Sylbe nach dem Schicksal des Kaspar Krummholz erkundigte, da er doch gerade in den ersten entscheidenden Tagen seiner Umwandlung so viele Theilnahme für denselben gezeigt hatte. Er suchte mehrmals die Rede auf

Kaspar zu bringen: der Herzog wies das Thema kalt zurück. Es war, als wisse er gar nichts mehr von dem Manne.

Allein dieser Schein trog. In stillen Stunden dachte der Herzog gar oft an Kaspar und malte sich dessen gegenwärtige Lage aus. Er sah ihn tief im Verderben stecken; mit seiner doppelzüngigen, hinterlistigen Art betrog er seine Frau, die sich dann dadurch entschädigte, daß sie ihrem Eheherrn Hab und Gut hinterm Rücken veruntreute, wie sie's weiland ihrer Dienstherrschaft gethan. Die Wirthschaft geht zu Grunde; das Ehepaar wird nächstens auf Scheidung klagen, Kaspar hilfesuchend bei ihm erscheinen. Dann, wann die Strafe soweit vollendet, wollte er rettend dazwischen treten.

Dieses Gedankenbild tröstete ihn oft wunderbar, wenn er vor Unzufriedenheit vergehen wollte, weil ihm hundert größere Pläne nicht in jener vollkommensten Art gelangen, die er nun durchaus forderte. Vielleicht wollte er gerade darum nichts von Kaspar hören, weil er fürchtete, er möge sich dann selber den Glauben an sein Meisterstück göttlicher Strafjustiz erschüttern.

Inzwischen nahte der 3. September 1572, der einundzwanzigste Geburtstag des Prinzen Georg, des ältesten Sohnes Herzog Friedrichs; es war zugleich der Tag, wo dieser künftige Thronerbe nach altem Herkommen mündig erklärt werden sollte, und man gedachte ihn darum besonders feierlich bei Hofe zu begehen. Die Herzogin, schon lange betrübt über die nagende Unzufriedenheit und Mißstimmung, welche ihren Gemahl verfolgte, sah mit Freuden, wie der Herzog alle Einzelheiten des Festes liebevoll eingehend anordnete, gleichsam in sich selbst befreit, wenn er von dem frohen Familientage sprach.

Aber wie erschrak sie, als er drei Tage vorher fest und begeisterungsvoll erklärte: er werde die Predigt bei dem vormittägigen Festgottesdienste selber halten!

Kein Einwand wurde gehört, und selbst die Hoffnung auf des Herzogs altes, stets hemmend dazwischen getretenes Gelübde erwies sich als eitel: er hatte schon seit Wochen keinen Becher Weines an seine Lippen gebracht! Mit Bangen harrte man bei Hof des kaum erst so freudig ersehnten Tages.

Zwölftes Kapitel.

Es war am 2. September. Da ließ Herzog Friedrich früh morgens um vier Uhr sein Leibpferd satteln und ritt ganz allein übers Gebirg nach Friedrichsdorf. Im Schlosse meinte man, der hohe Herr sei meditiren geritten auf die morgige Predigt, wie der Pfarrer Samstags meditiren gehe. So war es auch. Aber niemand ahnte den Grund, warum er gerade Friedrichsdorf zum Ziele dieses Ritts erwählte.

Dort angelangt, stieg der Herzog beim ersten Hause ab und übergab dem neugierig aus der Thüre gaffenden Bauer das Pferd, daß er's eine Weile in den Stall führe und ihm etwas Hafer gebe. Der Bauer, welcher ihn nicht kannte, entgegnete mürrisch, Hafer habe er nicht und blos einen Schweinestall; denn seit ihm die Kuh gepfändet worden sei, habe er den Kuhstall zusammenfallen lassen; und in den meisten andern Häusern der Colonie sehe es nicht viel besser aus. Droben überm Bach beim Kaspar Krummholz da möge der Herr sein Roß einstellen: der Mann besitze Hafer genug und auch einen Stall dazu.

Der Herzog horchte auf bei diesem Namen. Er besann sich einen Augenblick; dann bat er den Buben des Bauern, daß er das Pferd ruhig umherführe auf der mit Unkraut bedeckten Oedung, welche statt eines Gartens neben dem Hause lag, und trat in die dunkle schmutzige Hütte und ließ sich zur Rast auf der Ofenbank nieder, während der Bauer auf einem umgestürzten Kübel Platz nahm, der mitten in der Stube lag.

Der Bauer begann sofort, nach solcher Leute Art, ein langes Klagelied über sein und seiner Nachbarn Elend. Der Herzog erschrak. Er hatte sich um diese Colonie, seine eigene Schöpfung, bisher gar nicht näher bekümmert und in dem Wahne gelebt, daß hier alles ganz vortrefflich sei. Obgleich er auf der Jagd oft nahe genug rechts und links durch die Wälder gezogen, war es ihm doch niemals eingefallen, den Ort selber zu betrachten, bis ihn jetzt das Problem hierher gelockt hatte, wie ein Fürst, als irdischer Gott, göttliche Strafjustiz üben könne? Gestraft schienen ihm diese armen Colonisten allerdings; aber die hatten ja gar nicht gestraft werden sollen!

Doch wie ging es dem Kaspar? Der Herzog nahm die vorigen Worte des Bauern über dessen Pferdestall für Ironie. Er wollte durchaus wissen, wie jämmerlich nun vollends der Kaspar herunter-gekommen sei, wenn schon seine Nachbarn so schlecht stünden; er wollte alles mögliche Kreuz und Elend Kaspars aus dem Bauern heraus- und in den Bauern hineinfragen. Allein der Mann blieb standhaft da-bei, daß Kaspar das größte Glück im ganzen Dorfe habe, und wenn das der Herr nicht glauben wolle, so möge er hingehen und selber nachsehen.

Also machte sich der Herzog auf den Weg zu Kaspars Hause. Er mußte dabei fast die ganze Colonie durchschreiten, und überall verfolgte ihn Schmutz und Unordnung, Armuth und Verkommen-heit. Seine Predigtgedanken begannen sich zu ver-wirren und dem irdischen Herrgott fiel das Herz in die Schuhe.

Da bog er über den Bach um die Ecke. Ein neues, sauberes Häuschen lag vor ihm, von einem gut gepflegten Garten umgeben, den sogar etliche Blumen schmückten: Malven und Sonnenblumen. Vor der Thüre saß die junge Frau, einen roth-

backigen Säugling an der Brust, und als sie den Herzog sah, sprang sie mit einem lauten Schrei des Staunens auf und eilte ihm grüßend entgegen. Es war Anna, die ehemalige Leinwandmagd, freilich nicht mehr ganz so leuchtend weiß gekleidet wie an jenem Abend in der Weißzeugkammer, aber doch rein und nett; und das blühende Gesicht war sogar noch schöner als damals.

Sie konnte gar nicht begreifen, wie der Herzog herübergekommen sei, und ganz allein, ohne Jagdgefolge. Er habe sich wohl verirrt?

„Verirrt?“ fragte der Herzog wie ein Echo, und das eigene Wort tönte ihm seltsam in den Ohren.

Anna rief ihren Kaspar herbei, der im Stalle Futter aufsteckte. Er war verlegener noch als seine Frau. Allein da dem Herzog die erhabenen Manieren, die er seit zwei Jahren angenommen hatte, unversehens ganz abhanden kamen und seine Rede gar weich und milde klang, so sammelte sich Kaspar bald und erzählte, wie gut es ihnen jetzt gehe, nachdem sie anfangs allerdings schwere Zeit gehabt, bis sie sich in all die neuen Dinge gefunden hätten. Sie würden auch gewiß noch schlimmer gefahren

sein, wie die andern armen Leute im Dorfe, denn er sei ja ein geborener Hofdiener und habe erst durch Schaden klug werden müssen. Aber da sei es nun ein unsagbares Glück, daß ihm der gnädige Herr gerade diese Frau zu Acker und Wiesen hinzugegeben; denn Anna sei ein Bauernkind, das nur durch Zufall zu Hof gekommen und verstehe die Wirtschaft aus dem Grunde.

Bei diesen Worten kam der Herzog kaum weniger aus der Fassung, als vorher Anna und Kaspar bei seinem Erscheinen. Vergebens stellte er schlaue Querfragen, um irgend ein verborgenes Elend, einen geheimen Wurm des Unfriedens zu entdecken. Die Leute waren gewachsen mit dem würdigeren, selbständigeren Berufe, sie lebten zufrieden und waren erfreut, dem Herzog ihren Dank aussprechen zu können, daß er sie so fürstlich belohnt habe.

Er konnte sich nicht finden in dieses vollkommene Widerspiel seiner eingebildeten Welt, und wie es schien, hatte er die göttliche Strafjustiz selbst bei seinem vermeinten Meisterstücke sehr stümperhaft nachgeahmt.

So brach er denn zuletzt mit der offenen Frage

heraus: ob denn Kaspar jetzt nicht mehr lüge und verleumde und doppelzüngig rede und faullenze wie bei Hof? und Kaspar meinte, das könne vielleicht auch noch einmal geschehen, aber hier sei bisher gar kein Anlaß dazu gewesen; — und ob Anna nicht mehr unterschlage und „Reste" wegnehme, wie sie's so fleißig in der Leinwandkammer gethan? — aber Anna sagte mit einem reizend schalkhaften Lächeln: der gnädige Herr habe sie beide doch vielleicht für gar zu schlecht gehalten, weil er sich sein Muster zu hoch gesteckt, und übrigens hätten sie ja nicht einmal gewußt, wie sehr sie gesündigt, denn die andern im Schlosse machten's in allen Ehren gerade so.

Weil aber das Gespräch solchergestalt eine gefährliche Wendung zu nehmen drohte, fragte Kaspar den Herzog, ob er nicht einen Augenblick in die Stube treten und ein Gläschen Wein zur Stärkung trinken wolle; es sei zwar nur ein geringer Haustrunk, aber doch des Herzogs eigenes Gewächs, denn sein Vetter, der Hofküfer, schicke ihm manchmal etliche Flaschen — der Herzog erhob drohend den Finger — allein Kaspar vollendete gelassen: „von diesem seinem rechtmäßigen Besoldungswein."

Der Herzog dankte für dies Mal; nicht weil er Kaspars Wein gering achtete, sondern aus ganz besondern Gründen. Dann schickte er sich zum Fortgehen an.

Es war aber mittlerweile im Dorf bekannt geworden, daß der räthselhafte Reiter kein anderer sei, als der Herzog selbst. Als dieser dann wieder über den Bach zurückgehen wollte, fand er die Brücke versperrt durch Männer und Frauen, die sich ihm flehend entgegen drängten, ja zum Theil auf die Kniee fielen. Auf die Frage, was sie wollten? riefen sie: sie bäten den gnädigen Herrn ums Himmels willen, daß er sie wieder aus dieser Colonie hinwegnehme, wohin man sie gesetzt, um ihnen nach seinem ausdrücklichen Willen eine Wohlthat zu erweisen, während sie hier doch in der That nicht leben und nicht sterben könnten.

Huldvoller als man zu hoffen gewagt, versprach er, sich das Ding zu überlegen, gab Anna einen Dukaten in die Sparbüchse ihres Kindes und dem Bauern, der ihm das Pferd gehalten, einen Gulden, schwang sich in den Sattel und sprengte im Sturme davon.

Draußen im Walde verlor er den Weg und merkte es nicht; es ward später und später, die Dämmerung sank auf die Thäler, das müde Roß vermochte den Reiter kaum mehr zu tragen: er ward es nicht gewahr.

Er murmelte abgebrochene Sätze vor sich hin: „Meine Wege sind nicht eure Wege und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken! — — die zweite Bitte! — Dein Reich komme! — ein unergründlich tiefer Text; allein er taugt noch nicht für mich. — Im Grunde blieb auch Kaspar nicht bei seiner zweiten Bitte stehen, sondern kam unmerklich bei einer fünften Bitte an. — Die fünfte Bitte? — Führe uns nicht in Versuchung! — Ja, da liegt ein neuer mystischer Zusammenhang; — — sie wäre wohl auch ein schöner Text für das Fest der Mündigerklärung eines Thronerben! — Oder noch besser die zweite und die fünfte Bitte miteinander — Ob ich wohl über beide morgen predigen werde?“

Im Schlosse herrschte selbigen Abend große Angst und Unruhe. Der Herzog war frühmorgens so geheimnißvoll verschwunden, schon nahete Mitternacht und er kam nicht wieder. Man schickte Leute aus, ihn zu suchen. Die Herzogin irrte verzweifelnd im Schlosse umher, jeden heimkehrenden Boten befragend. Sie berichteten nur, daß der Fürst in aller Frühe gegen das Gebirg geritten sei; — keiner hatte ihn weiter gesehen. Man ahnte ein Unglück.

Endlich löste sich das bange Harren; der Herzog ritt in den Schloßhof; es war ein Uhr morgens; er sank fast vom Pferde vor Ermattung. Noch waren alle Fenster erleuchtet, das ganze Schloß in Bewegung. Die Herzogin eilte dem Gemahl entgegen, vor Angst und Freude zusammenbrechend.

Er hob sie liebevoll auf, ermannte sich rasch, daß er seine gewohnte stolze Haltung wieder behauptete, führte sie auf ihr Zimmer und sagte dort statt aller weiteren Erklärung: „Unser Fest wird eine kleine Abänderung erleiden. Ich werde nicht predigen: ich werde es überhaupt niemals thun. Heute wird Georg mündig, und ich

entsage zugleich dem Thron. Möge er glücklicher regieren als ich!“

Und so geschah es.

Herzog Friedrich wählte sich das Jagdschloß Fürnberg zum Wohnsitz für den Rest seines Lebens. Es liegt nur eine kleine Stunde Wegs von Friedrichsdorf. Diese Colonie besuchte er häufig und unterstützte und förderte die armen Bauern so nachdrücklich, daß viele bald aus Schmutz und Elend sich erretteten; andere gingen an seinen Wohlthaten erst recht zu Grunde. Erst in der zweiten Generation wurde der ganze Ort wirklich eine blühende Gemeinde, die nun des längst verstorbenen Herzogs Namen mit Ehren trug. In Kaspars Haus sah man ihn jedesmal einkehren. Er hielt lange theologische Gespräche mit dem ehemaligen Schneckenmeister, der, als der reichste Bauer, zuletzt Schultheiß des Dorfes geworden war.

Der Hofprediger weilte als gern gesehener Gast nicht selten auf Schloß Fürnberg. Nach des Herzogs Tode pflegte er unter Freunden zu sagen:

„Als Herzog Friedrich ahnte, daß er ein schwacher Fürst sei, wollte er ein Pfarrer werden; als er merkte, daß er kein Pfarrer werden konnte, wollte er der liebe Gott werden, und als er einsah, daß er auch dies nicht werden konnte, wurde er ein rechter Mensch. Schade, daß er jetzt nicht wiederkommen und noch ein Mal von vorn anfangen kann: er wäre dann gewiß ein guter Fürst geworden!“

Der Märzminister.

(1873.)

Erstes Kapitel.

Es ging alles Schlag auf Schlag.

Am Mittwoch den 1. März 1848 war Vorberathung der Volksfreunde im „Schwarzen Bären". Rudolf Gärtner hatte das erste und letzte Wort. Er erklärte das Vaterland in Gefahr und entwarf die sieben Forderungen des Volkes. Punkt für Punkt wurden sie jubelnd genehmigt, keiner wagte eine Sylbe des Widerspruchs gegen den gewaltigen Redner. Seine Freunde drückten ihm glückwünschend die Hand und riefen laut: „Die Anker sind gelichtet, wir segeln unter der Flagge der Revolution! Rudolf Gärtner wird das Steuer führen!" — „Er ist der Staatsmann der Zukunft!" erläuterte der Lederhändler Schlehbach, und das geflügelte Wort flog desselbigen Abends noch durch die ganze Hauptstadt.

Am Freitag war die große Volksversammlung

vor dem Rathause. Die sieben Forderungen wurden zum Volksbeschluß erhoben. Rudolf Gärtner hatte mit schwungvoller Rede alle Gemüther fortgerissen. Die Sturmpetition an den Fürsten ward beschlossen, Gärtner sollte an der Spitze von zwanzig Vertrauensmännern aufs Schloß ziehen. Weithin rollender Beifallsdonner bekräftigte seine Wahl. Er war der Herr des Tages.

Darum brachte man ihm abends um 10 Uhr einen Fackelzug und dem alten Minister, Freiherrn von Gräfenberg, um 11 Uhr eine Katzenmusik.

Am Samstag entstand der große Krawall. Pöbelrotten wollten das Zeughaus stürmen, die Thore des Zuchthauses erbrechen. Die besseren Bürger schauten angstvoll drein und wagten keinen Widerstand. Da trat Gärtner unter den wüsten Haufen und gebot Ruhe: man schwieg; — er zeigte den Leuten das Unsinnige ihres Vorhabens: sie gaben ihm Recht; — er hieß sie auseinandergehen: sie gingen. So hatte er Blutvergießen verhütet, die Gesellschaft gerettet, zuletzt organisirte er noch die freiwillige Bürgerwehr.

Der Adelsklub, welcher ihn gestern für die

Festung reif erklärt hatte, votirte ihm heute eine Dankadresse.

Am Sonntag bewilligte der Fürst die sämmtlichen sieben Forderungen. Hierauf berief Seine Durchlaucht — abends fünf Uhr — den Bürger Gärtner zu einer Audienz. Als Sohn einer neuen Zeit erschien derselbe im Oberrock; die geheime Unterredung dauerte drei Stunden. Um acht Uhr trat Gärtner ans Fenster und verkündete dem Volke, welches unten auf den Blumenbeeten des Schloßgartens wogend harrte, daß es dem Fürsten von nun an volles Vertrauen schenken dürfe.

Des andern Tages durchwandelte der Fürst die Straßen der Stadt, blos von Gärtner begleitet, welcher irrthümlich auf der rechten Seite ging; Tausende folgten ihnen, und die Hochrufe auf den Fürsten wollten kein Ende nehmen, sie galten aber eigentlich seinem Begleiter.

Am 20. März war die allgemeine Volkswahl zum neuen Landtage, welcher das neue Staatsrecht des Fürstenthums schaffen sollte. Rudolf Gärtner wurde in vier Wahlbezirken zugleich gewählt, jedesmal fast mit Stimmeneinheit.

Auf den 28. März ward der neue Landtag einberufen. Der allerhöchste Erlaß war noch vom alten Minister unterzeichnet. In der Stadt aber verbreitete sich an demselben Tage die Nachricht, daß Herr von Gräfenberg entlassen und Gärtner zum „dirigirenden Staatsminister“ ernannt sei.

Zweites Kapitel.

Aufgeregt und müde warf sich der siegreiche Volkstribun auf das Sopha seines Studirzimmers; auf dem Tische vor ihm lag seine Ernennung zum Minister. Unter schweren Kämpfen und Bedenken hatte er abgelehnt, gezögert, geschwankt und zuletzt dennoch zugestimmt, als ihm der Fürst das Portefeuille anbot, welches sämmtliche Portefeuilles in sich schloß; denn das Ländchen bedurfte nur eines einzigen Ministers. Jetzt war der Schritt geschehen, und er hatte diesen Minister schwarz auf weiß. Gestern noch Advokat mit spärlicher Praxis, heute dirigirender Staatsminister! vor wenigen Wochen noch hoffnungsloser Oppositionsmann eines Land-

tages, welcher niemals opponirte, und jetzt gebietender Führer der allgemeinen Opposition, dessen Wort That, dessen Wille Gesetz war!

Wachte oder träumte er? Eine Welt von Gedanken durchstürmte seinen Kopf, zuletzt jedoch wurden sie allesammt wieder von einem Grundgedanken beherrscht und aufgesogen: „Ueberwältigend groß ist die neue Zeit über Nacht hereingebrochen; glücklich die Männer, welche sie mitwirkend erleben, glücklicher noch die Kinder, welche jetzt ins Leben treten, um dereinst die reifen Früchte zu genießen! Aber eine schwere Verantwortung lastet jetzt auch auf den Führern des Volkes. Sie werden zermalmt werden, wenn sie diese Last nicht starken Geistes und reinen Herzens zu tragen wissen.“

Plötzlich bangend und zweifelnd, fragte sich der neue Minister, ob er auch solche Kraft besitze? Ob er für die Dauer gleicherweise Volksmann und Minister sein könne? Es wurde ihm schwül bei dieser Frage und er entsann sich nicht, gehört oder gelesen zu haben, daß irgendwann ein Volksmann längere Zeit Minister oder ein Minister längere Zeit Volksmann geblieben sei.

Aber das war in der alten Welt, jetzt lebten wir in der neuen, und weit Unmöglicheres war seit drei Wochen möglich geworden.

Er sprang auf, in langen Schritten das Zimmer messend. Da blieb sein Auge an dem einzigen Gemälde haften, welches die Wände des bescheidenen Raumes schmückte. Es war ein hübsches Oelbildchen aus der alten holländischen Schule, ein Familienerbstück; gefällige Kenner nannten es einen Mieris und der feine Vortrag wie der behandelte Gegenstand erinnerte allerdings an jenen Meister: — unter dem von Reben überrankten Flachbogen eines offenen Fensters saß ein allerliebstes Mädchen und nähte, ihr zur Seite stand ein Käfig mit einem Singvogel. Der Moment war anmuthig wiedergegeben, wie die Kleine eben die Nadel sinken ließ, um dem Gesange des Vogels behaglich lächelnd zu lauschen; ein warmer Sonnenstrahl spielte zwischen den Rebenblättern auf der Mauer und hob sich gar frisch von dem Halbdunkel ab, welches die Lauschende deckte, während ihr blühendes Gesicht und ihr leichtes hellblaues Morgenkleid doch wieder ein eigenes magisches Licht in sich selber trug.

Gärtner hatte sonst immer große Freude an dem Bildchen gehabt; heute schien es ihm schal und matt. „Die Zeit ist vorbei, wo wir uns dem leichten Spiel des Schönen in der Kunst und im Leben gefangen gaben. Das Bild ist nicht mehr am Platze im Arbeitszimmer eines Ministers!“ so sprach er und drehte sich auf dem Absatze hinweg. Fast ärgerte ihn die unschuldige Malerei. Rasch entschlossen wandte er sich wieder um, hob das Bild aus dem Nagel, trug es in ein Seitenkabinet und heftete ein großes Plakat, auf welchem die sieben Forderungen des Volkes mit Frakturbuchstaben gedruckt waren, an die leere Stelle.

Diese symbolische Handlung gab ihm Kraftgefühl und Selbstbewußtsein zurück. Die sieben Sätze des Zettels hatten ihn erhoben, sie sollten ihn tragen und halten.

„Und wenn ich treu bleibe diesen Worten des Glaubens,“ rief er laut, „dann kann ich alles, was ich will, und will nur, was ich soll. Ein Minister wird fortan nur beurtheilt nach den Thaten, die er im hellen Lichte des Tages vollbringt. Verleumdung, Verdächtigung, geheime Künste werden wie

Nebel zerrinnen vor der neuen Sonne des öffentlichen Lebens. Das klare Auge des Volkes durchschaut mich, ich will ihm den gleichen klaren Blick des reinen Herzens entgegenbringen. Von heute gehöre ich nicht mehr mir selber, ich gehöre ganz meinem Volke!“

Gärtner war in der That ein trefflicher Mann, biegsamen Talentes und unbiegsamen Charakters, goldtreu und eisenfest. Nur Eines hatten seine Freunde zu tadeln: der treffliche Mann führte einen so musterhaften Wandel, daß man ihm gar keine schwache Seite abgewinnen konnte, und das ist auf die Dauer langweilig und also doch wieder nicht musterhaft. „Wo soll das hinaus?“ fragten sie. „Er ist erst dreißig Jahre alt und schon Minister; und er ist schon dreißig Jahre alt und noch niemals verliebt gewesen!“

Drittes Kapitel.

Am letzten März wurde der neue Landtag eröffnet, ohne alles vornehme Gepränge, ganz demokratisch.

Der dirigirende Staatsminister ging zu Fuß in die Kammer. Aber unterwegs drängten sich wachsende Menschenmassen an ihn heran und ließen ihn hochleben, und als er das Thor des Ständehauses erreicht hatte, konnte er kaum hinein vor dem gewaltigen Gefolge, welches ihn jauchzend und glückwünschend fast erdrückte.

Endlich zum Saale durchgedrungen, verlas er die Eröffnungsbotschaft des Fürsten. Sie fand um so größeren Beifall, als man in Styl und Gedankengang ganz deutlich die Feder des vergötterten Ministers erkannte.

Hierauf wurde die Antwort-Adresse berathen. Allein da entstand eine grausige Konfusion. Fast alle Abgeordneten saßen zum erstenmal in einem Ständesaale, völlig unerfahren in parlamentarischen Dingen; der Präsident wußte sich nicht zu helfen

und verwirrte vielmehr, wo er ordnen wollte. Das Schauspiel einer Versammlung, die den Staat neu constituiren will, zunächst aber sich selbst nicht constituiren kann, war doppelt peinlich angesichts der überfüllten Galerien.

Da brachte der Minister Hülfe. In liebenswürdig bescheidener Weise schaffte er Ordnung durch Winke und Worte, denen man freudig folgte, und nach kurzer Frist kam die Debatte in stetigen Gang. Das Volk auf den Galerien war stolz, daß sich seine neuen Vertreter so rasch zu helfen gewußt, die Abgeordneten glücklich, daß sie's so gut gemacht, und nur wenige merkten, daß der Kammerpräsident für heute eigentlich am Ministertisch sitze und sagten leise: „Das ist nun der ächte Volksmann als Minister!"

Die Sitzung währte bis zum Abend; ein jeder hatte ja zum erstenmal zu sprechen und so Vieles und Wichtiges zu sagen.

Siegesbewußt aber auch siegesmüde entfernte sich der Minister. Vor dem Portale warteten die Leute schon wieder auf ihn, Kopf an Kopf. Darum schlüpfte er durch ein Hinterpförtchen ins Freie und

schlug einen weiten Umweg ein, um unbemerkt nach Hause zu kommen.

Als er vom Heumarkt in die Fledergasse bog, athmete er auf: hier war es ganz still und menschenleer. Er verlangsamte seinen Schritt. Das enge Gäßchen, meist von geringeren Leuten bewohnt und sonst gerade nicht lustig anzusehn, dünkte ihm wie kühle Waldeinsamkeit nach all dem Tumult und der Hitze des Tages. Keine Seele ringsum. Doch nein! Am offenen Fenster des Erdgeschosses eines alterthümlichen Hauses saß ein Mädchen und nähte; sie ließ eben die Nadel sinken, um einen kleinen Hund zu streicheln, der vor ihr auf dem Fensterbrette lag. Dichte Epheuranken bekränzten den Flachbogen des Fensters, und ein warmer Lichtstreif der sinkenden Sonne fiel schräg auf Sims und Sockel, während das röthliche Kleid und das frische Gesicht des Mädchens wie mit eigenem, weit milderem Licht aus dem dämmernden Hintergrund und dem dunkelgrünen Rahmen des Epheus hervorleuchtete.

Der Minister hielt unwillkürlich an. Er war ganz unbekannt in der Fledergasse, aber das Mädchen hatte er schon einmal am Fenster sitzen sehen

— irgend wo anders. Wunderliches Spiel des Zufalls! Er entsann sich: das war ja das Mädchen von seinem Bilde!

Er ging weiter. Aber nach etlichen Schritten mußte er sich wieder umschauen. Aus der Ferne erschien die Täuschung noch weit vollkommener: es war das leibhaftige Urbild seines Mieris.

Zu Hause angekommen warf er sich aufs Sopha, noch aufgeregter wie damals, als er die Volksforderungen statt des Mieris an die Wand nagelte. Und doch hatte er das Gefühl eines glücklichen Tages. Natürlich! Er hatte ja den lauten Triumph des Straßenjubels erlebt und den stillen aber feineren Sieg im Landtage. Doch dies freute ihn jetzt kaum; der Abend schien ihm der beglückendste Theil des Tages, — der erquickende Gang durch die schweigende Fledergasse!

Und während er über sich selber lächelte, war es ihm, als sähe er seinen Mieris wieder am alten Platze trotz des Plakats mit den sieben Forderungen. Er ging ins Nebenzimmer, um ihn genauer zu vergleichen mit dem lebenden Bild aus der Fledergasse.

Da entdeckte er freilich die größten Unterschiede. Dort Abendsonne, hier Morgenlicht; dort Epheu, hier Weinreben; dort ein Vogelkäfig, hier ein Hund; und ein rothes Kleid statt des lichtblauen. Es war alles anders, und doch war die Gesammtwirkung so wunderbar gleich; — aber nur aus der Ferne. Denn genau besehen hatte der alte Niederländer seiner ziemlich derben Schönen ein aufgestülptes Stumpfnäschen gegeben, und jenes Mädchen unterm Epheu hatte die feinste Spitznase, sie war überhaupt viel edler, jungfräulicher, und überdies, mag man an der modernen Tracht tadeln was man will, sie war auch geschmackvoller gekleidet als die Niederländerin mit ihrem bauschigen Gewand.

„Es ist zu bedauern," so schloß der Minister seinen politischen Tag, „daß selbst die besten Holländer bei aller Poesie der Farbe fast niemals edelfeine Frauengestalten zu zeichnen vermochten. Ihre schönsten Fräulein sind doch immer nur geputzte Bauerndirnen. Sie werden eben keine besseren Originale gehabt haben. Welch unermeßlicher Fortschritt der Neuzeit auch hier — in der Veredelung des weiblichen Geschlechts!"

Viertes Kapitel.

Des andern Morgens ging der Minister wieder ins Ständehaus und zwar geraden Wegs. Die Menschen störten ihn heute gar nicht; trotzdem bog er ganz in Gedanken links ab, und ehe er sich's versah, war er wieder in der Fledergasse.

Verstohlen blickte er nach dem epheuumrankten Fenster. Gestern Abend im Sonnenlicht, lag es heute morgen im Schatten, die Abendluft war warm gewesen, der Morgenwind wehte kalt, folglich waren die Flügel geschlossen und das Mädchen nicht zu sehen.

Das ist ja ganz natürlich, und doch kam es dem Minister verdrießlich vor, und dieser Verdruß däuchte ihm dann wieder unnatürlich.

Allein er hatte kaum Zeit darüber nachzudenken, denn im selben Augenblick huschte eine Frauengestalt aus dem Hause; er sah sie nur im Viertelsprofil, dann ganz von hinten, und doch erkannte er sie — sonst entsetzlich kurzsichtig —: das war das Mädchen vom Fenster! Wie rasch sie die Straße hinabschritt! er mußte seinen Schritt verdoppeln, um in gleicher

Entfernung hinter ihr zu bleiben. Schickt sich's denn für einen Minister, einem unbekannten Mädchen nachzueilen? So fragte er nicht einmal; er ging ihr nach, als ob sich's von selbst verstünde. Welch schlanke Gestalt, welch zierlicher Fuß, welch elastischer Gang! Jugend, Frische, Energie sprach aus diesen schwebenden Schritten.

Sie ging stracks gegen das Ständehaus. Das freute ihn. Er wollte heut' eine glänzende Rede halten: — wenn sie auf der Galerie säße! Er stutzte über sich selbst — was war es denn, wenn unter den vielen Köpfen da droben auch noch dieser Mädchenkopf steckte? Doch nein! sie ging nicht in die Kammer, an der allerletzten Ecke schwenkte sie seitab. Es war recht ärgerlich.

Die Erscheinung war verschwunden, der Zauber verweht, Rudolf Gärtner saß am Ministertisch, und es blieb ihm gar nichts übrig als wieder ganz Minister zu werden.

Er that es; der Moment übte seine zwingende Gewalt, die Fledergasse sammt der elastisch dahin schwebenden Grazie war vergessen.

Der Minister zeigte sich heut schlagfertiger als

je; ein leises Beben seiner Stimme offenbarte seine Herzenswärme, die das gesprochene Wort erst voll beseelt, wie das zitternde Glanzlicht das Auge. Schade, daß das Mädchen nicht unter den Zuhörern saß. Ein Meisterstück gelang dem Minister: die Stände wollten sich bei der Antwortadresse an den Fürsten nur noch als „ehrerbietige" unterschreiben, er setzte durch, daß sie „treuunterthänige" schrieben. Kein anderer hätte das fertig gebracht.

Zu diesem Sieg gesellte sich ein zweiter: er ging schnurstracks durch die Hauptstraße nach Haus und keineswegs durch die Fledergasse. Er war ganz stolz, daß er dies that und fragte sich nachher verwundert, worauf er denn eigentlich stolz sei?

Zu Hause fiel er in tiefes Nachdenken; der Staat kam ihm ganz aus den Augen, er sah sich nur immer durch die Fledergasse gehn und sprach zu sich selbst: „Zuerst das Brustbild von vorn, in Ruhe, gut beleuchtet; dann die ganze Gestalt von hinten, im Schatten, bewegt. Das ist alles, was man wünschen kann und doch im Grunde sehr wenig. Uebrigens ist es sehr merkwürdig, daß ein gemaltes Bild nach mehr als hundert Jahren lebendig wieder kommt.

Ich will meinem Freund Rebdorf von dieser Grille des Zufalls erzählen."

Der Freund trat nämlich eben ins Zimmer; allein Gärtner erzählte kein Wort von jener Grille. Er hätte ihn auch gern gefragt, wer denn eigentlich Fledergasse Nr. 15 zu ebener Erde wohne? allein er wagte es nicht.

Kaum war der Freund wieder gegangen, so klingelte Gärtner gewaltig. „Ein Minister kann heutzutage alles was er will," sprach er zu sich, „warum soll ich nicht meinen Bedienten rufen" — er vergaß häufig noch, daß er einen solchen habe — „und ihn fragen, wer Fledergasse Nr. 15 wohnt?"

Der Bediente kam, und der Minister wäre fast erröthet, als er jene Frage stellte, und dabei mußte er noch obendrein den Flachbogen mit dem Epheu beschreiben, denn Johann hatte doch nicht alle Nummern der Fledergasse im Kopf. Er wußte nichts von den Insassen des Hauses. Sein Herr gab ihm darum in etwas verworrenen Sätzen den Auftrag, sich unter der Hand, ohne Aufsehen, zu erkundigen, wer dort im Erdgeschoß wohne, was die Leute trie-

ben, das heißt, welchen Familienstand sie hätten — dann unterbrach er sich selbst, denn es schien ihm, als habe er zuviel gesagt.

Johann war Bedienter beim vormärzlichen Minister gewesen, bevor er zum Märzminister kam. Er ahnte eine Sache von politischer Wichtigkeit und beschloß zu zeigen, daß er mehr könne als serviren und Kleider ausklopfen.

Sein Herr aber dachte im Stillen: „Ein Minister kann heutzutage zwar alles, nur muß er mitunter seltsame Umwege machen. Als Advokat hätte ich mich auf offener Straße nach den Bewohnern jedes beliebigen Hauses erkundigt. Für einen Minister schickt sich das nicht.“

Fünftes Kapitel.

Eine wahre Springflut von Arbeiten brauste herein über den armen Minister. Nachdem er heute zwei Stunden mit dem Fürsten gearbeitet hatte, drei mit seinen Räthen und vier mit dem Landtage, empfing er zur Erholung eine Deputation von Bauern, welche

den Zehnten abgeschafft, und eine andere von Pfarrern, die ihn beibehalten haben wollten.

Eben sollten noch sechs weitere Bittsteller der Reihe nach vorgelassen werden, als der Polizeidiener Krautmann zur Erstattung eines geheimen Rapportes gemeldet wurde.

Derselbe berichtete: „Ich habe die befohlene Nachforschung angestellt über den pensionirten Oberförster Sachs. Der Mann ist einer der schlimmsten Reactionäre, er besucht keine Volksversammlung, nicht einmal ein Wirthshaus, was sehr verdächtig erscheint. Jeden Nachmittag geht er im Stadtwald spazieren; Ziel und Zweck dieses Spazierens konnte noch nicht ermittelt weeden — —"

„Was soll das?" unterbrach ihn der Minister zornig. „Was kümmert mich dieser Oberförster? Ich habe über niemand solche Spionage anbefohlen; die Zeit der Aufpasser ist vorbei!"

Der erschrockene Polizeidiener berief sich auf Johann, den Bedienten, welcher ihn beauftragt habe, ganz insgeheim Erkundigungen für den gnädigen Herrn einzuziehen über Fledergasse Nr. 15, Erdgeschoß.

„Johann ist ein Esel!“ platzte der Minister heraus; der Polizeidiener verstummte.

Beide standen sich eine Weile schweigend gegenüber, der Scherge tief gebückt, der Minister mit fragend erhobenem Kopfe.

„Aber so rede Er doch weiter!“ rief dieser endlich. „Also Oberförster Sachs wohnt in jenem Hause? ist erst neuerdings dort eingezogen?“

„Erst seit vier Wochen, seit er pensionirt ist; früher stand er in Grabenheim.“

„Nur vorwärts! Was ist mit den Leuten? Hat der Oberförster Familie?“

„Oberförster Sachs, 54 Jahre alt, evangelisch, Wittwer, hat nur eine Tochter Hedwig, 23 Jahre alt, ledig. Sie leben sehr zurückgezogen, knapper Haushalt, 700 Gulden Pension, sonst gar nichts. Die Tochter geht jeden Sonntag morgens in die Vorstadtkirche, der Vater geht nicht in die Kirche. Außerdem wurde nichts von ihrem öffentlichen Leben bemerkt.“

„Es ist abscheulich, in dieser Weise die Leute zu belauschen!“ rief der Minister, „das ist ja ganz vormärzlich und darf niemals wieder vorkommen!

Man hat mich mißverstanden. Uebrigens noch ein Wort: — hat der Oberförster Verwandte, Freunde hier in der Stadt?"

„Da bin ich überfragt, so weit habe ich noch nicht nachgespürt. Mir scheinen die Leute hier ganz fremd und einsam zu sein. Wenn aber der Herr Minister befehlen, so werde ich —"

„Ich befehle gar nichts!" unterbrach ihn dieser. „Unterstehe Er sich nicht wieder, das Privatleben harmloser Bürger auszuspähen! Für diesmal soll Er durch das Mißverständniß entschuldigt sein."

Als der Polizeidiener gegangen war, entdeckte der Minister, daß heute Samstag sei, also beschloß er morgen früh in die Vorstadtkirche zu gehen.

In der Bedientenstube gab es noch ein kleines Nachspiel. Der Polizeidiener machte Johann bittere Vorwürfe, daß er ihm durch den anbefohlenen Rapport den Zorn des Ministers zugezogen habe. Der Bediente fragte kaltblütig: „Hat der Herr Deinen Bericht zu Ende gehört?" — „Er wollte sogar noch mehr wissen, als ich sagen konnte, aber zwischendurch schimpfte er grausam auf meine Spionage."

— „Sieh, mein lieber Freund," belehrte Johann,

welcher ein gebildeter Bedienter war, „ich habe binnen zwei Jahren in zwei Epochen der Weltgeschichte bei zwei Ministern gedient und kenne die Politik. Der Staatsmann schilt den Angeber, daß man's über der Straße hört, während er ihm ein Goldstück in die Hand drückt, und das hört kein Mensch." — „Aber er hat mir keinen Heller in die Hand gedrückt!" — „Weil Du zu wenig gewußt hast. Ueber diesem Oberförster ruht ein politisches Geheimniß; wir müssen's ergründen und dann feiner rapportiren."

Und so beschlossen die zwei, ihre Netze aufs neue und noch viel tiefer auszuwerfen.

Sechstes Kapitel.

Die Vorstadtkirche pflegte damals allsonntäglich sehr leer zu sein. Im Sturm der Ereignisse hatten die Leute gar keine Zeit mehr für den lieben Gott, vorab in der Vorstadt.

Auch Minister Gärtner war während seines ganzen Ministeriums noch nicht in die Kirche gegangen.

Um so größeres Aufsehen erregte es, als er heute in der Vorstadtkirche erschien und auf der Emporbühne zwischen Knechten und Tagelöhnern Platz nahm, — denn von dort konnte man die Frauen im Schiff am besten übersehen.

(Seine Freunde erklärten nachgehends diesen Kirchenbesuch für einen bedenklichen Zug von Reaktion, während es seine konservativen Gegner als kokettes Buhlen um Volksgunst auslegten, daß er bei den Proletariern Platz genommen habe.)

Der Minister ahnte nicht entfernt die politische Tragweite seines ersten Kirchgangs; er suchte nur den neuen Mieris aus der Vogelperspective und fand ihn. Das Mädchen schien in Andacht versunken, obgleich die Predigt sehr wässerig war. „Die Andacht giebt uns der Pfarrer nicht," so dachte Gärtner, „wir müssen sie in uns selber finden. Wie hoch steht dies schlichte Kind jetzt über mir, der ich keine Andacht finden kann und aus sehr profanem Grunde hierher gekommen bin!" Und so wurde er unvermerkt andächtig in ihrer Andacht und indem er sich Vorwürfe machte, daß er ohne Andacht zur Kirche gegangen sei.

Die Orgel spielte zum Ausgang, da war es ihm noch ganz feierlich zu Muthe. Aber trotzdem wußte er's zu machen, daß er sich unmittelbar hinter Fräulein Hedwig Sachs zur Kirchenthüre hinausdrängte. Sie war allein. Sollte er die Scene von Faust und Gretchen spielen, um sich etwa auch die Antwort Gretchens zu holen?

Allein im Faust scheint die Sonne, da Gretchen ungeleitet nach Hause geht, und heute tröpfelte es, ja es begann tüchtig zu regnen. Sie beschleunigte ihre Schritte, und doch wie fest und vornehm blieb ihre Haltung, wie zierlich faßte sie das Kleid! Und sie hatte keinen Regenschirm! Minister hingegen müssen die Zukunft errathen können, und Minister Gärtner hatte einen Schirm mitgenommen. Die Gunst des Glücks blieb ihm aber auch weiter noch ganz besonders treu: wie mit Eimern goß es plötzlich vom Himmel herab, das Mädchen wollte in ein Haus flüchten und die Thüre war verschlossen. Nun sprang er rasch herzu und bot ihr den Schirm, sie weigerte sich anfangs, da kamen auch noch Hagelkörner: sie mußte den kleinen Dienst annehmen. Offenbar kannte sie ihren Helfer nicht, und die

Straße war ganz einsam — (es gab überhaupt in der Residenzstadt nur zwei Straßen, welche zuweilen nicht einsam waren) — der Weg war weit. Unter einem Regenschirm — was kann man sich da nicht alles in der Geschwindigkeit sagen!

So kamen sie denn auch recht lebhaft ins Gespräch über — die brennenden politischen Tagesfragen; denn damals redete man ja überhaupt nur von Politik.

Das Mädchen nannte die Märzerhebung einen Aufruhr; sie war beängstigt von dem Sturm, der über alle Lande brauste, die alte Treue schien ihr geächtet, sie sehnte sich zurück nach dem entschwundenen Frieden.

Ihr Begleiter, sonst so schlagfertig, warf nur mildernde, zweifelnde Worte dazwischen.

Uebrigens meinte sie, an alle dem sei der böse Minister Gärtner schuld, der habe die Revolution hierzulande gemacht. Vergebens suchte ihr Begleiter sie zu belehren, daß die Spannung längst vorhandener Konflikte entscheidender gewesen sei, als irgend eine Person, die zufällig das entfesselnde Wort gesprochen.

„Keineswegs!“ entgegnete sie, „das weiß ich besser. Gärtner hat alles zu verantworten. Er soll sonst kein unrechter Mann sein, aber furchtbar ehrgeizig und ein ganz fanatischer Republikaner.“

„Er ist ein treuer Diener seines Fürsten,“ verbesserte ihr Begleiter.

„Lassen Sie sich nicht täuschen von dem durchtrieben gewandten Mann!“ warnte sie. „Seine Fürstentreue ist bloße Maske.“

Bei diesen Worten war das Haus in der Fledergasse erreicht. Sie fragte ihn höflich, ob er nicht einen Augenblick unter Dach treten und das Unwetter abwarten wolle? Gärtner zögerte, — dann lehnte er dankend ab und ging unter den prasselnden Schloßen nach Hause.

Daheim im Trockenen ärgerte er sich nachher schmählich, daß er nicht der Einladung gefolgt war. Er hätte im Zimmer seine Maske abnehmen, sich als der Minister enthüllen, das Mädchen zuerst ein wenig beschämen und hinterdrein aufs liebenswürdigste beschwichtigen können.

Aber wozu dies alles? Sie interessierte ihn ja

nur als das Bild eines Bildes. Freilich war sie heute bereits ein sprechendes Bild geworden und obendrein geschmückt mit dem ächt weiblichen Reize des Widerspruchs. Im Grund hatte sie ihm lauter unangenehme Dinge gesagt, aber auf die angenehmste Weise, und das entscheidet bei schönen Frauen.

„Sie hat einen schlechten Geschmack, allein in ihrem schlechten Geschmack ist sie so anmuthig naiv, daß ich ihr kaum einen bessern wünschen möchte. Ich war ein Esel, daß ich nicht mitging!“

So schloß der Minister sein Selbstgespräch, um es nach fünf Minuten wieder von vorn zu beginnen, indem er sich fragte, ob er denn als Minister überhaupt hätte mitgehen und die kleine Komödie zu Ende spielen dürfen? Als Advokat würde er's unbedingt gethan haben, doch für einen Minister schickte sich's wahrhaftig nicht.

Siebentes Kapitel.

Auf die ersten Maitage waren die Wahlen zum deutschen Parlament ausgeschrieben; Rudolf Gärtner hatte sichere Aussicht, gewählt zu werden, und Minister, welche abwechselnd eine Woche zu Haus das kleine Vaterland regierten und in der andern zu Frankfurt dem großen Vaterland Gesetze gaben, waren 1848 keine Seltenheit.

Sollte er die Wahl annehmen? Die Doppelaufgabe ging fast über Menschenkraft. Und doch konnte es andererseits dem kleinen Ländchen sehr ersprießlich sein, wenn er, der Minister, zugleich seinen Platz im constituirenden Reichstage nahm. Völlig unschlüssig, vermochte er keinen Entscheid zu finden.

Alle Parteien, Freunde und Gegner, wünschten, daß er nach Frankfurt gehe, aber jede aus andern Gründen: — der Fürst, weil der Minister dort die Selbständigkeit des Landes am besten vor weiterer Schädigung wahren könne; — die liberalen Genossen Gärtners, weil sie hofften, daß er in Frank-

furt gegentheils für die deutsche Einheit wirke; — die conservativen und radicalen Gegner, weil sie den mächtigen Mann los sein wollten, um in seiner Abwesenheit ans Ruder zu kommen.

Nur der zunächst Betheiligte wußte selbst nicht, was er wollte, und zwar zum erstenmal während seines ganzen Ministeriums.

Heute war der letzte Termin, er mußte sich aussprechen für Annehmen oder Ablehnen.

Kein Wunder, daß er inmitten dieses Kampfes wenig Ohr hatte für die kleinen Geschäfte, welche ihm eben sein Referent unterbreitete. Mechanisch hatte er bereits zehn Nummern erledigt, als zum Schlusse noch das Gesuch des Accessisten Baum vorkam, welcher nach langem Harren endlich als Assessor angestellt sein wollte. Der Referent rühmte die Geschäftstüchtigkeit des jungen Mannes — lauter erste Noten! — nur sei er kein besonderer Freund der neuen Ordnung, doch das müsse man einigermaßen entschuldigen, denn er dürfe es vorerst nicht verderben mit seinem künftigen Schwiegervater, dem Oberförster Sachs — der Minister horchte plötzlich auf — „denn Sachs ist ein Jäger vom alten

Schlag, und die Jäger hassen alle die Revolution, weil sie zuerst dem Wald und den Hirschen zu Leibe ging."

„Also ist der junge Baum verlobt mit Hed—, mit der Tochter des Oberförsters?" fragte hastig der Minister.

„So sagen die einen, andere behaupten, das Mädchen wolle nichts von ihm wissen, weil er trotz seiner ersten Noten etwas roh und grob bei Damen sei, dies halte aber der Vater für altdeutsche Biederkeit, und begünstige ihn und dränge das Mädchen. Sie ist so arm wie eine Kirchenmaus. Und so thun wir wohl ein gutes Werk, wenn wir dem jungen Mann zu einem Amt und dem armen Kind zu einem Manne verhelfen, ja obendrein auch ein politisch gutes Werk; denn die Welt glaubt doch, daß dieser Baum blos wegen seiner mißliebigen Farbe so lange warten müsse."

„Nur nicht zu voreilig!" rief der Minister. „Legen Sie den Akt bei Seite; ich will mir die Sache überlegen."

Am selben Tage noch meldete er seinen Wählern, daß er fest entschlossen sei, kein Mandat zum Reichs-

tage anzunehmen und belegte den Entschluß mit den schönsten politischen Gründen.

Dieser Schritt erschütterte das Ministerium Gärtner im Fundament, ohne daß es der Minister merkte.

Seine Freunde begannen an ihm zu zweifeln, weil er keinen kühneren Flug wage: „er prüft alles rein sachlich, wenn er doch nur auch einmal persönlich dreinführe! er ist die verkörperte Gerechtigkeit, welche stets nur wägt, nie wagt! ihm fehlt jede Leidenschaft, er ist ja in seinem ganzen Leben nicht einmal verliebt gewesen!“

Die Deutschgesinnten beschuldigten ihn des Particularismus, die Particularisten fürchteten, daß er ihnen ins eigenste Gehege komme. Der Fürst argwohnte einen Achselträger, welcher sich scheue, in Frankfurt Landesfarbe zu bekennen.

Sämmtliche Zeitungen des Landes (vor dem März hatte es gar keine gegeben, jetzt gab es deren zwölf) brachten Leitartikel, welche mit viel Scharfsinn die macchiavellistischen Intriguen enthüllten, die der Ablehnung des Ministers zu Grunde lägen, man erkenne dabei wieder ganz klar den Einfluß einer auswärtigen Großmacht.

Wer aber jene Ablehnung hinterdrein am schärfsten verurtheilte, das war der Minister selber — freilich ganz im Stillen, vor dem Forum seines Gewissens.

Er war abgefallen von seinem hochsinnigen Programm, untreu dem Grundsatze, daß er in dieser Zeit nur dem Staat, nur dem Volke leben dürfe. Da half kein Beschönigen: den Ausschlag in einer hochpolitischen Frage hatte ein ganz jugendlich abenteuerlicher Liebesroman gegeben. Ein Liebesroman? Liebte er denn das Mädchen, welches er nur von weitem gesehen, außer ein einzigesmal, wo sie ihm unangenehme Dinge gesagt hatte? Blieb er wirklich um ihretwillen im Lande? Gestern machte er sich noch weiß, ihn fessele blos das schöne Urbild eines vor hundert Jahren gemalten schönen Bildes. Aber heute, wo er erfuhr, daß dieses Bild höchst wahrscheinlich demnächst einem andern gehören werde, heute wußte er, daß er liebe.

Und warum verschob er die Beförderung des Accessisten? Kaum wagte er sich den Grund zu gestehn, und doch blieb der Akt bei den Akten — aus guten Gründen. Uebrigens däuchte ihm, es

lägen doch ungünstige Zeugnisse gegen diesen Baum vor: er war ja so ungeschliffen im Verkehr mit Damen.

Bisher als Staatsmann unschuldig wie ein Kind, fühlte Gärtner nur zu tief, daß er heute seine politische Unschuld verloren habe. Er meinte, die Leute auf der Gasse müßten ihm den Abfall an der Nase ansehn, und ihm war, als müsse diese Untreue neue Untreue gebären; er ahnte ein Ende mit Schrecken und lachte dann doch wieder, daß er sich über Kleinigkeiten dergestalt gräme. Aber es war ein gezwungenes Lachen.

So konnte blos ein Märzminister denken und empfinden; aber die meisten Märzminister empfanden eben doch nur so im März, Rudolf Gärtner dagegen selbst noch im Mai, und darum war er der ächteste Märzminister.

Achtes Kapitel.

Für die nächsten Tage lag ein recht unerquicklicher Gegenstand auf dem Arbeitstische des Ministers: das neue Jagdgesetz. Mit dem alten Jagdregal sollte aufgeräumt werden, die Volksstimme begehrte das Jagdrecht der Gemeinden, zum Entsetzen aller Jäger vom alten Schrot und Korn.

Gärtner harmonirte eigentlich mit den Jägern allein aus reiner Gewissensangst stimmte er gegen seine Ueberzeugung für das Jagdrecht der Gemeinden. Denn es wäre ja möglich gewesen, daß der Gedanke an den Oberförster ihn beeinflusse, also befürwortete er ein Gesetz, welches ihm genau genommen ebenso verkehrt schien wie dem Oberförster. Da grub denn wiederum der Volksmann dem Liebenden den Boden unter den Füßen weg.

In Gedanken tröstete er sich hierüber — als Minister. Er malte sich's prächtig aus, wie er in das bescheidene Haus der Fledergasse treten und das epheuumrankte Fenster auch einmal von innen sehen werde. Gleich einem Gott aus der Wolke wollte

er kommen und Herz und Hand bieten, er der allmächtige Minister! Hedwig wurde erlöst von ihrer Armuth und von ihrem Assessor. Wie wollte er das feine, hochgebildete Kind, welches einen so reizend schlechten politischen Geschmack hatte, zu sich heraufziehen! An das Jagdgesetz dachte er dabei gar nicht mehr; der Oberförster sollte den heitersten Lebensabend genießen, auch wenn die Bauern alle Hasen todtschössen. Er dachte auch nicht an einen andern kleinen Umstand, nämlich, ob das Mädchen ihn überhaupt haben wolle?

Doch fiel ihm das hinterher um so schwerer aufs Herz. Auch fragte sich's, ob denn Hedwig in der That so vortrefflich war, wie er sie dachte?

Alle Versuche, einen ganz arglosen Verkehr anzuknüpfen, waren vergeblich, sie scheiterten an seiner Stellung, am Minister. Dabei wurde er immer ruheloser, blasser, magerer, immer schwankender in der Politik, verworrener in den Geschäften: schon um des Staates willen mußte ein Ende gemacht werden.

Er faßte einen Entschluß, mannhaft und ritterlich, wie er seinem ganzen Wesen entsprach.

Zunächst erledigte er das Gesuch des Accessisten Baum: binnen drei Tagen war derselbe Assessor. Das ging damals äußerst geschwind, wenn man wollte.

Nun war der Minister ruhig, aber der Liebende verging vor doppelter Unruhe.

Auch hier mußte ein Ende gemacht werden. Hedwig hatte jetzt ihren Assessor, wenn sie ihn haben mochte; sie sollte nun auch wissen, daß sie einen Minister haben könne. Das war ehrlich Spiel.

Der ganz gemeine nächste Weg schien ihm der würdigste: er schrieb seinen ersten Liebesbrief, logisch wie ein Gesetz, bündig wie eine Depesche, eindringlich wie eine Note, in lauter Hauptsätzen, die fast alle mit „Ich“ anfingen. Denn wenn der Mensch ganz stylos offenherzig sagt, was er fühlt und will, dann fängt er immer mit „Ich“ an.

Der Brief lautete: „Ich verehre Sie seit Wochen, ich liebe Sie. Ich würde um Ihre Hand bitten, aber Sie kennen mich nicht. Ich bitte darum nur um die Erlaubniß, Ihnen eine Geschichte erzählen zu dürfen, die Geschichte, wie ich dazu kam, Sie zu verehren. Ich kann nur mündlich erzählen: ge-

währen Sie mir also eine Unterredung. Ich warte bis morgen Abend auf Antwort. Ich will Ihnen das Peinliche einer abweisenden Antwort ersparen: wollen Sie nicht einmal die Entstehungsgeschichte meiner Verehrung kennen lernen, so verbrennen Sie diesen Brief, vergessen Sie, ihn je erhalten zu haben und schreiben Sie nichts. Wollen Sie mich aber hören, dann bestimmen Sie die Stunde."

Sollte er den Brief mit dem bloßen Namen unterzeichnen? Laut Adreßbuch gab es vier „Gärtner" in der Stadt, darunter zwei „Rudolf". Mit zögernder Hand, als thue er etwas prahlerisch Anmaßendes, schrieb er darum: „R. Gärtner, Minister". Er fühlte sich beim Anblick dieses „Ministers" so verschämt und verlegen wie Einer, der am hellen Tage im Frack über die Straße geht.

Seinem spionirenden Bedienten wollte er den Brief nicht anvertrauen, darum beförderte er ihn auf dem ganz bürgerlichen Wege durch die Stadtpost.

Neuntes Kapitel.

Kaum war eine Viertelstunde seit Aufgabe des Briefes verstrichen, so wurde der pensionirte Oberförster Sachs bei dem Minister gemeldet. Was sollte dies? Die Antwort konnte doch der Vater unmöglich schon überbringen; denn die Stadtpost war berühmt wegen ihres vorsichtig langsamen Ganges.

Mit klopfendem Herzen empfing der Minister den alten Waidmann.

Dieser erklärte, daß ihn eine zwiefache Beschwerde hierher führe, wobei er — wie es ja jetzt zeitgemäß — den mündlichen Weg dem schriftlichen vorziehe. „Ich bin von Ihnen in zwei Dingen schwer gekränkt worden und will offen darüber reden, weil ich Sie, wenn auch für meinen persönlichen Feind und grundsätzlichen Gegner, doch für einen ehrlichen Mann halte. Erstens, Herr Minister, haben Sie mich ohne allen Grund pensionirt — —“

Der Minister mußte ihn unterbrechen; er leugnete rundweg, daß er dies gethan habe. Allein es

war in der That so, wie ihm der Alte sofort bewies. In den ersten Tagen seines Ministeriums hatte Gärtner die Pensionirung einer ganzen Anzahl von Forstleuten unterzeichnet, die den Bauern mißliebig geworden waren, und Sachs, dessen Namen er damals noch gar nicht kannte, stand obenan auf der Liste. Der Oberförster war dann, wie er weiter erzählte, sofort in die Hauptstadt gezogen, um hier die Wiederherstellung seiner gekränkten Dienstehre und die Wiedereinsetzung in sein Amt persönlich zu betreiben. Doch die Ungunst der Zeit hatte seinen Aufenthalt, der auf Wochen berechnet gewesen, auf Monate verlängert.

Minister Gärtner erwiderte allgemeine Worte, die nichts besagten und nur seine Verwirrung verbergen sollten. Was konnte er thun? Dem Oberförster jetzt sein Amt wieder versprechen, in demselben Augenblicke, wo sein Brief in die Hände von dessen Tochter kam — das ging ihm schnurstracks gegen das politische Gewissen. Aber konnte er ihm nicht glänzende Genugthuung für die Zukunft verheißen? Das ging auch nicht; denn in dieser Zukunft hoffte er ja Schwiegersohn des Oberförsters zu werden,

und dann sah die Sache erst recht abgekartet aus und wie die offenste Familienprotektion alten Styles. Nein! Der Oberförster mußte unter allen Umständen pensionirt bleiben. Unter allen Umständen? Wiederum nein! — Den einzigen Umstand nämlich ausgenommen, daß der Minister als Liebender einen Korb bekam: dann konnte er im Selbstgefühle höchster Unbestechlichkeit den Oberförster Sachs sofort wieder einsetzen oder noch besser gleich zum Oberforstrath machen.

In seiner Verzweiflung gab der Minister ausweichende Antworten. Und doch schilderte ihm der alte Jäger so beredt, wie ihm die Bauern das Wild vor der Nase weggeschossen hatten, den Wald geplündert, die schönste junge Eiche gefällt und im Triumph zum Dorfe gefahren, und dort um dieselbe getanzt wie um einen Freiheitsbaum. Und der Mann hatte unter persönlicher Gefahr nichts weiter dagegen gethan, als was ihm Amt und Pflicht gebot.

Man konnte in seinen Blicken lesen, wie verächtlich ihm die laue, zweideutige Rede des Ministers sei. Er begann jetzt auch an dessen Ehrlichkeit zu zweifeln; denn den Bauern gab er unrecht, und ihm

wollte er nicht recht geben. Hätte ihm der Minister noch im blinden Parteiwahn gesagt, daß den Bauern der Wald gehöre und daß die Förster sich ducken müßten vor dem souveränen Volk, so würde er ihn minder geringschätzig behandelt haben.

Er ging darum kurzweg zu seiner zweiten Beschwerde, und die war noch weit peinlicher.

„Ich lebe hier still und einsam und kümmre mich nicht entfernt um das politische Getreibe. Trotzdem werde ich seit Wochen polizeilich überwacht, Polizeidiener und Gensdarmen verfolgen mich, ja selbst meine Tochter, auf Schritt und Tritt, sie spähen bis ins Heiligthum meines Hauses. Ich weiß bestimmt, Herr Minister, daß dies in Ihrem besondern Auftrage geschieht, einer Ihrer Späher hat mir's selbst gestanden. Ich begehre den Anlaß zu wissen, damit ich mich rechtfertigen kann. Sie haben die Aufpasserei der früheren Zeit vor allem Volke so oft und laut verdammt, daß Sie mir nicht blos meine Rechtfertigung nicht versagen, nein, daß Sie mir auch Ihre eigene Rechtfertigung nicht weigern können."

Der Minister stand wie Butter an der Sonne.

Wie oft hatte er seinen Bedienten derb zurechtgewiesen, wenn ihm derselbe neue Berichte über Fledergasse Nr. 15 brachte, aber da er doch immer mit sichtbarer Spannung zugehört, so waren die Polizeidiener in ihrem Eifer gar nicht zu bändigen gewesen und viel weiter gegangen, als der Minister irgend ahnte.

Er sah nur einen Ausweg aus dieser Klemme wie aus der vorigen: er mußte dem Alten die ganze Geschichte seiner Neigung zu der Tochter erzählen. Aber das konnte er wenigstens im gegenwärtigen Augenblicke nicht. Hedwig sollte sie zuerst hören, junge Mädchen haben ein Verständniß für dergleichen, aber alte Oberförster ganz und gar keines. Der Alte, in dessen Mienen Zorn und Verachtung kämpften, wünschte ja den Assessor zum Schwiegersohn; er würde ihm auf seine idyllische Geschichte höhnisch geantwortet haben, daß der Herr Minister seine polizeilichen Forschungen auf alles gerichtet habe, nur nicht auf die nächste Frage, ob nämlich das Mädchen überhaupt etwas von ihm wissen wolle?

Und wenn der Alte auch milder geurtheilt hätte

— spielte der Minister mit seinem Bekenntniß nicht jetzt unter allen Umständen eine lächerliche Figur? Er hatte sich den Augenblick des Hervortretens so groß, so rührend gedacht, — nein! — er konnte jetzt nicht reden. So entschuldigte er sich denn, daß das Ausspähen durchaus nicht mit seinem Willen geschehen sei.

„Dann müssen Sie den Polizeidiener zur Strafe ziehen, daß er auf Ihren Namen gelogen hat."

„Nicht ganz mit meinem Willen, nicht so mit meinem Willen," korrigirte sich der Minister; denn er war wiederum zu ehrlich, um alles auf dem dummen Polizeidiener sitzen zu lassen.

Neue Zweideutigkeit und Achselträgerei! dachte der Oberförster.

„Aber es waltet hier von Anbeginn ein Mißverständniß," fuhr der Minister fort.

„Nun gut, so erklären Sie mir dieses Mißverständniß!"

Der Minister schwieg.

Der Oberförster ergriff seinen Hut. „Ich habe hier die Gerechtigkeit nicht gefunden, welche ich suchte. Diese schlimme Zeit hat wenigstens das Gute, daß

man überall geradeaus gehen kann und daß alle Thüren offen stehn. Als alter treuer Diener des fürstlichen Hauses werde ich morgen vor Seine Durchlaucht treten und von dem Fürsten die Genugthuung erbitten, die mir sein Minister nicht gewähren wollte."

Gärtner suchte den Alten zu beschwichtigen, allein er ging trotzig ab. In stummer Verzweiflung blickte er auf das Plakat mit den sieben Volksforderungen, welches noch immer an der Wand hing, und wiederholte die Worte, wie er sie ungefähr damals gesprochen, als er das Plakat aufnagelte: „Ich kann fortan alles was ich will, und will nur was ich soll. Ein Minister wird nur noch beurtheilt nach den Thaten, die er im hellen Lichte des Tages vollbringt. Mißverständnisse und Verdächtigungen zerrinnen wie Nebel vor der neuen Sonne des öffentlichen Lebens. Das klare Auge des Volkes durchschaut mich, ich will ihm den gleichen klaren Blick des reinen Herzens entgegenbringen. Von heute gehöre ich nicht mehr mir selber, ich gehöre ganz meinem Volke!"

Zehntes Kapitel.

Der dirigirende Staatsminister wartete auf Antwort aus der Fledergasse. Er wartete um so gespannter, da er nach Empfang derselben dem Oberförster die befriedigendste Erklärung seines zweideutigen Benehmens geben konnte.

Jetzt kam der Bediente und überbrachte einen Brief. Die Adresse zeigte sehr kräftige Schriftzüge, hastig erbrach ihn Gärtner: — er enthielt die Meldung des Bürgermeisters, daß in der obern Stadt ein bedrohlicher Krawall ausgebrochen sei.

Vorgestern Nacht waren mehrere Ruhestörer eingesteckt worden, weil sie dem Hofmarschall die Fenster eingeworfen hatten. Unter den Verhafteten befanden sich die zwei Präsidenten des Communisten-Vereins „Mondschein“, ein verkommener Schuster und ein Literat. Ihre Freunde zogen in hellen Haufen vor das Gefängniß und forderten Freilassung der Gefangenen. Eben ertönte Trommelschlag; die Bürgerwehr rückte aus.

So fieberhaft jagten sich damals die Ereignisse,

daß selbst der ungeduldigste Minister nicht einmal recht ins Fieber des Wartens kommen konnte.

Nach einer Viertelstunde wurde ein zweiter Brief gebracht. Auch er stammte schwerlich aus der Fledergasse, die Adresse war mit Bleistift geschrieben, die Buchstaben noch kräftiger als beim ersten. Der Bürgerwehr-Oberst, Lederhändler Schlehbach, meldete, daß ein Theil der Bürgerwehr sich weigere, gegen die Tumultuanten einzuschreiten, der andere Theil bedrohe die widerspenstigen Kameraden, darum sei Gefahr vorhanden, daß die Bürgerwehr untereinander in Kampf gerathe.

Rasch entschlossen eilte Gärtner selbst ins Rathhaus. Er trat auf den Balkon, um die tobende Masse zur Ruhe, die Wehrleute zur Pflicht zu ermahnen. Er rechnete auf den Zauber seiner Rede, er gedachte der Märztage, wo er viel schlimmere Stürme beschworen hatte. Allein er täuschte sich bitter! Pfeifen und Zischen empfing ihn, er konnte nicht zu Worte kommen, und als er dennoch beharrlich winkte und rief, begannen Steine zu fliegen. Er mußte sich zurückziehen.

Mit Schrecken erkannte er, daß seine Populari-

tät gebrochen sei. Er hätte es längst aus hundert Anzeichen merken können. Aber von oben nach unten sieht man viel ungenauer als von unten nach oben.

Man ließ die Bürgerwehr abmarschiren und bot die ganze Polizeimannschaft und Gensdarmerie auf, um wenigstens die beiden Schildwachen zu befreien, welche, von der heranwogenden Menge eingeschlossen und fast erdrückt, Gewehr bei Fuß, vor dem Gefängnißthore standen und sich nicht rühren konnten oder wollten. — Es mißlang.

Da kam ein dritter Brief, — Adresse mit mädchenhafter Handschrift! Ein Oelblatt aus der Fledergasse durch diesen Sturm aufs Rathaus gewirbelt? Ach nein! der Brief war von einem Lieutenant, dem Ordonnanzoffizier des Fürsten, welcher den Minister augenblicklich aufs Schloß entbot.

Gärtner fand dort Seine Durchlaucht bereits in Berathung mit dem General der fürstlichen Truppen — (diese bestanden zwar nur aus einem Infanterieregiment, hatten aber doch einen General).

Der General wollte sofort feuern lassen, um die

Schildwachen zu befreien, der Fürst war unschlüssig, der Minister schlug nun Mittel der Milde vor, als ein Lakei, der am Fenster stand, plötzlich ausrief: „Die Gefangenen sind befreit! Da tragen sie eben den Schuster auf den Schultern über den Schloßplatz wie den Masaniello in der Stummen von Portici!“

Das Citat aus der „Stummen“ entschied. Tief erschrocken gab der Fürst dem Vorschlage des Generals recht, tief bewegt im schwersten Seelenkampfe fügte sich auch Gärtner.

Doch ließ er sichs nicht nehmen, noch einmal Frieden gebietend, unter das Volk zu treten. Vergebens!

Die Aufruhrakte wurden verlesen; — die Soldaten feuerten; — in kurzer Frist waren die Straßen gesäubert; — zwei Todte und zehn Verwundete lagen auf dem Pflaster. Die Stadt war ruhig.

Am Abende desselben Tages schrieb der Minister wieder einen Brief, der aus lauter Hauptsätzen bestand, aber keiner fing diesmal mit „Ich“ an: es war das Gesuch an den Fürsten, ihn seines Ministeramtes zu entheben.

Bei der Uebernahme des Portefeuilles hatte er sich gelobt, daß er immer nur durch Güte und Vernunft die Leidenschaft des Volkes zügeln wolle. Heute war er ausgepfiffen worden, als er dies versuchte, und die Antwort darauf war das Pfeifen der Flintenkugeln gewesen. Sich selber treu mußte er abtreten, und der Fürst genehmigte seine Entlassung. Man bot ihm nachgehends einen diplomatischen Posten; er dankte für denselben wie für jedes fernere Staatsamt und ward wieder, was er gewesen, Advokat mit spärlicher Praxis.

An sich selbst verzweifelnd, an der Zeit und am Volke, mußte er leider auch an seiner Liebe verzweifeln. Die Frist der Antwort für seinen Brief war abgelaufen. Da er während derselben gar keine Zeit gehabt hatte zum Warten, so übte er sich nachgehends noch etliche Tage in dieser freien Kunst. Allein es kam keine Antwort aus der Fledergasse.

Das Mädchen hatte also die von ihm selber vorgeschlagene Form gewählt, durch Schweigen Nein zu sagen.

Elftes Kapitel.

. Die Stadt war äußerlich ruhig nach der Besiegung des Aufruhrs, aber in den Gemüthern gährte es um so heftiger. Zunächst bewegte die Ministerkrisis alle politischen Köpfe, und wer überhaupt einen Kopf hatte, der hatte damals einen politischen.

Ueber Gärtners Sturz trauerten nur wenige. Die Konservativen weissagten aus dem jähen Fall des Märzministers die dauernde Rückkehr der alten Zustände, die Radikalen einen Rückschlag, welcher rasch zu neuen, gründlicheren Revolutionen führen würde; die Liberalen waren froh, daß sie der pedantische Gerechtigkeitssinn und die unberechenbare Politik ihres früheren Parteigenossen nicht mehr störte, sie wollten und hofften einen Minister, der schlechthin herrschte, indem er sich von ihnen schlechthin beherrschen ließ. Alle Welt glaubte, sämmtliche geheime Schliche des gefallenen Ministers zu kennen, aber kein Mensch wußte, daß er verliebt gewesen, — das Mädchen in der Fledergasse vielleicht ausgenommen.

Inzwischen mußte etwas geschehen von Seiten sämmtlicher Parteien, damit der nöthige Druck nach oben geübt werde betreffs der Wahl des neuen Ministers, der vorerst noch nirgends zu finden war.

Das unvermeidliche erste Mittel dieses Druckes war eine Volksversammlung, und im Sturm der Gefühle beschloß man eine Versammlung allen Volkes ohne Unterschied der Farbe. Die alten Parteien galten nicht mehr, neue mußten sich abklären, und das geschah am besten, wenn alle miteinander und durcheinander redeten. Die vorläufige Tagesordnung war sehr einfach. Man wollte die Fehlgriffe, Sünden und Schwächen des gestürzten Ministeriums bis aufs Kleinste bloslegen, um aus dieser vernichtenden Kritik sodann den Plan einer wahrhaft gesunden Staatskunst zu entwickeln. Wer recht genau weiß, was er nicht will, der weiß darum freilich noch nicht immer genau, was er will. Aber gleichviel! Zuerst ein unerbittliches Todtengericht, dann Erweckung eines neuen Lebens!

In der „Sängerhalle“ wurde die Volksversammlung abgehalten, allein obgleich der größte Saal der Stadt, vermochte sie doch nicht entfernt die Menschen

zu fassen, welche sich herandrängten. Bis weit hinaus auf die Straße standen die Leute Kopf an Kopf, und wenn sie dort auch von den Reden nichts hören konnten, so hörten sie doch die Beifallssalven und pflanzten sie fort wie ein rollendes Rottenfeuer. Ueberdies spielte ein Musikkorps zwischendurch Freiheitslieder, die man dann außen in etwas kanonisch verschobenem Zeitmaße nachsang.

Vier Redner hatten bereits in vernichtenden Worten allen Verrath des Ministeriums Gärtner enthüllt, und da kein Widerspruch erfolgt war, so konnte jetzt die Frage seines Nachfolgers erörtert werden.

Da erschien — wie ein Gespenst aus dem Grabe — Rudolph Gärtner selber auf der Rednerbühne.

Einen Augenblick lagerte schweigendes Staunen über den Massen, dann erhob sich ein Geflüster, welches immer lauter anschwoll, zuletzt ein Sturm des Unwillens! Mehrere Stimmen riefen: „herunter!“ und nun folgte ein allgemeines Schreien, Heulen und Pfeifen, zwischendurch vergebliche Rufe „zur Ruhe!“ Der Höllenlärm dauerte wohl zehn Minuten.

Gärtner stand inzwischen fest wie eine Statue auf der Tribüne, kein Zucken war in seinen bleichen Mienen sichtbar; die Menge mußte des Schreiens doch endlich müde werden, und er wartete ruhig, bis sie sich ausgeschrieen.

Die felsenfeste Ruhe wirkte: — es wurde still.

Nun aber begann er mit keiner Rede, — die hätte man doch nicht angehört — sondern wandte sich mit abgerissenen Fragen an die Versammelten.

Er fragte, ob sie nicht alle das schändliche Verfahren der früheren Kabinetjustiz verdammten? — „Allerdings!“ — Ob nicht ein besonderer Greuel jener Justiz gewesen sei, daß man Angeklagte ungehört verurtheilt habe? — „Gewiß!“ — Ob sie nicht so eben wider Willen in denselben Fehler verfallen seien? — Hier theilte sich die Antwort in Ja und Nein, aber das Ja behielt zuletzt den Sieg. — Ob sie ihn anhören wollten? Stürmisches „Ja!“

Und so fuhr er fort, einen sokratischen Dialog mit der erhitzten Menge zu führen und zwang die Widerstrebenden, daß sie seiner Verteidigung Schritt für Schritt folgten. In den schlichten Worten des ruhigen Gewissens legte er den ganzen Gang seiner

Politik dar, indem er immer wieder Fragen dazwischen warf, welche man schlechterdings bejahen mußte. Denn zum Anhören eines Monologs eines mißliebigen Mannes hat die Menge keine Minute Geduld, darf sie aber mitsprechen, dann folgt sie stundenlang.

Nur die eine Frage stellte Gärtner nicht: ob es ein Entschuldigungsgrund für die Schwächen eines Ministers wäre, wenn er zum ersten Male Minister und zum ersten Male verliebt gewesen sei? Man hätte vermuthlich auch mit „Ja" geantwortet.

Kurz und gut, je länger Gärtner sprach, um so kräftiger wuchsen die beifälligen Zurufe, und als er seine Vertheidigung geendet, erscholl ein donnerndes Hoch auf den muthigen Mann, und die Musik schmetterte drein mit Pauken und Trompeten.

Die verbissensten Gegner mußten zwar schweigen, aber sie gaben darum ihre Sache noch lange nicht verloren: zur Antwort auf den Tusch begehrten sie, daß das Orchester die Marsellaise anstimme, gleichsam als Zwischenspiel, welches zur anfänglichen Tonart zurückführe. Andere widersprachen: das Lied schicke sich nicht für deutsche Männer. Und eh'

man sich's versah, wogte wilder Streit durch den Saal über die Marsellaise. Da nun der Vorsitzende, ein deutscher Patriot, sich weder durch seine Glocke noch durch seine Stimme Gehör verschaffen konnte, so befahl er den Musikern, Arndts „Deutsches Vaterland" zu blasen; er hoffte, daß die wohlbekannten Klänge die Streitenden zum Mitsingen fortreißen würden, und wenn man singt, kann man sich nicht zanken.

Die Meisten aber, welche die Marsellaise begehrten, kannten und konnten das Lied gar nicht ordentlich, glaubten bei den ersten Takten, dies sei die Marseillaise und sangen tapfer „allons enfants de la patrie", während die Andern nach des Deutschen Vaterland fragten, merkten dann aber schon bei der zweiten Zeile, daß sie überlistet waren und sich lächerlich gemacht hatten.

Darüber brach nun ein Sturm des Unwillens los, wogegen die vorhergegangenen Stürme nur ein Säuseln gewesen. Man schrie nach dem frechen Frevler, der das Volk verspotte, einige drohten den Vorsitzenden zu mißhandeln, die meisten aber suchten wüthend nach Gärtner, als dem ersten Anstifter

alles Haders in der brüderlichen Versammlung, und diese Versammlung und diese Verfolgungsrufe wälzten sich hinaus zu der Menge, die das Haus umringte und nun erst vernommen hatte, daß der Exminister drinnen zu reden gewagt. Sie glaubte, jetzt sei der Augenblick der Volksrache an dem Verräther gekommen.

Gärtner war inzwischen glücklich aus dem Saale entschlüpft, wurde jedoch auf der Straße erkannt und mit Schimpfreden und Thätlichkeiten angegriffen. Leute, die aus der Halle kamen, traten dazwischen, wehrten dem Unfug und riefen, der Mann sei unschuldig. Die andern wollten sich ihr Opfer nicht entreißen lassen, und so entspann sich ein neuer Kampf. Während man sich drinnen um die Marsellaise und das Deutsche Vaterland schlug, raufte man sich außen um den vernichteten Exminister und wiedergeborenen Volksmann. Dieser gewann dadurch auf einen Augenblick Luft, daß er mit Hinterlassung seines linken Rockflügels und nur von wenigen verfolgt, sich flüchten konnte.

In einer engen Seitengasse glaubte er sich bereits in Sicherheit, da ihm nur noch etliche Straßen-

jungen auf den Fersen waren, als er von der andern Seite eine starke Schaar entgegenkommen sah, die unter Verwünschungen seinen Namen brüllte.

Schnell sprang er in eine offene Hausthüre, schlug sie hinter sich ins Schloß, brach dann aber mit dem Rufe: „Rettet mich!“ in dem dämmerigen Hausgang besinnungslos zusammen.

Als er nach wenigen Augenblicken wieder zu sich kam, stand ein Mädchen vor ihm, welches ihm besorgt den Arm bot, um ihn ins Zimmer zu führen.

Fast wären ihm zum zweitenmal die Sinne geschwunden: das Mädchen war Hedwig; er war in das Haus Fledergasse Nr. 15 geflüchtet!

Zwölftes Kapitel.

Im Zimmer stand der Oberförster: er hatte am Fenster ausgespäht und bat Gärtner, sich zu beruhigen, seine Verfolger seien weitergezogen, sie hätten nicht bemerkt, daß er ins Haus geschlüpft sei, und übrigens wolle er schon sorgen, daß ihm hier niemand etwas zu Leid thue.

Gärtner setzte sich auf einen Stuhl, um wieder Kraft zu gewinnen und seine Gedanken zu sammeln. Dann aber galt sein erstes Wort dem Oberförster: „Sie hatten mich unlängst in Verdacht, daß ich unredlich und zweideutig an Ihnen gehandelt, und ich konnte mich damals nicht rechtfertigen; jetzt kann ich's. Erstlich bin ich kein Minister mehr, — und zweitens wird Ihnen Ihre Tochter meinen Brief mitgetheilt haben."

„Welchen Brief?" fragte der Alte, und die Tochter rief erstaunt, daß sie den Mann gar nicht kenne und nichts von einem Briefe wisse. Der Oberförster aber belehrte sie: „Dieser Herr ist ja Herr Gärtner, unser Märzminister!"

Gärtner erhob sich lächelnd, — sein Rock hing beschmutzt und in Fetzen am Leibe, sein Hut war zerdrückt, sein Gesicht todtenblaß, das Haar wild verworren; — er sah wahrhaftig keinem Minister ähnlich.

In herzgewinnend bescheidenem gutmüthigen Tone sprach er: „Sie haben mich allerdings schon früher kennen gelernt, mein Fräulein, aber damals kamen Sie in den Platzregen, und gegenwärtig komme ich

aus der Traufe. Sie mögen mich wohl vergessen haben. Doch ich vergaß Sie nicht."

Dann blickte er sich um im Zimmer nnd sein Auge ruhte auf der Fensternische, die er nun dennoch einmal von innen sah. Er fuhr fort: „Ich hatte mir so oft und schön ausgemalt, wie ich in dieser Stube erscheinen wollte; aber ich hatte mir die Sache ganz anders gedacht, als sie nunmehr gekommen ist. Mein Fräulein, Sie wissen jetzt, wer ich bin; Sie wissen auch, was ich wollte. Sie haben durch Ihr Schweigen eine für mich zwar bittere Antwort, aber ohne Zweifel die richtige Antwort auf meinen Brief gegeben. Ich will nicht weiter davon reden."

Nun wußte der Alte wieder nicht, was dies bedeute, dafür fand dann jetzt die Tochter das rechte Wort: „Also wäre der mit Ihrem Namen unterzeichnete Brief nicht vom Assessor Baum, er wäre wirklich von Ihnen gewesen?"

Diese Frage war wiederum dem Exminister zu rund. Man fragte überhaupt noch eine Weile her- über und hinüber, bis sich endlich folgende Lösung des Räthsels ergab:

Hedwig hatte am Tage vor dem Empfange des Briefes dem Assessor rundweg erklärt, daß er sie trotz seines Anstellungsdekrets und trotz aller Wünsche ihres Vaters unglücklich mache durch seine Anträge. Dieser, ein unzarter Mensch, obgleich mit lauter ersten Noten, war im Zorn von ihr gegangen und hatte ihr Eitelkeit und Hoffart vorgeworfen, sie sei überall zu vornehm für ihre Armuth, immer hoch hinaus und möchte am Ende gar gleich einen Ministers haben. Das war so unter vier Augen gesprochen worden. Des andern Tages wollte der Vater die Tochter wieder beschwichtigen. Da kam der Brief. Das verständige Mädchen vermochte doch nicht zu glauben, daß ihr ein wirklicher dirigirender Staatsminister, den sie gar nicht kannte, wirklich einen solchen Brief schreiben könne. Sie vermeinte vielmehr mit ihrem Vater, in den Schriftzügen die schlecht verstellte Hand ihres abgewiesenen Bewerbers zu erkennen nnd hielt den Brief, eingedenk der letzten Worte Baums, für ein unfeines Pasquil, welches, falls sie antwortete, zugleich eine höchst boshaft gelegte Schlinge sei. Statt ihrer beantwortete darum der Vater das Schreiben, indem er dem Assessor ein

für allemal sein Haus verbot, und zwar in Worten, die für den armen Teufel ebenso beleidigend als dunkel waren.

Der Brief war also doch beantwortet worden, nur war die Antwort an den unrechten Mann gekommen. Gärtner athmete auf: vielleicht konnte ja dann auch das Schweigen an den unrechten Mann gekommen sein?

Aber nun mußte er natürlich auch die Geschichte erzählen, welche er im Briefe verheißen hatte. Er erzählte ganz offenherzig, wie es ihm mit dem schönen Bilde daheim und dem noch schöneren Bilde in der Fledergasse ergangen sei, Zug um Zug, so kindlich naiv, daß der Alte hellauf lachen mußte und Hedwig unter Lächeln sehr nachdenklich wurde.

Und zuletzt schloß der Oberförster mit dem Bekenntniß, daß er den ehemaligen Märzminister wieder für einen grundehrlichen Mann halte, er habe sich übrigens schon theilweise zu diesem Glauben bekehrt, als derselbe sein Portefeuille so überaus geschwind und tapfer abzugeben verstanden, und das thäten ihm wohl wenige Minister nach.

Es war ganz still und dunkel auf den Straßen

geworden; Gärtner konnte ungefährdet nach Hause gehen. Er bat sich beim Abschied nur die Erlaubniß aus, morgen wiederkommen zu dürfen, um mit gekämmtem Haar, in unzerrissenem Rocke und mit unzerdrücktem Hut einen ganz förmlichen Dankbesuch für die Rettung zu machen. Die Erlaubniß wurde gewährt.

Des andern Tages begegnete Rebdorf seinem Freunde Gärtner, wie er etwas verstohlen durch die Straßen schlich. Sein Rock war auffallend neu, sein Hut auffallend glänzend, sein Gesicht ganz auffallend verklärt. Rebdorf trat herzu, um den Freund zu trösten wegen des gestrigen Mißgeschicks. Allein Gärtner schien gar nicht besonders trostbedürftig. Er nannte den gestrigen Tag den schönsten seines Lebens.

Sein Freund meinte, in der Sängerhalle habe er allerdings einen größeren Sieg als Volksredner errungen, wie je zuvor, aber die mehr dramatische Scene hinterdrein auf der Straße sei doch etwas ärgerlich gewesen. Man erzähle sich ja, er sei mit Schimpfreden und Drohungen, sogar mit Steinwürfen bis in die Fledergasse verfolgt worden.

„Das war ja gerade die Krone des Tages!“ rief Gärtner. „Sieh, lieber Freund, ich habe als Minister alles vermocht, Alles ist mir gelungen, nur Eines nicht: niemals gelang es mir, einen Besuch Fledergasse Nr. 15 zu machen. Gestern habe ich auch dies erreicht! Von unsichtbaren Händen bin ich in das Haus hineingeschleudert worden.“

Rebdorf fand gar keinen Sinn in diesen Worten.

Darum erläuterte Gärtner: „Politik und Liebe! Wir werden dort denselben Weg gehen, den ich hier gegangen bin. Wir lieben die Freiheit, wir schwärmen wie Liebende für die deutsche Einheit, im Grunde ist das aber ein und dieselbe Person, wir laufen ihr nach auf allen Gassen, aber wir kennen sie noch gar nicht ordentlich, es ist ja vorerst nur das Schattengebilde unserer eigenen Phantasie, dem wir nachlaufen. Wir werden sie kennen lernen und dann beginnt erst die wahre Liebe. Allein das geht nicht so sanft: wir müssen hineingeschleudert werden von unsichtbaren Händen, wie ich in die Fledergasse!“

Nun verstand der Freund erst recht gar nichts. Er hatte gehört, daß Gärtner gestern zwei Hiebe

über den Kopf erhalten habe, er fürchtete eine Gehirnerschütterung.

Besorgt schlich er darum dem Freunde nach, und richtig, der Unglückliche mit seiner fixen Idee verschwand Fledergasse Nr. 15!

Doch schon nach kurzer Frist löste sich ihm das Räthsel.

In einem Vierteljahre war Hochzeit in der Fledergasse, und als Rebdorf den Trinkspruch auf das neue Paar ausbrachte, stellte er sich mitten in den Flachbogen des Fensters, durch welches gerade ein Sonnenstrahl fiel und sprach:

„Unser Freund Gärtner war vor dem Volke ein Mann, im Ministerium ein Jüngling, in der Liebe ein Kind: er wird ein unvergleichlicher Ehegatte werden!“

Rheingauer Deutsch.

(1874.)

Erstes Kapitel.

Von 1708 auf neun war der kalte Winter, der kälteste des Jahrhunderts. Tausend Menschen gingen elend zu Grunde, die Vögel fielen todt aus der Luft, das Wild erfror im Walde, durch lange Wochen konnte man bei Mainz mit vierspännigen Frachtwagen über den Rhein fahren. Dann brachte plötzliches Thauwetter den verwüstenden Eisgang, ein voreiliger Frühling lockte die Knospen und Blätter aus den Bäumen, allein der laue Südwest wurde im Mai wieder durch eisigen Nordsturm zurückgeschlagen, das grünende Laubholz erfror, und noch im Juni und Juli sah man auf weite Strecken den Buchenwald braun mit verdorrten Blättern, zwischen denen sich kümmerlich die neuen Keime hervordrängten.

Armuth und Elend herrschten überall in Deutschland und Frankreich. Dennoch waren viele Leute

dieses Jammers im Stillen froh; denn sie dachten, wenn Gott die Menschen so schwer züchtige, dann würden sie wenigstens für dieses Jahr Vernunft annehmen und nicht fortfahren sich freventlich untereinander todtzuschlagen, die kargen Saaten zu zertreten und Dörfer und Städte niederzubrennen. Man hoffte, die Noth werde Friede gebieten, nach welchem vorab die deutschen Reichslande seufzten.

So dachten die Bauern, aber die Könige dachten nicht so. Ludwig XIV. konnte die Niederlagen nicht verschmerzen, welche ihm Eugen und Marlborough in den letzten Jahren beigebracht, und die Friedensbedingungen seiner verbündeten Gegner trieben ihn zur Verzweiflung. Im Haag verhandelten die Diplomaten den Frieden, aber von Versailles aus rüstete man den Krieg, und ehe die Deutschen sich's versahen, rückten 45,000 Franzosen an den Oberrhein. Dies geschah im Juni: der deutsche Reichstag war damals gerade bis zu dem Beschluß gekommen, daß die älteren Reichsbeschlüsse betreffs der Kriegsanstalten erneuert werden sollten. Im Juli ging der französische Marschall Harcourt über den Rhein und plünderte das Kinzigthal. Die

Reichsstände beriethen noch immer. Anfangs August stand endlich eine schwache Reichsarmee in der Pfalz „mit einigen Kriegsbedürfnissen ausgerüstet", allein der Oberbefehlshaber ließ noch etliche Tage auf sich warten, so daß die Deutschen genau zwei Monate nach dem Aufmarsch der Franzosen denselben schlagfertig — aber um ein Drittel schwächer! — gegenübertraten.

Für die meisten deutschen Reichsstände lag ja die Kampfbühne des Oberrheins so viele Meilen entfernt, da konnten sie also einstweilen ruhig zusehen, ob sich die „Kriegsvölker" an den Weißenburger Linien schlagen würden oder vielleicht erst bei Mainz oder Koblenz oder sonstwo dort hinten.

„Erschallt in der Nachbarschaft Feuerruf, dann dreht man sich im Bette um und fühlt mit der Hand, ob die Wand schon warm wird; ist sie noch kalt, dann schläft man ruhig weiter;" — so sagte der Schultheiß Anton Kayser von Rauenthal, und dachte dabei an die Fürsten und Herren, welche im Anfang Juli des Jahres 1709 in dem benachbarten Schlangenbad noch ganz vergnüglich badeten, schwelgten und schwärmten. Schlangenbad und Rauenthal

liegen an den Pforten des Rheingaues und also war der Krieg noch volle dreißig Stunden Wegs von dort entfernt.

Dieser Schultheiß, ein merkwürdiger Mann und weit und breit bekannt, weil er gleich schlagfertig war mit dem Worte wie mit der Faust, ging am Nachmittage des 12. Juli in die Weinberge seiner Gemarkung. Da sah er einen fremden Menschen, welcher in einen Wingert stieg, und sich dort von einem Kirschbäumchen eine Gerte schnitt um seinen kleinen Hund zu strafen, der offenbar schlechten Appell gezeigt hatte.

Der Schultheiß schlich sich ganz sachte seitwärts heran, bis er so nahe gekommen war, daß ihm der Baumfrevler nicht mehr entwischen konnte; dann trat er mit rascher Wendung vor denselben und rief: „Heda! Landsmann!“

„Ich bin Euer Landsmann nicht“, entgegnete kaltblütig der Fremde.

„Es ist auch nur so eine Redensart. Wäret Ihr kein Fremder, sondern ein Hiesiger, so wüßtet Ihr, daß ich Euch pfänden müßte.“

Statt aller Antwort prüfte der Fremde die

Gerte und sie schien ihm zu dünn, denn er schnitt sich stracks einen zweiten stärkeren Zweig herunter.

Der Schultheiß legte ihm die Hand auf die Schulter und rief: „Jetzt pfände ich Euch wirklich. Ihr geht mit mir nach Rauenthal!“

„Die Hand hinweg!“ gebot der Fremde. „Ich bin der Deutschmeister!“

„Bei diesem Meister habe ich noch nicht arbeiten lassen. Ihr folgt mir!“

„Ich bin Pfalzgraf von Neuburg.“

„Da werdet Ihr wohl so ein Graf sein wie mein Gevatter dort unten im Bade, der verwaltet das kurfürstliche Badehaus, drum heißt er der Burggraf von Schlangenbad.“

„Hütet Euch mich anzutasten: ich bin ein Reichsfürst!“

„Hütet Euch mir Widerstand zu leisten: ich bin der Schultheiß von Rauenthal!“

Der Fremde lachte und brummte etwas von dummem Bauernkerl. Da schlug der Schultheiß, in seiner Ehre als gebildeter Rheingauer gekränkt, plötzlich einen ganz andern Ton an und sprudelte mit ungeheurer Geläufigkeit die Sätze heraus: „Es gibt

auch Leute die keine Bauern und doch so dumm sind, daß sie nicht einmal Spott verstehen. Ich bin nicht hinter der Kuhheerde aufgewachsen. Meint Ihr, ich wisse nicht, was quousque tandem Catilina heißt? Meint Ihr, ich wisse nicht, daß Seine hochfürstliche Durchlaucht der Herr Hoch- und Deutschmeister, zur Zeit aus dem pfalzgräflichen Hause Neuburg, in Mergentheim residirt und nach den drei geistlichen Kurfürsten der vornehmste geistliche Fürst des Reiches ist? — Unterbrecht mich nicht! — Ich weiß auch recht gut, daß der hohe Herr gegenwärtig da drunten im Bärstadter Bade sitzt, welches man neumodischer Weise das Schlangenbad nennt. Ich habe ihn ausfahren sehen, vierspännig, einen Läufer voran, Lakeien vorn und hinten, und seinen Oberststallmeister zur linken Seite, der selbst von Adel ist. So ein Herr sieht ganz anders aus wie Ihr und läuft nicht allein in den Weinbergen herum."

Der Fremde lächelte über diese ungeahnte Weisheit. „Und was würdet Ihr sagen, wenn ich nun dennoch der Deutschmeister wäre?"

„Was ich sagen würde? Ich spräche in aller Höflichkeit: Hochfürstliche Durchlaucht! Statt im

Schlangenwasser zu baden, um eine weiße Haut zu kriegen wie die Frauenzimmer, thätet Ihr gescheidter zu Pferde zu steigen und all Eure Ritter aufsitzen zu lassen, falls sie vor Fett noch ordentlich reiten können, und nach den Weißenburger Linien zu reiten oder nach Etlingen oder Kehl, wo es jetzt etwas Ritterliches zu thun gibt; oder noch besser, Durchlauchtiger Herr, Ihr ginget zum Kurfürsten von Hannover dem Generalissimus und ersuchtet ihn, seinen Abzug in's Hauptquartier zu beschleunigen; oder am besten, gnädigster Herr Pfalzgraf!" — er machte bei diesen Anreden jedesmal einen spöttischen Diener gegen den Fremden — „Ihr griffet in Euern Ordensschatz, den andern Fürsten und Ritterschaften zum Exempel und verhülfet der Reichskriegskasse ein wenig zu Geld, denn das fehlt dem Reich am meisten, wie wir singen:

Es schickt Soldaten in das Feld
Ohne Brod und ohne Geld.

Dies und vieles andere würde ich ungefähr dem Deutschmeister sagen, aber ohne alle Grobheit."

Der Fremde rümpfte die Nase und rief: „Will das Bauernvolk heutzutage hoch hinaus! Wißt Ihr

gar schon, daß wir Krieg haben, und kein Geld in der Reichs-Operations-Kasse, und rechnet den Fürsten vor, wie sie ihre Zeit verwenden sollen!“

„Weil wir den badenden Durchlauchten das Bad bezahlen müssen, wenn der Franzose hierher kommt. Uebrigens sind wir Rheingauer keine Bauern, sondern Winzer, wir sind freie Leute, wenn auch Kurmainz unterthan, und haben unser Bürgerrecht so gut wie die Frankfurter und Kölner. Und wir Rauenthaler sind nicht die schlechtesten im Rheingau, und ich bin der Schultheiß von Rauenthal!“

Sie waren inzwischen aus dem Weinberg getreten. Der Fremde, ein großer Mann, ging langsamen Schrittes, der Schultheiß, klein, doch stark gebaut, eilte vorwärts, hielt aber dann immer wieder zurück, damit ihm der Baumfrevler nicht auskomme.

„Wie lange wollt Ihr noch mit mir gehn?“ fragte dieser endlich.

„Ihr gehet ja mit mir!“ entgegnete der Schultheiß.

„Wollt Ihr mich etwa zwingen?“ rief der Andere finster und schlug an seinen Hirschfänger.

Der Schultheiß erhob seinen Stock. „Rühret

das Messer nicht an! Ein Pfiff, und ich habe Hülfe genug; die Weinberge stecken voll Rauenthaler" — „wenn's wahr wäre!" ergänzte er leise. Denn er mußte seine Gedanken immer aussprechen, sei es nach außen oder nach innen.

Jetzt gelangten sie in's freie Feld, wo der Weg links nach Schlangenbad, geradaus nach Rauenthal abzweigte. Der Fremde wandte sich links, aber der Schultheiß fiel ihm in den Arm und zog ihn derb auf den Rauenthaler Weg. Entrüstet griff Jener nach seiner Waffe, doch im Nu sprang der Schultheiß drei Schritt zurück, holte mit seinem Stocke weit aus, hieb dem Fremden über den Arm und entwand ihm den Hirschfänger.

„Infamer Kerl!" rief dieser. „Gib mir die Waffe wieder! Es war nur Spaß, nur etwas flache Klinge für Deine Unverschämtheit."

„Ich habe auch nur im Spaß geschlagen: wenn ich scharf dreinfahre, dann sitzt der Hieb ganz anders. Es war auch nur für die Unverschämtheit. Ihr folgt mir nach Rauenthal."

Der Fremde wußte nicht, ob er sich schämen, ob er zürnen oder lachen solle, widerstreben oder

folgen. Wie ein paar Kampfhähne standen sich Beide eine Weile beobachtend gegenüber; der kleine Hund mitten inne, knurrend und bellend, fuhr dem Schult=heiß gegen die Waden.

Da sah sich die seltsame Gruppe mit einem=male von einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen umringt; sie waren unbemerkt den Schlangenbader Weg heraufgekommen und begrüßten den Arrestanten des Schultheißen, staunend und lächelnd, mit tiefen Bücklingen, sie redeten ihn mit „Durchlaucht" an und bei den weiteren Begrüßungen und Anreden flogen die „Prinzen", „Grafen" und „Gräfinnen" nur so herüber und hinüber, und der unterste von der Gesellschaft schien ein Baron zu sein.

Dem Schultheiß schlug das Wort „Durchlaucht" wie ein Blitzstrahl durch den ganzen Leib: also war das doch der Deutschmeister, den er hatte pfänden wollen! Er stand, wie er nachher sagte, ganz „verdattert" und vermochte es gar nicht zu fassen, daß ein Mensch im Wagen und mit Bedienten so ganz anders aussehen könne als zu Fuß und ohne Dienerschaft.

Die Freunde, welche den Deutschmeister aus

seiner wunderlichen Lage befreiten, waren lauter Badegäste: der junge Fürst von Taxis, Prinz Friedrich von Mecklenburg, Graf Bernhard von Solms-Braunfels mit Damen und Gefolge, der Geringeren gar nicht zu gedenken. Von öfterem herzlichem Lachen unterbrochen, erzählte ihnen der entwaffnete Pfalzgraf sein Abenteuer mit dem Schultheißen, während zwei Lakeien den armen Teufel bei Seite schoben und ihm die blanke Waffe wieder abnahmen. Er ließ aber alles willenlos geschehen, denn Hören und Sehen war ihm vergangen, und es war ihm die ganze Zeit, als träume er und ringe mit dem Aufwachen.

Da vernahm er plötzlich wie der Deutschmeister die Worte „Flegel“ und „Lümmel“ im Text seiner Erzählung kraftvoll betonte, und er wachte auf, wie ein Nachtwandler, der sich beim Namen rufen hört, und als er nun gar noch das Wort „Bauernübermuth“ deutlich verstand, da kam er wieder ganz zu sich selber, und gleich als wolle er den Deutschmeister zum zweitenmal packen, sprang er auf; aber die Bedienten rissen ihn zurück.

„Ich muß mich aussprechen!“ rief er. „Ich

bin grob gewesen, aber ich habe doch recht gehabt und bin leider nur an den Unrechten gekommen. Ich bin der Schultheiß von Rauenthal."

Allein er ward von festen Armen zurückgehalten, und die Herrschaften gingen lachend ihres Weges, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. So blieb denn zuletzt auch ihm nichts übrig als dem Bedeuten der beiden Diener zu folgen und gleichfalls seines Weges zu gehn, fast erstickend an der verhaltenen Aussprache.

Da winkte ihm aber einer dieser Leute, welcher geflissentlich ein wenig zurückgeblieben war, — der Leiblakei des Deutschmeisters.

„Herr Schultheiß", sprach er leise, scheu umherblickend, „Ihr habt Euch eine schöne Suppe eingebrockt!"

„Und was werde ich denn kriegen?" flüsterte der sonst so laute Mann.

„Das will ich Euch sagen: mein gnädiger Herr wird sofort eine reitende Stafette an Euern Kurfürsten nach Mainz schicken und dann werdet Ihr abgesetzt und eingesperrt und könnt das Weitere abwarten."

„Das wird nicht geschehen!“ rief der Schultheiß mit mächtiger Stimme, und er war wieder ganz der Alte. „Heute Abend noch gehe ich hinunter in's Bad und nehme eine Audienz bei Euerm Herrn. Recht muß Recht bleiben! Wenn ich mich nur erst einmal gründlich aussprechen kann, dann wird ihm alles klar werden. Er ist ein Fremder und hat vorhin mein rheingauer Deutsch nicht verstanden.“

„Man wird Euch nicht vorlassen,“ entgegnete der Lakei sehr kaltblütig.

Der Schultheiß schlug sich vor die Stirn. Hatten ihn hier oben zwei handfeste Bediente vom Aussprechen abgehalten, so konnten ihn da unten allerdings sechs vor die Thüre werfen.

„Aber es ginge doch wohl,“ flüsterte dann der Leiblakei, nachdem er ihn eine Weile hatte zappeln lassen. „Ich könnte vielleicht eine Audienz einfädeln, nur müßte ich vorher die Sache genauer mit Euch berathen. Um acht Uhr bin ich dienstfrei, da komme ich in Euer Haus.“

Der Schultheiß war ganz glücklich über diese Aussicht; konnte er sich dann doch wenigstens zu-

nächst gegen den Lakeien aussprechen! Und er verhieß ihm einen Tropfen Rauenthaler Sechsundneunziger, wie er seiner Lebtage noch keinen getrunken haben werde.

Der Bediente eilte zu den Herrschaften zurück; der Schultheiß aber ging einigermaßen getröstet nach Hause und sprach, seinem Tröster nachblickend: „Heilige Muttergottes von Kiederich! Was doch die Herren für böse Leute sind, und was für gute Menschen sind die Bedienten!“

Zweites Kapitel.

Wenn ein Rheingauer seinem Gast die höchste Ehre erweisen will, so führt er ihn nicht obenhinauf in die Staatsstube, sondern hinunter in den Keller.

So machte es auch der Schultheiß mit dem Leiblakeien. In dem Keller lagen 60 Stückfaß Wein aus den besten Rheingauer Lagen, denn Rauenthal war damals ein Hauptplatz des Weinhandels und der Schultheiß nicht blos ein Winzer, sondern auch ein Weinhändler. Hätte er die 60 Stückfaß auf

den Rücken packen können, so würde er vielleicht für einige Zeit außer Landes gegangen sein, bis die Geschichte mit dem Deutschmeister verraucht gewesen wäre; allein so vielen und guten Wein kann man doch nicht im Stich lassen.

Er nahm eine Laterne mit in den Keller und einen Pack Lichtstümpfchen, falls die Sitzung länger dauern sollte, dazu einen Stechheber und einen Teller mit Schwarzbrod und Handkäse. Essen und Trinken ist zweierlei, und wer kunstgerecht trinken will, der darf nicht viel essen.

Unten angekommen fragte er zunächst den Gast um seinen Namen.

„Ich schreibe mich Ulrich Mottinger. Allein mein gnädiger Herr kam einmal auf den Einfall, mich Castor zu rufen und so heißt mich denn auch alle Welt Herr Castor. Das ist eigentlich ein Hundename. Ihr wißt vielleicht noch nicht, daß es vornehm ist, solche unsinnige Einfälle zu haben; man nennt dergleichen une fantaisie."

Der Schultheiß füllte zwei Gläser mit Erbacher Siebener, einem jungen Mittelwein, — so blos zur Einleitung — und wollte wissen, was der Deutsch-

meister heute noch über ihn gesprochen habe. Castor machte ihm die Hölle heiß; der Fürst sei bei Tafel immer noch vor Zorn ganz außer sich gewesen.

„Der Erbacher ist zu herb und hitzig," unterbrach ihn sein Wirth und hob zwei Gläser Markobrunner 1700er mit dem Heber aus dem Fasse, der war schon recht firn und trank sich beruhigender. „Und jetzt sagt mir Euren Plan, Herr Castor, wie ich vor dem gnädigen Herren zu einer Aussprache kommen soll."

Der Leiblakei berichtete nun, er habe das Ohr des Mundschenken, der Mundschenk das Ohr des Leibjägers, der Leibjäger das Ohr des Oberststallmeisters und dieser das Ohr des Fürsten. Morgen früh wolle er ihn beim Mundschenken einführen, dann könne er sich durch diesen hinaufsprechen zum Leibjäger, durch diesen zum Oberststallmeister und endlich durch den Oberststallmeister zum Fürsten. „Allein das ist des Aussprechens zu viel," meinte der Schultheiß, „denn bis ich mich zum Deutschmeister hinaufgesprochen habe, der sich dann auch noch gegen meinen Kurfürsten wird aussprechen müssen, sitze ich längst im Loch. Könnte man den Umweg nicht etwas abkürzen?"

„Umwege, lieber Freund," erwiderte Herr Castor lehrhaft, „führen in dieser Welt mehrentheils am kürzesten und sichersten zum Ziele. Ich nehme ein Beispiel aus dem Bereiche Eurer Anschauung. Wenn ich etwa von Schlangenbad zum Rheine gehen wollte und nähme meinen Weg nordwestwärts hinter dem Rabenkopf und Hirschsprung her nach Kiedrich und von dort südwestlich querfeldein nach Erbach, so wäre das wohl ein großer Umweg?"

„Ein ganz unsinniger Umweg," bejahte der Schultheiß. „Aber ich sehe nicht ab, wo Ihr da hinaus wollt, betreffs meiner Aussprache?"

„Das wird sich ganz zuletzt zeigen. Betrachten wir aber zunächst diesen Umweg noch etwas genauer." Und nun begann der Lakei seinen Wirth über aller=lei Stellen dieses Weges auszufragen, der ihm oben=hin bekannt zu sein schien, doch nicht vollkommen. Der Schultheiß gab ehrlich Bescheid. Da sich aber der Frager ganz in seinem Gleichniß des Umwegs nach Erbach verlor und gar nicht mehr auf den rechten Weg zu bringen war, nämlich auf den Weg zum Deutschmeister, so lupfte der ungeduldige Wirth den Spund eines neuen Fasses: „Winkler Neunund=

neunziger!“ rief er, „vom Fuße des Johannisbergs, geht im Handel für Johannisberger; man muß ihn mit Verstand trinken!“

Der neue Wein brachte auch ein neues Gespräch. Der Leiblakei ließ sich vom Schultheißen mit dem Weine einheizen, heizte diesem dafür nun aber um so stärker wiederum ein mit Schreckbildern von Zorn, Ungnade und Strafe seines Kurfürsten.

„Der Kurfürst darf auch nicht alles, was er will,“ entgegnete der Schultheiß trotzig. „Wir Rheingauer sind gefreite Leute und haben unser eigenes Landrecht. Aber freilich steht das mehr nur noch in der Chronik und das Herrenrecht gilt in der Wirklichkeit.“

„Wenn Ihr ein so gutes Recht habt,“ sagte der Lakei mit lauerndem Blicke, „dann solltet Ihr Euch auch darauf steifen; behandeln Euch die Fürsten schlecht, so zahlt ihnen mit gleicher Münze!“

„Oho!“ rief der Schultheiß staunend. „Aus welchem Tone sprecht Ihr da? Mir scheint, mein Wein ist Euch zu stark.“

„In der That zu stark!“ lallte der Diener und stellte sich angetrunkener, als er war. Das durch-

schaute der Schultheiß gar wohl, denn er hatte nicht blos eine Kennerzunge für die Weine, sondern auch einen Kennerblick für die Räusche. „Sollte der Bursche mich vielmehr ausspioniren und in's Verderben stürzen wollen statt mir zu helfen und zu rathen?“ Aber es schien ihm dann doch unmöglich, daß Einer so falsch sein könne zum Dank für so ächten Wein.

„Euer Wein ist zu stark! Kehren wir lieber zum Wasser zurück, das heißt in Gedanken, ich meine zum Rheine bei Erbach, und zu unserm Umweg.“ Und nun fragte Castor den Schultheiß aus, ob wohl Kähne genug in Erbach lägen, um die ganze vornehme Badegesellschaft, so etwa fünfzig Personen, an's linke Ufer überzusetzen. Der Schultheiß bemerkte, daß die Erbacher nur elende Dreiborde hätten, sogenannte Seelenverkäufer, ganz ungeeignet fürstliche Personen zu tragen, während eine kurze Strecke rheinaufwärts in Eltville zwei prächtige große Schiffe des Kurfürsten den Herren ohne Zweifel zur Verfügung ständen. Allein der Lakei kam immer wieder auf die Erbacher Dreiborde und ihre Zahl und meinte, es sei wohl ein unsinniger Einfall, wenn die

Herrschaften dort überführen, das sei übrigens nun einmal gerade wie mit dem Namen Castor — une fantaisie.

„Stellst Du Dich dumm," dachte der Schultheiß, „dann will ich Dich gescheidt machen, und spiegelst du mir einen Rausch vor, dann sollst Du auch einen wirklichen Rausch kriegen!" Mit diesem Vorsatze schritt er zu seinem Hauptfasse, dem Rauenthaler Sechsundneunziger und füllte zwei Gläser.

„Dies ist der edelste Wein!" sprach er feierlich und hielt das Glas gegen das Licht. „Er hat Blume, Feuer, Kraft, und ist doch so mild und zart, ein Lebenswecker und Erhalter, die wahre Muttermilch für Erwachsene, lac maternum, wie der Lateiner sagt, denn Ihr müßt wissen, ich habe drei Jahre in Mainz lateinisch gelernt. Es ist eine sehr schöne Sprache."

„Lait maternel, sagt der Franzose, und ich glaube, französisch ist noch viel schöner," so prahlte der Lakei.

„Könnt Ihr französisch?" fragte der Schultheiß.

„Perfekt! Jeder höhere Lakei kann französisch; aber die Herrschaften dürfen's nicht wissen; denn

wenn sie sich etwas sagen wollen, was wir nicht verstehen sollen, so reden sie untereinander französisch, und wir verstehen's dennoch. Aber nur nicht merken lassen!"

„Die Bedienten sind doch nicht immer ganz so gute Menschen, wie ich vor einigen Stunden geglaubt habe," brummte der Schultheiß in den Bart. Der Lakei fuhr fort, die französische Sprache und die Franzosen zu rühmen. „Was seid Ihr denn eigentlich für ein Landsmann?" warf der Schultheiß zwischen diese Lobrede ein. „Ich bin Weltbürger, obgleich aus Schwabach gebürtig. Aber ich habe schon in der halben Welt gedient, und vor einem Jahre nahm mich der Deutschmeister als Leiblakei in Dienst, wegen meiner Talente."

Der Schultheiß nöthigte zu immer stärkerem Trinken, und Castor entwickelte auch nach dieser Seite in der That ein staunenswerthes Talent. Beide sprachen dabei fortwährend über's Kreuz; denn Jeder wollte von dem Andern etwas Anderes wissen. Kein Wunder, daß es dem Lakeien zuletzt schwindelte.

„Das kommt daher, weil Ihr auf dem Estrich

des Kellerbodens steht," belehrte der Schultheiß und schob Castor ein Brett unter die Füße. „Es ist eine alte Küferregel, daß man sich beim Trinken im Keller stets auf ein Brett stellen soll, dann wirft Einen der stärkste Wein nicht um. Wir nennen es das Rettungsbrett der Schiffbrüchigen."

„Und jetzt stehe ich wieder fest wie ein Grenadier!" rief der Andere, sich auf dem Brette balancirend. „Aber Freund! Du brauchst den Deutschmeister gar nicht so um Gotteswillen zu bitten. Morgen um diese Zeit wird er von selbst sehr mild und freundlich sein, sehr höflich! Laß mich nur machen! Sacrebleu!" und er lachte hell auf, verlor aber das Gleichgewicht und zog es nun vor, auf dem Rettungsbrette zu sitzen.

Sein gläserner Blick belehrte den Schultheißen, daß der Mann nunmehr im Ernste betrunken sei.

Er fragte nach der Uhr: — es war Mitternacht. Aber der Schultheiß redete ihm ein, daß die Glocke eben erst neun geschlagen habe. Dann zählte der Trunkene an den Fingern von 9 bis 3 Uhr. „Nur noch sechs Stunden!" rief er. „Eine kurze Frist! Ich muß fort."

Sein Wirth aber behauptete, sie hätten sich ja noch gar nicht recht ausgesprochen und brachte einen neuen Wein, einen ganz jungen feurigen Rauenthaler aus der besten Lage.

Nach etlichen tiefen Zügen erkannte Castor den Schultheißen nicht mehr und begann französisch zu reden, untermischt mit abgebrochenen deutschen Sätzen. „Die Hinterthüre steht offen — ich werde Euch führen! — jetzt zur Thüre links — da schläft der Oberststallmeister — und dann rechts der Fürst — er hat nur einen Jäger im Vorzimmer — leise, daß er nicht aufwacht! — die Pistolen an der Wand sind geladen.“ Dann kamen wieder französische Sätze.

Der Schultheiß lauschte bestürzt. Er hätte hundert Gulden draufgezahlt, wenn er sein Latein jetzt geschwind gegen französisch hätte vertauschen können. Zwischen den französischen Worten verstand er nur noch die deutschen: „Rabenkopf, Hirschsprung, Kiedrich, Erbach; doch nein! das ist ja der falsche Weg!“ Dann redete aber der Lakei mit sich selbst etwas leiser und nun wiederum in deutscher Sprache: „500 Livres! — ein Lumpengeld, wenn man den Galgen riskirt!“

Jetzt hatte der Schultheiß seinen Entschluß gefaßt. Wenn der Lakei auch ihn nicht zur Aussprache hatte kommen lassen, so hatte er sich selber doch nunmehr genügend ausgesprochen. „Ihr seid etwas betrunken, Freund!“ schrie er ihm laut in's Ohr und rüttelte ihn, „Ihr müßt wieder nüchtern werden! Nehmt noch ein Glas von diesem Wallufer, es ist ein ganz leichter Kutscherwein, ein bloßer Groschenburger, — der kühlt und erweckt! Alle Küfer trinken sich zuletzt wieder nüchtern daran. Allein Ihr müßt das ganze Glas auf einen Zug leeren.“ Und nun füllte er ein großes Wasserglas, aber nicht mit dem Groschenburger, sondern mit seinem stärksten Weine, dem Sechsundneunziger.

Er betrachtete schwermüthig die Fülle des edlen Getränkes und sagte leise für sich: „Dieses Opfer bringe ich dem Deutschmeister, der mich verfolgt und nicht einmal anhören will!“ und reichte das Glas dem Lakeien, der es auf einen Zug austrank.

Die Wirkung war blitzartig: lautlos brach der starke Mann zusammen, fiel der Länge nach auf den Estrich und blieb steif wie ein Todter liegen.

Nun packte ihn der Schultheiß auf, rief seinen

Knecht und ließ den Trunkenen ins Gemeindegefängniß schleppen, welches gleich hinterm Hause mit den Schweineställen unter ein Dach gebaut war. Dort konnte er wohlverwahrt seinen Rausch ausschlafen; den Schlüssel aber steckte der Schultheiß selber in die Tasche und sprach zum Knecht, denn er mußte immer sprechen: „Michel! den Kerl habe ich besiegt! Im Keller bleibt der Rheingauer alleweil Meister; wäre ich mit dem Weltbürger über der Erde zusammengetroffen, so würde er wahrscheinlich umgekehrt mich über den Löffel barbirt haben."

Dann lief er zum Staunen des Knechtes stracks hinunter nach Schlangenbad. Im Laufen aber legte er sich aus dem eben Erlebten folgende Geschichte zurecht: Man wollte ohne Zweifel noch vor Tagesanbruch den Deutschmeister berauben oder gar ermorden, und der Lakei spielte dabei den Kundschafter und Verräther. Er hatte ihn ausforschen und durch das Gerede von dem Umweg über Kiederich auf eine falsche Fährte locken wollen; vermuthlich beabsichtigten die Räuber ihre Flucht in entgegengesetzter Richtung in die Taunuswälder zu nehmen. Aber der Streich mußte verhindert werden; bei so dringender

Gefahr mußte ihm der Deutschmeister augenblicklich Audienz geben, zur Noth im Bette, und als Anhang konnte er sich dann auch gleich über seine eigene Sache aussprechen.

Durchdrungen von der Wucht des Momentes erreichte er Schlangenbad, welches damals nur aus wenigen, einsam im Walde gelegenen Häusern bestand, und klopfte seinem Gevatter, dem Burggrafen, so stark an's Fenster, daß die Scheibe klirrend in die Stube fiel, und der erschrockene Mann im Hemde herbeisprang und rief: „Wo brennt's?"

Der Schultheiß beschwichtigte ihn und sagte, er begehre nur ganz stillen Einlaß, er habe dem Deutschmeister höchst Wichtiges mitzutheilen. Der Burggraf glaubte, sein Gevatter habe aus Angst den Verstand verloren und belehrte ihn, daß die Herrschaften mitternachts keine Audienzen ertheilten. Im Uebrigen möge er sich aus dem Staube machen; denn die Fürstlichkeiten hätten beim Billard höchst erzürnt von dem Bauernpack gesprochen, welches das Regiment kritisire und über Krieg und Frieden, Kaiser und Reich räsonnire, und vom bösen Geiste der Zeit, welcher unterdrückt werden müsse, auch sei

eine reitende Staffette nach Mainz gegangen — —

„Ueber diese alten Geschichten will ich mich zunächst gar nicht aussprechen, sondern erst hinterdrein," unterbrach ihn der ungeduldige Schultheiß. „Aber es ist ein Complott im Werke gegen den Pfalzgrafen; der Leiblakei hat mir's vorhin verrathen —"

„Der Leiblakei? Wo steckt der? Wir suchten ihn den ganzen Abend."

„Ich habe ihn arretirt."

„Unglücksmensch!" rief der Burggraf, „was hast Du da wieder angerichtet! Am Morgen arretirst Du den Fürsten und am Abend seinen Leiblakeien —"

„Und wenn die Raubgesellen nicht gleichfalls arretirt werden und zwar vor Tagesanbruch," fiel der Schultheiß ein, „dann gibt's ein großes Unglück. Aber wir müssen erst wissen, wer sie sind."

„Jetzt arretirt er gar im Voraus Leute, die er noch gar nicht kennt!" rief der Burggraf. „Ich fürchte, ich fürchte, Gevatter, der Nächste, welcher arretirt werden wird, bist Du selber. Wie viel Flaschen hast Du denn heute Nacht getrunken?"

Der Schultheiß versicherte, daß er in seinem Keller nur ein Dutzend Fässer geprobt habe mit dem

Leiblakei und noch ganz nüchtern sei; zur Bekräftigung aber fuhr er so heftig mit dem Arme aus, daß er das Gleichgewicht verlor und sich an der Mauer halten mußte.

Da schlug der Burggraf das Fenster zu und schickte ihn unter Scheltworten nach Hause, daß er seinen Rausch ausschlafe. Trotz allen Protestirens blieb dem ehrlichen Schultheißen zuletzt nichts übrig, als sich einstweilen zu gedulden. Laut mit sich selber redend und leidenschaftlich gesticulirend ging er das Schlangenbader Thal hinab und setzte sich in eine verlassene Wächterhütte am Wege, von wo er die Badehäuser im Auge behalten wollte.

Allein die Müdigkeit und der geprobte Wein übermannten ihn, und er fiel in tiefen Schlaf.

Drittes Kapitel.

Gegen drei Uhr morgens schlief endlich die ganze Gesellschaft: der Leiblakei hinter Schloß und Riegel, der Burggraf hinter der zerbrochenen Scheibe, der Schultheiß im Wächterhäuschen, der Deutschmeister und die Prinzen und Grafen in ihren Betten.

Der Deutschmeister träumte eben, er sei am kaiserlichen Hofe zu Wien in überaus glänzendem Kreise und führe die schöne Erzherzogin Clementine zur Tafel. Die Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten lauter und immer lauter, zuletzt thaten die Pauker drei Schläge, als wollten sie das Fell ihrer Instrumente entzweischlagen, und die schöne Erzherzogin, welche bisher in den zartesten Tönen deutsch geflüstert, begann plötzlich im tiefsten Basse französisch zu reden und zu fluchen, und die Hofdamen schrieen und fluchten auch mit tiefen Männerstimmen.

Da erwachte der Deutschmeister. Die schönen Damen waren verschwunden, aber das französische Schreien und Fluchen dauerte fort, es schallte aus dem Vorzimmer herein; die Paukenschläge waren Pistolenschüsse gewesen, denen noch mehrere folgten — französische Dragoner drangen in's Schlafgemach und forderten den Fürsten auf, sich zu ergeben.

Er sprang aus dem Bett und flüchtete in's nächste Zimmer, wo seine Waffen hingen, und da von hier kein weiterer Rückzug möglich war, ergriff er ein Pistol, schoß den Hauptmann der Dragoner nieder und versuchte dann mit dem Degen sich durch-

zuschlagen. Sein Oberststallmeister, ein Herr von Westernach, der ihm von außen zu Hülfe kommen wollte, ward durch den Kopf geschossen und sein Mundschenk in der Thüre zusammengehauen. Nach wenigen Minuten verzweifelter Gegenwehr wurde sodann auch der Deutschmeister von der Ueberzahl bewältigt und entwaffnet.

Die Franzosen gestatteten ihm kaum, daß er sich halbwegs ankleidete, banden ihm die Hände auf den Rücken, raubten in Hast, was ihnen von Werthsachen ins Auge fiel und führten dann ihren Gefangenen vor das Haus, wo der Graf von Solms und der Prinz von Mecklenburg nebst drei andern vornehmen Badegästen, gleichfalls halbnackt und gefesselt, bereits von einer größeren Dragonerschaar bewacht und vorwärts getrieben wurden.

Dieses war der „Ueberfall im Schlangenbad", welcher damals so ungeheures Aufsehn durch ganz Europa machte, ein überaus kecker Reiterstreich. Von Weißenburg herüber waren sechzig Dragoner dreißig Stunden Wegs weit mitten durch Feindesland bis Budenheim gejagt; dort hatten sie ihre Pferde unter Bedeckung von fünfzehn Mann im Walde zurückge-

lassen und die übrigen fünfundvierzig waren auf drei Kähnen über den Rhein nach Walluf gefahren, um in den anderthalb Stunden thalaufwärts gelegenen Badehäusern die Fürsten aufzuheben. Der Hauptmann der Franzosen, ein sogenannter „Parteigänger“ Namens Kleinholz hatte, des Landes kundig, die Truppe so rasch und sicher geführt und die Vorkehrungen zu gleich schleunigem Rückzuge auf andern Wegen so geschickt getroffen, daß am vollkommenen Gelingen nicht zu zweifeln war. Die schwache Reichsarmee stand zur Zeit bei Graben, Philippsburg und Germersheim, wartete auf „grobes Geschütz“ und hatte das ganze rückwärts gelegene Land unbesetzt gelassen. Die Bewohner der unteren Pfalz und des Kurmainzischen aber lebten wie im tiefsten Frieden, und so war der Ritt der sechzig Dragoner von Weißenburg nach Budenheim in der That nur ein scharfer Spazierritt gewesen.

Durch den Tod des Hauptmanns Kleinholz ergriff jedoch die Truppe sofort nach gelungener That Rathlosigkeit und Verwirrung. Sie durften nicht geraden Wegs nach Walluf zurückmarschiren, wo die Einwohner wohl inzwischen durch die Schiffer, welche

man zur Ueberfahrt gezwungen, allarmirt worden waren. Und Keiner wußte jenen andern Weg, den Kleinholz beabsichtigt hatte. Der Verräther aus des Deutschmeisters eigenem Hause, der Leiblakei Castor, konnte allein noch helfen: man fand ihn nirgends! Er hatte den Franzosen vorher die Zimmer der Fürsten brieflich genau beschrieben und die Thüren leise zu öffnen versprochen. Wäre er von Anbeginn zur Stelle gewesen, so würde die ganze Gesellschaft ohne Widerstand in den Betten überrumpelt worden sein. Durch seine Abwesenheit war schon Zeit- und Menschenverlust genug entstanden, und jetzt hätte man seiner als Wegweiser so dringend bedurft!

Vergebens suchten und riefen die Franzosen nach ihm: sie mußten sich zuletzt auf eigene Faust aus dem Staube machen und wandten sich mit ihrer Beute nordwestwärts in die Waldberge, um von dort die Straße über Kiederich zum Rhein zu gewinnen. Es war dies die verkehrteste Richtung, welche sie nur einschlagen konnten, genau dieselbe, wovon Castor so geflissentlich mit dem Schultheißen geredet, um ihn für den Fall eines Allarms auf die falsche Spur zu führen.

Mühselig klomm die schon halb entmuthigte Schaar die steilen Höhen hinan, ihre Gefangenen mit flacher Klinge und unter steter Todesbedrohung vorwärts treibend. Dem Deutschmeister, welcher in der Eile nur einen Schuh angezogen hatte, sollen die steinigten Bergpfade im Geschwindmarsch besonders sauer geworden sein.

Es war aber einem Jäger dieses Fürsten geglückt, vor dem Abmarsche der Dragoner zu entwischen. Spornstreichs lief er in entgegengesetzter Richtung das Thal hinab und war kaum um die erste Felsenecke gebogen, als ihm der Schultheiß von Rauenthal entgegentrat, den der ferne Lärm aus seinem kurzen Schlafe geweckt und vor die Wächterhütte gelockt hatte. In wenigen verworrenen Worten rief ihm der Jäger die Schreckenskunde zu.

„Das kommt davon, wenn man die Leute nicht reden läßt!“ schrie der Schultheiß. „Hätte mich mein Gevatter aussprechen lassen, hätte der Deutschmeister mich hören mögen, dann wäre das ganze Unglück nicht geschehen!“

Doch es war jetzt wiederum keine Zeit zum Ausreden; und der Schultheiß war auch im Augenblicke

ganz ein Mann der That. Wie ein Feldherr faßte er seinen Plan im Handumdrehen, hieß den Jäger seitwärts über den Berg laufen, um den Marsch der Franzosen von ferne zu beobachten und bezeichnete ihm einen Platz, wo er binnen einer halben Stunde wieder zu ihm stoßen solle.

Dann flog er selber nach Rauenthal, schrie durch die Gassen: „Raub! Mord! Feuer! Bürgerrecht!“ ließ Sturm läuten und rief alle Männer zu den Waffen. Der Rheingauer Landsturm war seit alter Zeit berühmt und bewährt.

Es dauerte auch keine halbe Stunde, so zog eine stattliche Schaar kräftiger Männer mit Flinten, Schlüsselbüchsen, alten Spießen und Säbeln, Sensen und Dreschflegeln bewaffnet gegen Kiederich hinauf und die größeren Schulbuben mußten in die nächsten Dörfer laufen, wohin sie mitunter wohl abenteuerlich verdrehte Botschaft brachten, aber die Sturmglocken antworteten einander doch bald von einem Kirchthurm zum andern und bewaffnete Bauern strömten von allen Seiten zum Sammelplatze.

Geraume Zeit verfloß, bis endlich der Jäger die Fährte der Franzosen meldete: sie hatten sich derart

in den Waldschluchten verlaufen, daß sie anfangs gar nicht wieder aufzufinden waren. An einem steilen, engen Hohlweg, unweit Kiederich, der sogenannten „Viehtriftshohl“ postirte nun der Schultheiß seine Mannschaft folgendergestalt: ein Theil mußte sich hinter den Schlehen- und Brombeerbüschen verstecken, welche rechts und links die Ränder des Hohlwegs krönten, während er selbst sich mit den Muthigsten und best Bewaffneten am Ausgange des Weges verborgen hielt.

Er ließ die Franzosen ganz ruhig durch den Engpaß ziehen, bis sie alle darin und die Vordersten schon dem Ausgang nahe waren. Dann aber rief er zur Losung die Worte, welche ihm gestern aus dem Munde des Deutschmeisters so erweckend an's Ohr geschlagen waren: — „Lümmel und Flegel!“ — und die Männer oben hinter den Hecken antworteten: „Bauernübermuth!“ und feuerten zugleich von beiden Seiten und von hinten in den Menschenknäuel. Neun Franzosen stürzten zusammen, und es war ein rechtes Wunder, daß kein erlauchter Badegast mitgetroffen wurde. Nun erst brach der Schultheiß mit seinen Kernleuten den Ausweg vertretend, von vorn

zum Angriff los; mit einem Schwedensäbel aus dem dreißigjährigen Kriege bewehrt, schreckte er die Vordersten durch gewaltige Hiebe zurück und die Nebenmänner streckten ihre Spieße vor.

Der Führer der Dragoner, ein junger Cornet, sah, daß Alles verloren sei. In gebrochenem Deutsch rief er um Waffenstillstand und begehrte den Hauptmann der Angreifenden zu sprechen.

„Der bin ich! Anton Kayser! Ich bin der Schultheiß von Rauenthal!“

Hierauf sprach der Franzose sehr höflich: „Liebe Leute! Wir sind hier auf kurmainzischem Boden? und Ihr seid Unterthanen des Kurfürsten?“ — der Schultheiß antwortete jedesmal „oui!“; denn er wollte zeigen, daß er doch auch etwas französisch könne — „also,“ fuhr der Cornet fort, „sind wir Landsleute, Ihr lieben Freunde, und Ihr thatet sehr Unrecht uns hier anzugreifen; denn Euer Kurfürst ist ein Vasall unsers Königs, und wo das Land mainzisch ist, da sind wir so gut wie zu Hause, da ist Frankreich.“

„Den Grund möcht' ich doch genauer wissen, Landsmann!“ rief der Schultheiß.

Etwas mühsam, doch klar genug, trug ihm der Cornet vor, daß der Kurfürst von Mainz seit zwei Jahren eine Abgabe an Frankreich zahle, und wem man steuere, dem sei man auch unterthan. Es hatte sich aber der Kurfürst allerdings seit 1707 zu einer Abgabe an den König von Frankreich herbeigelassen, doch nur um sich von den französischen Brandschatzungen loszukaufen. Dieses schimpfliche Lösegeld hatte den braven Schultheißen schon oft gewurmt; da er nun aber hörte, daß der Franzose gar Vasallenschaft, ja ein Unterthanen-Verhältniß daraus folgerte, brach er in eine wahre Hochfluth von Donnerwettern aus und rief: „Wenn Ihr Schwernöther auch gar nichts Uebles gethan hättet, so hauen wir Euch jetzt schon wegen dieser bloßen Impertinenz zusammen, sofern Ihr nicht augenblicklich die Waffen streckt!“

Der Deutschmeister, welcher vor Wuth, Schmerz und Freude zugleich am ganzen Leibe zitterte, rief, da er dies hörte, grimmig lachend zu seinen Mitgefangenen hinüber: „Helf mir Gott! Jetzt legt sich der Bauer gar noch auf's Völkerrecht und verdeutscht dem Franzosen den Grotius und Pufendorf!“

Der Cornet aber, erkennend, daß hier das Parlamentiren ebenso nutzlos sei wie die Gegenwehr, zerbrach seinen Degen und warf dem Schultheiß die Stücke vor die Füße.

„Das war grob!“ rief derselbe. „Doch ist mir diese Grobheit lieber als vorhin Eure Höflichkeit.“

Nun mußten die Franzosen ihre Gefangenen freigeben, ihre Waffen abliefern und, von den Flintenläufen bedroht, so lange im Hohlweg bleiben, bis sich die Bauern durch die zuströmende Menge noch verstärkt und geordnet hatten. Dann nahmen sie die neuen Gefangenen sammt den Verwundeten in ihre Mitte, um dieselben in langsamem Zuge nach der kurfürstlichen Amtsstadt, nach Eltville, abzuführen.

Dem halb barfüßigen Deutschmeister gab man ein paar Bauernschuhe, die ihm wie Holzschuhe um die wundgelaufenen Füße schlotterten, und so schritt er denn, nachdem er seinen Befreiern herzlich gedankt hatte, mit dem Schultheißen eine ziemliche Strecke voraus. Denn dieser konnte gar nicht langsam gehn, und der Fürst hielt jetzt aus lauter Dankbarkeit Schritt mit ihm trotz aller Schmerzen, und

der Rauenthaler merkte gar nichts von dieser feinen Courtoisie.

Er war glückselig, daß er sich nun doch wenigstens in aller Breite aussprechen durfte, hatte aber so viel zu sagen, daß er kaum den Anfang fand. Endlich begann er: „Wenn Eurer hochfürstlichen Durchlaucht Leiblakei, Herr Castor, demnächst gehängt und geviertheilt wird, so bitte ich, lasset ihn vorher wieder auf den Ulrich Mottinger zurücktaufen und nehmet ihm den Castor ab: der Kerl ist zu schlecht für einen ehrlichen Hundenamen.“ An diesen Knoten knüpfte er dann seine weitere Geschichte, sie von hinten nach vorn spinnend, so daß er durch die Verrätherei und die Weinprobe der Nacht hindurch schrittweise bis zu der Pfändung des gestrigen Tages vordringen wollte.

Doch kaum war er bei dem großen Wasserglas voll Sechsundneunziger angelangt, so donnerte ihm ein Halt! links aus dem Busche entgegen, und hervor sprangen Bewaffnete und ergriffen ihn.

Es war der Vicedom (der Landhauptmann) von Eltville mit seinen Häschern. „Schließt den Schultheiß krumm!“ rief er, und wandte sich dann gegen

den Deutschmeister, welchen er in seinem jämmerlichen Aufzuge kaum wiedererkannte, von Betheuerungen der Theilnahme überfließend, und versicherte denselben bei allen Heiligen, daß dieser Schurke von Schultheiß dem Galgen nicht entgehen werde.

Der Fürst, nicht minder verblüfft wie der Schultheiß, suchte vergebens seinen Retter zu rechtfertigen; der Vicedom wollte kein begütigendes Wort hören. Widerspruch schien ihm hier offenbar höflicher als Zustimmung. Auch der Schultheiß wollte reden, allein der Vicedom drohte ihm den Mund mit einem Knebel zu stopfen. „Herr!“ rief Jener, „wenn Ihr wüßtet, welches Unheil unterdrückte Aussprache heute schon angerichtet hat, so würdet Ihr den Knebel nicht einmal in Euren Mund nehmen, geschweige daß Ihr ihn in den meinigen stopfen möchtet!“

Mitten in dieser Verwirrung kamen die andern Bauern herbei und brachten die gefangenen Franzosen.

Nun war der Vicedom sprachlos vor Erstaunen. Er hatte bis zum Augenblicke gar nicht gewußt, daß Franzosen, und vollends reguläre Truppen, in das Land seines kurfürstlichen Herrn eingedrungen seien; Kurmainz lag ja noch ganz außerhalb des Kriegs-

schauplatzes! Dagegen wußte man in Mainz bereits seit gestern Abend, daß der Schultheiß von Rauenthal den Deutschmeister gepfändet und rebellische Reden verführt habe, und hatte in dieser dringenden Sache mitten in der Nacht bereits Befehle an den Vicedom geschickt, welcher bei Tagesgrauen sofort aufgebrochen war, um den Frevler zu verhaften und nach Mainz zu führen. Wie hurtig war da Alles gegangen! Dieses rasch schlagfertige Executions-Commando war nun also in der Frühe gen Rauenthal gezogen. Da hörte der Vicedom unterwegs die Sturmglocken und griff einen von den Schulbuben auf, welche ausgesandt waren, in den andern Dörfern Sturmläuten und bewaffneten Zuzug zu erbitten im Namen des Schultheißen von Rauenthal. Der arme Junge aber erzählte, was ihm die Leute unterwegs erzählt hatten, und es war bereits von Mund zu Mund eine ächte Volkssage geworden: die Bauern, so hieß es, seien aufgebrochen, den Schultheiß von Rauenthal an der Spitze und führten den Deutschmeister gefangen nach Kiederich, weil der gnädige Herr gestern dem Schultheißen mit dem Hirschfänger ein Ohr abgehauen habe.

Ein solches Uebermaß des Frevels hatte der Vicedom dem Anton Kayser gar nicht zugetraut, obwohl er ihn als einen rechthaberischen und jähzornigen Mann kannte. Rasch entschlossen zog er nun aber mit seinen Bewaffneten gegen Kiederich, und es war kein Wunder, daß er bei der plötzlichen Begegnung glaubte, der Fürst sei der Arrestant des rebellischen Schultheißen und seiner Bauern, welche ihn in solch kläglicher Verfassung durch die Wälder schleppten.

Der Knäuel dieses Mißverständnisses war in der That nicht leicht zu entwirren.

Endlich gelang es jedoch dem Deutschmeister sich Gehör zu verschaffen; Alle schwiegen, nur der Schultheiß räsonnirte noch inwendig, halblaut, weil seine Aussprache gegen den Fürsten nun doch unterbrochen war, und er gegen den Vicedom vollends gar nicht zu Worte kommen konnte.

Der Fürst klärte den Landhauptmann vollständig auf über die unerhörten Dinge, welche geschehen waren, pries den Schultheiß über die Maßen und verzieh ihm alle Schuld von gestern. Zum Schlusse sprach er: „Welch ein Glück, daß wenigstens diese

Bauern — oder Winzer! — wußten, daß Krieg im Reiche ist, und daß sie rascher zur Hand waren wie droben bei Weißenburg die Reichsarmee, und daß der Schultheiß von der französischen Lesart des Völkerrechtes nichts hören wollte! Ich glaube, wenn einmal alle Bauern Soldaten würden, dann bekämen wir Straßburg wieder" —

„Jawohl! und wenn die Fürsten mit ihnen zusammengingen, wie wir Beide gegenwärtig!" unterbrach der Schultheiß.

„Will Er sein böses Maul halten!" rief der Vicedom und wandte sich dann entschuldigend gegen den Deutschmeister: „Die Rheingauer, hochfürstliche Durchlaucht, müssen immer räsonniren; sie thun das schon seit tausend Jahren, aber sie meinen's nicht böse."

Inzwischen waren zwei Leiterwagen gekommen und die Fürstlichkeiten fuhren, von zahlreicher Schutzmannschaft begleitet, in's Schlangenbad zurück, um dort zunächst ihre unterbrochene Toilette zu vervollständigen und zu Hemd und Strümpfen nunmehr auch Rock und Hosen anzuziehen. Die Rauenthaler aber und die andern Rheingauer marschirten nach Mainz,

wo der Schultheiß nun mit seinen Gefangenen einen Triumph-Einzug hielt, während er vor wenigen Stunden noch gefürchtet hatte, selber als Gefangener eingebracht zu werden.

Ein Gefangener freilich fehlte in der Gesellschaft — der Leiblakei Castor. Sein böses Gewissen mußte ihm selbst im schwersten Rausche keinen festen Schlaf gegönnt haben: er war beim Sturmläuten aufgewacht und ausgebrochen, und man fand nirgends mehr eine Spur von ihm. Sachkundige behaupteten, die Fenstergitter des Gemeindegefängnisses seien so schlecht verbleit gewesen, daß schon seit Jahren die Gefangenen überhaupt nur aus Unwissenheit oder gutem Willen darin sitzen geblieben seien. Der Schultheiß dagegen erklärte dies für Verleumdung und schwur, daß nur sein Sechsundneunziger dem Schuft die Riesenstärke gegeben habe, so feste Gitter auszuheben.

In Mainz wurde Anton Kayser vom Kurfürsten in besonderer Audienz empfangen; man verhieß ihm und seinen Bauern die glänzendste Belohnung.

Daß er hinterdrein nichts kriegte, kümmerte den Schultheiß wenig. Er hatte auf eigene Faust als

braver deutscher Mann gehandelt und nicht um Lohnes willen. Nur Eines verdroß ihn: die Audienz war sehr kurz gewesen!

Und noch lange nachher klagte er: „Es ist eine eigene Sache mit großen Herren! Wenn man ihnen so feierlich gegenübersteht und eben zu reden anfängt, dann ist man auch gleich am Ende; — und sie selbst sind noch viel geschwinder fertig. Und ich hätte mich doch so gern einmal ausgesprochen! Im Allgemeinen verstehen auch die Herrschaften das rheingauer Deutsch nicht; aber die Franzosen haben's verstanden."

Trost um Trost.

(1874.)

Erstes Kapitel.

Bernhard von Grävenstein, ein junger livländischer Edelmann, hatte auf der Hasenjagd den Hals gebrochen. Es war vor achtzig Jahren im September. Das Unglück machte damals großes Aufsehen beim ganzen baltischen Adel und wurde tief beklagt.

In Deutschland jagt man die Hasen zu Fuß, was für den Jäger minder gefährlich ist, in Livland jagt man sie aber auch noch zu Pferd, wie in England die Füchse.

Eine glänzende Gesellschaft junger Herren und Damen war auf den sichersten, leichtesten Rennpferden im Sturm über die Haide gesaust hinter den Hunden und dem Hasen d'rein, sie waren über Gräben und Zäune geflogen, ohne daß eines der edeln Thiere versagte; aber als sie alle Hindernisse bereits glücklich überwunden hatten, als nur noch die offenste Ebene vorlag und der Hase bereits den Athem ver-

lor, da stolperte Grävensteins Wallach über einen kleinen Pflock, stürzte, der Reiter stürzte mit, um nicht wieder aufzustehen — und der Hase entkam.

Das „fröhliche Jagen“ verwandelte sich in eine Jammerscene. Eleonore, die junge Frau des Verunglückten, war die Königin des Festes gewesen; mit ihrem wundervoll ausgreifenden Schimmel war sie allen Herren vorausgekommen; und wie leicht anmuthig flog sie dahin mit dem wallenden Haar und dem wehenden Reitkleid, bald still bald laut jubelnd, in der Wonne, so frisch und frei durch Busch und Feld zu jagen über Stock und Stein, die glühenden Wangen gekühlt von der göttlich reinen Herbstluft — — da hört sie auf einmal Schreckensrufe hinter sich, die Jagd stockt! — sie wirft ihr Pferd herum, sie sprengt zurück und kommt eben noch zurecht zum letzten Athemzug ihres sterbenden Gemahls!

Die älteren Frauen, die „Jagdmütter“ rollen in offenen Wagen von der andern Seite pfeilgeschwind heran; wie treiben die Kutscher die schäumenden Gespanne! zum Halali wollen die Damen pünktlich zur Stelle sein, und nun finden sie den todten Jäger statt des todten Wildes!

Ein anderer großer Wagen stürmt hinter ihnen d'rein: das sind die Musikanten. Wenn der Hase erlegt ist, dann sollen sie aufspielen zur Tafel im Grünen, und nach dem fröhlichen Mahle wird auf offener Haide getanzt: so haben's die Alten gemacht und so halten's heute noch die Jungen, und auf dem grasigen Boden, zwischen Steinen und Löchern können Tänzer und Tänzerin zeigen, ob sie taktfest sind. Aber so hurtig die Musikanten gekommen, so geschwind müssen sie heute wieder zurückfahren, daß man das schneidende Gegenbild der gehofften Lust und des ungeahnten Jammers aus den Augen verliere.

Eleonore sah und erkannte was geschehen war; da verdunkelte sich ihr Auge und sie wußte nicht mehr, was um sie, was mit ihr geschah. Erst zu Hause erwachte sie wie aus einem Traum, sie fand sich wieder und fand, daß sie nicht geträumt habe. Nur sechs Monate war sie verheirathet und ihre Ehe war so reines Glück gewesen! Sie fragte ob ihr namenloses Elend die Sündenstrafe sei, weil sie den Todten zu sehr, zu abgöttisch geliebt habe? oder auch im Gegentheil die Strafe, weil sie ihm dennoch nicht Liebe genug geboten? Sie war sich keiner

schweren Schuld bewußt, warum traf sie so schweres Leid? Wie viele verkümmerte Menschen leben und müssen leben, denen plötzlicher Tod eine Erlösung wäre, wie viele Verruchte entgehen jeglicher Gefahr und warum mußte ihr lebensfrischer, trefflicher Gatte so plötzlich sterben? Sie fand durchaus keine vernünftige Antwort auf diese Frage. Und wenn es noch ein großes Schicksal gewesen wäre, was den geliebten Mann in der Blüthe seiner Tage zermalmt hätte! Aber eine Hasenjagd! — ein kleiner Pflock! — ein Fehltritt des Pferdes! Die Leute nannten das einen „unglücklichen Zufall". Sie ergrimmte über dieses Wort. Was ist Zufall? Entweder ist Alles Zufall oder gar nichts. Das Wort umschließt keinen Gedanken sondern blos eine Gedankenlosigkeit — wie so viele andere.

So grübelte Eleonore endlos weiter; denn es gibt auch eine Verzweiflung, welche philosophirt, und ein Uebermaß der Empfindung, welches in schneidend kalte Reflexion umschlägt. Mancher läuft dabei Gefahr, den Verstand zu verlieren; aber Eleonore verlor ihn nicht.

Zweites Kapitel.

Sie verbrachte die ersten Wochen nach dem Tode ihres Gatten in Riga, an der Stätte, wo sie mit dem Verstorbenen die kurzen Monate ihres Glückes verlebt hatte. Allein das Getümmel der Stadt und die aufdringliche Theilnahme that ihr wehe. Für viele Leute wirken Beileidsbesuche schmerzlindernd, Andern sind sie eine Marter. Eleonore verschloß ihre Thüre: sie bedauerte sich selbst auf's innigste, aber sie wollte kein Bedauern aus fremdem Munde hören; sie rang nach Trost, aber die höflichen Tröster waren ihr unausstehlich. Sie sehnte sich nach Einsamkeit und fürchtete sich doch wieder allein zu sein. Ein Jeder trägt den Schmerz in seiner Weise und Jeder hat auch seine besondere Art, wie er den Schmerz nicht ertragen kann.

Eleonore hätte in ihr Elternhaus nach Deutschland zurückkehren können. Sie stammte aus einer der angesehensten pommer'schen Familien, und man würde sie jetzt so gerne daheim gesehen haben. Aber sie schämte sich, ihr Unglück zu Hause zu

zeigen. Hatte sie doch so oft und schön geträumt, wie sie in Jahr und Tag an der Seite ihres Mannes nach Hause kommen wolle, damit Eltern und Geschwister und alle Freunde und Genossen ihrer Kindheit sehen sollten, wie gut sie's habe. Sie philosophirte wiederum: „Wird uns unverdientes Glück zu Theil, so sind wir stolz darauf; das ist verkehrt; — trifft uns unverschuldetes Unglück, so schämen wir uns dessen; das ist im Grunde noch verkehrter!“ Und trotz dieser Weisheit schämte sie sich dennoch ihres Unglücks, weil sie so gerne stolz auf ihr Glück gewesen wäre.

Ihre Unschlüssigkeit, wo sie zunächst sein und bleiben solle, fand ein Ende durch die ebenso dringende als herzliche Einladung einer Jugendfreundin, der Gräfin Ulrike von Gatterberg, welche zwei Tagereisen von Riga entfernt auf dem Lande wohnte. Im Hause der Freundin konnte Eleonore einsam leben und war doch nicht allein; der Gedanke an Freundestreue und Freundesliebe schimmerte als erster Lichtblick durch die Nacht ihres Grames: sie beschloß der Einladung zu folgen.

Am Ufer der livländischen Aa liegt ein Edel-

sitz, vom Volke „das graue Schloß“ genannt, wegen der Farbe seines alten Gemäuers. Dort wohnte in jenen Tagen — um 1794 — der Graf von Gatterberg mit seiner Gemahlin. Er selber befand sich zur Zeit in Petersburg, und die Gesellschaft der armen Freundin mochte der Gräfin Ulrike in ihrer Abgeschiedenheit wohl doppelt erwünscht sein. Kaum dreißig Jahre alt, widmete sich diese mit heiligem Eifer der Erziehung zweier blühender, reich begabter Kinder, eines Knaben von neun und eines Mädchens von sieben Jahren. Und da sie zugleich wie so viele treffliche Frauen des baltischen deutschen Adels, ihren Gutsleuten rastlos fördernd und helfend beisprang, so führte sie in der Einsamkeit doch ein thätiges, still befriedendes Leben. Sie ward aber zumal von nah und fern aufgesucht wegen ihrer ärztlichen Kunst, und die Hausapotheke des grauen Schlosses galt für die beste der ganzen Gegend. Denn Aerzte gab es dort zu selbiger Zeit auf dem Lande noch nicht, die Edelfrauen übten allgemein nach uraltem Brauche die Heilkunst, und von einer so freundlichen, jungen und schönen Dame mochte man sich wohl gern kuriren lassen.

Neben aufrichtiger Liebe war es aber zugleich auch eine kleine Eitelkeit gewesen, welche Ulrike zur Einladung an die trauernde Freundin mitbewog: sie hatte eine so glückliche Hand als Arzt des Leibes bewährt, warum sollte sie sich nicht auch als Seelenarzt versuchen?

Sie zählte hierbei auf eine Helferin eigener Art. Im grauen Schlosse wohnte nämlich noch ein altes Fräulein, ohne Zweifel das merkwürdigste Alterthum des Hauses, welches doch Trümmer und Reliquien aus den grauen Tagen der Deutschherren, ja der Schwertritter barg. Diese Dame war die Großtante der Gräfin mütterlicherseits, in der ganzen weitverzweigten Familie schlechthin „Großtante Juliane“ genannt, eine halbblinde Achtzigerin. Sie hatte viel erlebt und viel erduldet und in jungen Jahren eine kurze aber glänzende Rolle in der großen Welt gespielt. Jetzt war sie von der Welt vergessen; auch der Tod schien sie vergessen zu haben, und das jüngere Geschlecht betrachtete die Alte halb mit Furcht halb mit Ehrfurcht wie ein Gespenst aus vergangener Zeit. Und sie war doch ein so friedliches, freundliches Gespenst!

Viele kannten die frühere Geschichte Julianens, doch freilich nur in den allgemeinsten Umrissen; Genaueres von ihren wundersamen Schicksalen wußte nur noch die Großnichte Ulrike, ihre treue Pflegerin, und auch dieser blieb gar Manches ein Geheimniß.

Der Roman ihres Lebens, soweit er damals bekannt, läßt sich in kurze Worte fassen.

Mit siebzehn Jahren war Juliane in den Czarenpalast zu Petersburg gekommen als Hoffräulein der Kaiserin und Selbstherrscherin Anna Iwanowna, der Bruderstochter Peters des Großen. Als diese Fürstin am 28. October 1740 gestorben war, begann eine kurze aber höchst abenteuerliche Episode der russischen Geschichte, welche zugleich die Katastrophe von Julianens Leben in sich schließen sollte. Der neue Kaiser war gerade zwei Monate alt und lag in der Wiege, als man ihn mit dem Namen Iwan III. begrüßte, und nach kaum vollendetem ersten Lebensjahre sollte er in den Kerkern von Schlüsselburg namenlos wieder verschwinden. Während der kurzen Frist von dreizehn Monaten, solange dieses Kind vom Schimmer der Krone umstrahlt

war, führte dessen Mutter, die Großfürstin Anna Karlowna, Gemahlin des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, die Regentschaft. Juliane stand vor Allen in der höchsten Gunst der Regentin; vom ganzen Hofe gefeiert und beschmeichelt, von ihrer Gebieterin mit einem reichen Gutsbesitze fürstlich beschenkt, besaß sie jenen Einfluß, welchen man in der Hofsprache „allmächtig“ nennt.

Aber diese Herrlichkeit dauerte genau nur solange wie jene Regentschaft. In der stürmischen Winternacht des 25. November 1741 kam die von der Großfürstin Elisabeth und ihrem Leibarzte Lestocq geplante Revolution zum Ausbruch; dreihundert Garde-Grenadiere genügten, die Regentschaft zu stürzen. Anna und ihr Gemahl wurden aus den Betten, der junge Kaiser aus der Wiege in den Kerker geschleppt; ihre Günstlinge und Getreuen hatten kein besseres Schicksal und am nächsten Morgen war Elisabeth Kaiserin. Fünfundzwanzig lange Jahre schmachtete die allmächtige Juliane in schwerem und durch jegliche Demüthigung geschärftem Gefängnisse, ihre Jugendkraft verkümmerte und verzehrte sich hinter vier Mauern. Sie war fünfzig Jahre alt und ihre

Todfeindin Elisabeth längst gestorben, da gelang es endlich ihrer greisen Mutter bei der Kaiserin Katharina Gnade zu erflehen, und Juliane verbrachte nun den Rest ihrer Tage im grauen Schloß, von jüngeren Verwandten liebevoll gepflegt.

Gar manchmal sagte sie: „Ein Jahr habe ich gelebt, fünfundzwanzig Jahre gelitten und dreißig Jahre beschaue und bedenke ich nun mein kurzes Leben und langes Leiden."

Ob sie schuldlos gelitten hatte? Darüber gingen allerlei widersprechende Sagen. Niemand wußte Gewisses, und die vornehmsten Genossen ihrer Herrlichkeit und ihres Duldens deckte längst das Grab. Den Eindruck einer Reuigen, Büßenden machte Juliane ebensowenig als einer Verbitterten, unschuldig Gemarterten. Sie war allezeit mild und stille, verschlossen, ohne sich merken zu lassen, daß sie etwas zu verschließen habe, das marmorgleiche Bild des friedvoll beschaulichen hohen Alters. Und doch hatte man ihr eines der kostbarsten Güter geraubt, ein unersetzliches Gut — die fünfundzwanzig besten Jahre ihres Lebens!

Der klassische Römer sagte: das Alter ist eine

Krankheit. Allein wer diese Greisin sah, die so ruhig mit einem von Leiden schwer bewegten Leben abschloß, dem schien das Alter vielmehr Genesung zu sein.

Drittes Kapitel.

Gräfin Ulrike hatte erwartet, daß ihre unglückliche junge Freundin sich zu der Großtante besonders hingezogen fühlen würde, ja sie hatte hierauf ihren Heilplan gebaut. Verband beide doch ein ähnliches Schicksal: der plötzliche Fall von der Sonnenhöhe des Glücks. Und die stille Greisin zeigte so erhebend, wie man auch den schwersten Verlust — ein ganzes verdorbenes Leben! — standhaft ertragen könne.

Allein die Rechnung war falsch. Eleonore ging der Alten fast ängstlich aus dem Wege, und wann sie je in ihrer Gesellschaft verweilen mußte, dann fühlte sie sich beunruhigt und peinlich aufgeregt. Die Greisin verkörperte ihr den trivialen Gedanken, daß die Zeit alle Wunden heile, und Eleonore nannte diesen Gedanken empörend, einen Gemeinplatz, der blos bei gemeinen Seelen zur Wahrheit

werde. Sollte ihr die Zeit, diese brutale Macht, auch dereinst einmal ihren Schmerz rauben? Sie schwelgte in der Wollust ihres Schmerzes, er war der einzige kostbare Besitz, welcher ihr verblieben, und zugleich das einzige Weihgeschenk, welches sie fortdauernd dem theuern Verstorbenen spenden wollte; — und dieses einzige Gut sollte ihr so unter der Hand zerrinnen? Sie mochte die alte Frau nicht ansehen; denn sie mußte sich da immer sagen: so ganz arm wie diese wirst Du auch einmal werden!

Dagegen schien die Großtante ein besonderes Interesse an Eleonoren zu nehmen. Sie hatte die Geschichte vom plötzlichen Tode ihres Gatten mit einer Theilnahme angehört, welche sie für fremde Leute selten mehr zeigte, und erkundigte sich hinter=her genau nach Eleonorens Familie. Als man ihr berichtete, daß deren Mutter, eine geborene von Wei=ler, aus Esthland stamme, horcht sie auf und be=gehrte den Namen des Vaters dieser Frau zu wissen. Man nannte ihn; er hatte Dietrich von Weiler ge=heißen und war in Folge der früheren Revolutionen aus dem Czarenreiche nach Preußen geflohen, wo er eine neue Heimath gefunden. Bei dieser Mit=

theilung leuchteten die halberloschenen Augen Julianens gar seltsam, sie zitterte, und verfolgte den Stammbaum Eleonorens nicht weiter aufwärts. Dann verfiel sie in tiefes Sinnen und Brüten.

Später versuchte sie die junge Wittwe noch mehrmals auszufragen über ihre Mutter und deren Vater, erhielt aber nur kurzen Bescheid und beruhigte sich scheinbar dabei in ihrer gewohnten entsagenden Weise.

Unterdeß war Neujahr 1795 gekommen. Eleonore wußte nicht, welche Wochen- und Monatstage man schrieb, wie es Kindern in den Ferien und großen Leuten im tiefsten Kummer oder in tiefster Arbeit zu geschehen pflegt, und die Gräfin verheimlichte ihr absichtlich den Neujahrstag. Jeder Tag bringt den Beginn eines neuen Jahres, jedes Jahr den Beginn eines neuen Jahrhunderts. Aber wir Menschen setzen uns nun einmal besondere Tage und Jahre, um zu erkennen, daß wir selbst um jene kleine Spanne Zeit älter geworden sind und die Welt und die Menschheit um diese größere. Ist es uns gut oder schlecht ergangen im alten Jahre — gleichviel! — der erste Tag des neuen Jahres wird

uns zum Gedenktag der Leiden und Freuden, an welchem wir die jüngste Vergangenheit doppelt lebendig nachempfinden.

Und dies befürchtete Ulrike. Allein es gelang ihr doch nicht, der Freundin das Neujahr zu unterschlagen. Die Großtante sprach trotz alles verstohlenen Abwinkens recht nachdrücklich davon; — schien es doch, als habe sie gerade diesem Tage gespannt entgegengesehen und erwarte da ganz Besonderes. „Heute werden's fünfzig Jahre!" murmelte sie für sich, — „heute kommt der Termin!" Niemand wußte was diese Worte bedeuten sollten.

Gegen Abend saßen die beiden Freundinnen in der Fensternische des großen Wohnzimmers; draußen peitschte der Sturm die Schneeflocken wider das Fenster, aber in der Nische träumten reich blühende Treibhauspflanzen vom Frühling. Die Großtante hatte ihren gewohnten Sitz am Kamin, dessen Feuer die halbdunkle Stube flackernd durchleuchtete; die beiden Kinder spielten mit ihr und sprangen muthwillig aus und ein.

Eleonore machte ihrer Freundin unter Thränen das überraschende Geständniß, daß sie's nicht länger

mehr hier aushalten könne und darum ganz heimlich bereits ihren Koffer gepackt habe, um morgen abzureisen. Sie klagte sich selbst des Neides, der Eigensucht und jeglicher Unausstehlichkeit an. Der tägliche Anblick des häuslichen Glückes, welches in diesem stillen Schlosse walte, breche ihr das Herz, und stündlich frage sie sich: warum konnte ich's nicht auch so haben? Die Gelassenheit der Großtante schneide ihr qualvoll in die Seele, — die frische Jugendlust der Kinder dränge sie immer wieder zu dem garstigen, neidischen Ausruf: warum durfte mir solches Glück nicht auch zu Theil werden! Und dann möchte sie vergehen vor Zorn und Aerger über ihre eigene Schwäche. Darum müsse sie hinweg von hier. Wohin? Das wußte sie noch nicht. Zunächst nach Riga, dann weiter in die Welt; — die Welt sei ja so groß.

Vergebens suchte die Gräfin zu beschwichtigen und ihren Sinn zu wenden. Es war Eleonoren bitterer Ernst, und sie fand zur Antwort nur Selbstanklagen und Bitten um Nachsicht und Verzeihung.

Endlich verstummte das ziellose Gespräch und

beide versanken in trübes Schweigen. Ulrike hatte Bankerott gemacht mit ihrer seelenärztlichen Kunst.

Großtante Juliane erzählte derweil am Kamin den Kindern ein Märchen von der Königstochter, die durch eine böse Hexe über Nacht in eine Stallmagd verwandelt worden war, und heute den Besen führen mußte, während sie gestern noch neben des Königs Thron gesessen hatte. Da die Großtante aber ihre Märchen selbst erfand, indem sie die Erinnerungen ihres eigenen Lebens in Märchenbilder kleidete, so wiederholten sich ihre Geschichten, die Kinder wußten schon, was kommen sollte und schlichen sich davon, um im Nebenzimmer nach freier Laune zu spielen. Die halbblinde Alte bemerkte dies nicht, und es war rührend anzusehn, wie sie immer noch forterzählte, da doch ihre kleinen Zuhörer längst verschwunden waren.

Als aber Ulrike dies gewahrte, ergriff sie ihre Freundin bei der Hand und führte sie leise zum Kamin; und nun setzten sich die Beiden auf die Schemel der Kinder zu Füßen der Alten, die ihnen die harte Arbeit der verzauberten Stallmagd recht

beweglich schilderte, ohne den Wechsel ihrer Zuhörerschaft entdeckt zu haben.

Mit einemmale warf jedoch Gräfin Ulrike die Frage ein: „Und hatte denn die arme verwandelte Prinzessin gar keinen Trost, der sie aufrecht hielt in ihrer Erniedrigung?“

Juliane fuhr empor, wie aus einem Traume erwachend.

„Wo sind die Kinder?“ rief sie.

„Die kleinen Kinder sind fort, aber wir sitzen hier, die großen Kinder; ich bin es, Deine Ulrike mit meiner Freundin Eleonore. Wir hören gerne zu, nur entzaubere das Märchen, daß es wieder Geschichte wird, was es ja ursprünglich war; wir sind alt genug, die Wahrheit zu hören.“

Die Großtante lächelte, als sie der Täuschung inne ward, und schien nicht ungern das Märchen Geschichte werden zu lassen.

„Ob die verzauberte Magd keinen Trost hatte?“ wiederholte sie. „Ach, Du weißt ja längst Alles, Ulrike; doch ich will Deiner Freundin die Antwort erzählen. In der schrecklichen Nacht des 25. November war es, wo sie mich festnahmen, mich, meine Fürstin

und alle! Gestern war ich noch die erste Dame des Hofes gewesen und heute schlimmer d'ran als die ärmste Magd. Wie ich nun am Morgen abgeführt wurde nach dem Kerker von Oranienburg, da trat unterwegs — es war in einer engen Straße, wo der Schlitten wegen des Gedränges halten mußte — ein Handwerker im Schurzfell gegen mich heran und warf mir eine kleine Bibel in den Schlitten. Du fragtest, Ulrike, nach dem Trost? — dieses Buch ist mein Trost gewesen. Ich hatte seit der Kinderzeit wenig mehr in die Bibel gesehn. Wir hielten die Bücher der französischen und englischen Freigeister für das Evangelium der vornehmen Leute und dachten, die Bibel sei gerade noch gut genug für das dumme Volk. Allein ich hatte nun doch eine große Freude an meiner Bibel; zunächst weil sie das Liebeszeichen eines Unbekannten war. Ach, Ihr wißt nicht, wie wohl es mir that, da ich mich von allen Freunden verlassen sah, plötzlich die ungesuchte Theilnahme eines wildfremden Menschen zu finden! Längere Zeit betrachtete ich das Buch nur von außen und hielt es in der Hand wie ein liebes Geschenk, bei welchem man des Gebers gedenkt, ohne sonst

etwas rechtes damit anfangen zu können. Denn ich hatte wenig Luſt hineinzublicken; ein Buch von Locke, Shaftesbury oder Voltaire wäre mir lieber geweſen. Unſere Verfolgerin, die Großfürſtin Eliſabeth, hatte ſo gläubig, ſo fromm und bibelfeſt in ihren Worten gethan und iſt doch ſo gar nicht fromm in ihrem Wandel geweſen, daß mir jedes fromme Wort zuwider geworden war. Auch geſtattete man mir kein ander Buch zu leſen als die Bibel, und Unerlaubtes hätte größeren Reiz gehabt als das einzig Erlaubte. Aber dann beſann ich mich und dachte: aus dieſem Buch haben ſo viele Millionen Erquickung und Troſt geſchöpft, ſo viele Millionen haben im Glauben an dieſes Buch die Schrecken des Todes überwunden; es muß doch ein merkwürdiges Buch ſein. Und ich beſchloß, die Bibel genau wieder einmal ſo zu leſen, wie ich ſie als Kind geleſen hatte und mich hineinzudenken in die Seelen jener Millionen, denen das Buch unantaſtbare Wahrheit war und iſt. Das gelang mir nun freilich nicht ſo raſch; der Geiſt des Widerſpruches regte ſich fort und fort; dennoch las ich die ganze Bibel aus und begann darauf wieder von

vorn, und habe sie während der fünfundzwanzig Jahre mehr als hundertmal gelesen, daß ich jetzt das Beste auswendig weiß, jetzt wo ich blind bin und den kleinen Druck nicht mehr sehe; und ich mag keinen gröbern Druck; für mich gibt es nur eine Bibel, das kleine zermürbte Buch aus meinem Kerker."

„Und fanden Sie wirklich Trost in dem Buche?" fragte Eleonore.

„Ich fand ihn anfangs, obgleich ich ihn nicht suchte und später, weil ich ihn suchte. Denn ich gewann den festen Glauben wieder an Gottes Weisheit, Güte und Gerechtigkeit. Ein Vierteljahrhundert eingesperrt — und man lernt die Bibel lesen. Aber es mußte doch noch Eines hinzukommen, daß ich ganz zufrieden, ja sogar fröhlich wurde in meiner Haft: — die harte Arbeit!"

„Fröhlich?" fragte Eleonore erstaunt, und das Wort schnitt ihr wie der grellste Mißton durch's Ohr.

„Allerdings fröhlich! mein Kind," wiederholte die Alte, „und die Geschichte meiner stillen Kerkerfreuden muß ich Euch genauer erzählen."

Eleonore begann achtsam zu werden. Die Gräfin,

welche diese Geschichte schon gar oft gehört, schlüpfte sacht hinaus; sie sah, wie die Worte der Großtante ihre Freundin zu fesseln begannen, und hielt es für's Beste, die beiden Frauen nunmehr allein zu lassen.

So saßen sie selbzwei im Dämmerschein vor dem flackernden Feuer, welches erwärmte, aber kaum erleuchtete, und die Alte hub an.

Viertes Kapitel.

„In meinem Kerker hatte ich die große Welt mit einer sehr kleinen vertauscht, aber auch die kleinste birgt ihre Reize. Ich konnte nicht mehr herrschen wie im Czarenpalast, und dennoch gewann ich auch in der engen Zelle bald wieder ein Stückchen Herrschaft, und freute mich, daß mir gerade die Bosheit meiner Feinde zu diesem stillen Genuß des Herrschens verholfen hatte. Um nämlich meine Haft recht unerträglich zu machen, sperrte man einen kindischen alten Mann mit mir zusammen, einen ehemaligen braunschweigischen Obersten, der dem Prinzen Anton Ulrich nach Rußland gefolgt war

und nun auch dessen Unglück theilen mußte. Welch ein Schreck war mir's anfangs, mit einem blödsinnigen Greis die Zelle theilen zu müssen! Aber der Blödsinnige war gutartig und lenkbar, ich studirte seine Launen, sein Restchen Verstand, und welch Geheimniß offenbarte mir dieses kleine Lichtfünkchen Geist in dem vertrockneten Gehirne! Ich studirte den armen Mann, um ihn gefügig, menschlich, zu allerlei nützlichen Dingen brauchbar zu machen. Und er ward mir treu und folgsam wie ein Hund seinem Herrn. Welcher Triumph, den meine Feinde nicht ahnten! Die ganze lange Kerkerzeit hielt der arme Mann mit mir aus; er war über neunzig Jahre alt, als wir Beide die Zelle frei verließen. Wie weh that mir die Trennung — er empfand sie nicht! Ich habe ihn niemals wiedergesehen. Der Tod hatte ihn im Gefängniß nicht finden können; in der Freiheit fand er ihn sogleich — da starb er nach wenigen Monaten.

„So herrschte ich; — und ich übte auch Einflüsse im Kerker. Ach es war mir bei Hofe so süß gewesen, Einflüsse zu üben! Freilich konnte ich's jetzt nur noch bei einem einbeinigen alten Invaliden

und seiner Frau, die uns bedienten; aber es waren gute Leute, und mein Invalid war mir so ergeben, daß er sich öfters mir zulieb von seinem Lieutenant prügeln ließ. So weit hatte ich's bei Hofe nie gebracht mit meinem Einfluß! Doch nachher ein Mehreres von dem guten armen Teufel; ich muß Ihnen ja zunächst, liebes Kind, unser Gefängniß beschreiben. Sollten Sie's glauben: ich sehne mich manchmal aus diesen behaglich schönen Räumen auf Augenblicke in jenes kalte Loch zurück!"

Eleonore gerieth in einen komischen Unwillen. Schien es doch, man könne, um das Leben zu genießen, nichts Gescheidteres thun, als sich fünfundzwanzig Jahre einsperren lassen! Allein sie murmelte das nur lächelnd so vor sich hin, und die Alte fuhr fort.

„Wir bewohnten ein kleines gewölbtes Zimmer, welches zwei winzige vergitterte Fenster hatte und zwar so hoch oben, daß wir nur den Himmel sehen konnten Und aus dem kleinen Stückchen Wolkenspiel, das da oben vorbeizog, malte ich mir oft die schönsten Landschaften. In's Freie durften wir niemals gehn, wohl aber, zur täglichen Erholung über

zwei Treppen auf den Speicher — natürlich unter Wache. Dort oben sahen wir dann aus den Dachlucken in's Land hinein. Wir sahen nicht weit; — doch wie viel tausend Menschen sehen jemals weiter im ganzen Leben? Auf dem Speicher nisteten viele Dohlen, die waren unser besonderes Vergnügen. Tausendmal habe ich sie beobachtet und belauscht; ich könnte eine Naturgeschichte der Dohlen schreiben. Zum Dank für die Unterhaltung, die sie uns gewährten, stahlen wir ihnen ab und zu die Eier aus den Nestern und schlürften sie mit großem Behagen. Wir legten ihnen zum Ersatz auch mehrmals Hühnereier in's Nest. Sie bebrüteten sie; kaum waren jedoch die Hühnchen ausgeschlüpft, so wurden sie von ihrer Rabenmutter aufgefressen. Da hatten wir also den Lauf der Welt so nett im Kleinen, daß wir ihn im Großen gar nicht weiter zu sehen brauchten. Die Quelle alles Glückes ist Genügsamkeit, und der Fürst bedarf deren gerade so viel wie der Bettler; nur Jeglicher nach seiner Art.

„In unserer Zelle fror es uns erbärmlich; denn das ganze Gebäude war in Verfall gerathen, bevor es noch vollendet war; man reparirte nichts und

das Wasser rann so stark von den Wänden, daß im Winter oft große Eiszapfen an der Decke hingen. Es machte uns dann einen Hauptspaß, höher und immer höher zu hüpfen, bis wir die Spitzen mit den Händen abschlagen konnten, wobei wir uns auf's angenehmste erwärmten. Uebrigens stand auch ein mächtiger Ofen in der Zelle, allein ich weiß nicht, ob es ihm am Luftzug fehlte oder an Holz: — weit entfernt die Stube zu erwärmen, vermochte er nicht einmal für sich warm zu werden. Damit wir nun aber doch sein bischen Wärme auskosteten, setzten wir Beide uns auf denselben, und der Sitz wurde niemals zu heiß. Ach es waren gar gemüthliche Stunden, wenn ich da oben thronte mit meinem blödsinnigen Obersten, der übrigens nur sprach, solang man ihm die Worte aus dem Munde zog."

Eleonore konnte sich der Zwischenfrage nicht enthalten, ob der Erzählerin denn alle diese Dinge gleich von Anbeginn so schön und gemüthlich vorgekommen seien?

„Nicht im Mindesten!" bekannte die Alte lächelnd. „Anfangs war ich ganz toll vor Wuth und Trotz,

ganz wild vor Gram und Unbehagen; ich glaubte, die Schmach und Noth keine acht Tage ertragen zu können. Allein mit den Jahren lernte ich das kleine Gut schätzen, was mir dennoch übrig geblieben, ich fand meinen Zustand immer behaglicher — in langsamem Fortschritt; denn mit Freuden entbehren lernt sich fast ebenso schwer wie mit Freuden genießen. Zu Beidem muß man Zeit haben und Verstand und gesund bleiben. Und Gottlob! ich blieb immer gesund; nur ein einzigmal hatte ich so rasendes Zahnweh, daß mir der Commandant aus Mitleid einen russischen Barbier schickte. Der zog mir mit einer Hufzange irrthümlich zwei gesunde Zähne aus, und seitdem bin ich von allem Zahnweh verschont geblieben.

„Uebrigens besaß ich nicht nur einen Unterthanen und meine zwei Freunde, sondern auch meinen Feind, wie's zum Ganzen gehört. Es war der Commandant. Er sollte auf Rechnung der Krone uns Beiden täglich 2 Rubel auszahlen zu unserer Selbstverpflegung, behielt dieselben aber öfters für sich. Beschwerte ich mich und drohte mit Klage, dann sagte er: der Himmel ist hoch und die Kaiserin

weit; als wir aber begnadigt wurden, da flehte er auf den Knieen, daß ich seine Spitzbübereien nicht anzeigen möge. Ich habe es auch nicht gethan. Der Mann wäre sonst gewiß nach Sibirien geschickt worden, und da befanden sich zu selbiger Zeit ja unsere besten Leute, eine viel zu gute Gesellschaft für den Schuft."

Eleonore entdeckte, daß die Alte gleich ihr philosophire, doch in ganz anderer Weise, und die Entsagung hat ihren Humor so gut wie die Verzweiflung.

„Es war uns zudem ganz heilsam," fuhr Juliane fort, „daß uns der Commandant einen großen Theil unseres Almosens stahl: wir mußten desto strenger arbeiten, um nicht zu verhungern. Die Kraft der Arbeit — welche Geheimnisse birgt dieses Wort! Freilich, es ist so schwer Geld zu verdienen, wenn man nichts besitzt, womit man den Anfang macht; die reichen Leute wissen das kaum, ich erfuhr es im Kerker. Doch ich wußte mir zu helfen. Ich hatte ein Staatskleid mitgebracht, wie ich's eben in jener Schreckensnacht aufgerafft hatte, vierundzwanzig Ellen des schwersten großblumigen Seidenstoffes, einschließlich der langen Schleppe; und ich bedurfte

jetzt des Kleides doch kaum, wenn ich den Dohlen meine Aufwartung machte. Darum zerschnitt ich das kostbare Zeug in kleine Stücke und verfertigte artige bunte Mützchen daraus, wie sie die Bauernfrauen gerne tragen, und unser Invalid verkaufte die Mützen und kaufte uns Flachs und Wolle dafür. Und nun spann ich und webte und strickte und lehrte meinen Oberst hecheln und Wolle kämmen. Also war der Anfang gefunden. Wir konnten Gespinnst und Gewebe verkaufen und für den Ueberschuß des Ertrags neues Material einhandeln lassen, und so spannen, strickten und woben wir weiter, jahraus jahrein, und nach zwanzig Jahren hatten wir ganze hundert Rubel erspart, und durften uns dafür Sonntags und Mittwochs eine Tasse Kaffee und ein Glas Wein gönnen, und der Invalid und seine Frau tranken mit. Denn der wachhabende Lieutenant, welchen der Handel verdroß, hatte den Invaliden öfters durch Stockprügel davon abzuschrecken gesucht; allein der getreue Mann handelte heimlich um so eifriger für uns. So konnte ich nicht nur uns selbst, ich konnte auch Andere belohnen, — und das war erst ein Vergnügen!“

„Ist es aber nicht zumeist das rosige Licht der Erinnerung, welches Ihnen jene Zeit verklärt? Und würden Sie in gleich guter Laune von alle dem Elend sprechen, wenn Sie noch mitten darin säßen?“ so fragte Eleonore.

Juliane erwiderte: „Die Erinnerung verklärt, — wenn vorher schon Klarheit vorhanden war. Wir freuen uns am reinsten in der Vorfreude und versöhnen uns am freiesten im Rückblick. Freud' und Leid in der Gegenwart ist niemals voll und rein und zerrinnt uns unter den Händen; aber die versöhnte Erinnerung, liebes Kind, ist ein sehr dauerhafter Besitz; ich halte ihn jetzt schon dreißig Jahre fest.“

„Und wird denn diese Ihre Erinnerung gar nie getrübt durch ein Gefühl der Bitterkeit gegen Elisabeth, welche Sie in den Kerker schickte? oder durch das Bewußtsein, doch nicht ganz schuldlos in so großes Elend gekommen zu sein?“

Die Alte fuhr auf bei der Frage. Sie sprach rascher, fast heftig: „Elisabeth hat ihren Richter gefunden vor Gottes Stuhl und in der Geschichte. Meine Prinzessin und ich, wir hatten ihren Zorn

gereizt: dürfen wir klagen, daß er uns traf? Ich habe sie hundertfach kleinlich geärgert; sie war mir so zuwider, daß ich die Uhren vorrücken ließ, wenn sie im Palaste erschien, damit sie desto früher wieder fortgehen sollte; — sie hat mich zermalmt! Allein ich diente meiner Herrin und Beide waren natürliche Feinde; denn sie standen einander im Wege. Hier bereue ich keine Schuld, und wenn auch, so hätte ich sie gebüßt. Aber eine andere Schuld ist's, die mich drückt" — —

Bei diesen Worten hielt Juliane ein und fragte, wie Eleonorens Mutter geheißen habe und wie deren Vaters Vorname, obgleich sie beides doch schon wußte.

Als Eleonore die Namen wiederholt genannt, rückte die Alte näher zu ihr heran und flüsterte geheimnißvoll: „Ich will Ihnen beichten, was ich noch keinem Menschen, selbst Ulriken nicht, bekannt habe, Ihnen, weil Sie Ihres Großvaters Enkelin sind." Und sie begann nach kurzer Pause.

Fünftes Kapitel.

„Die Regentin Anna, meine Gebieterin, hatte sich den sächsisch-polnischen Gesandten Graf Lynar zum besonderen Günstling erkoren. Er war der schönste Mann des Hofes und Anna liebte ihn leidenschaftlich; ich förderte ein Verhältniß, welches meine Herrin beglückte. Den Prinzen, ihren Gemahl, beglückte es freilich weniger.“

Hier hielt sie inne und fragte, ob noch ein Diener im Zimmer sei oder die Kinder? Auf die verneinende Antwort fuhr sie fort:

„Es war wohl arge Sünde, daß ich den Frieden der Ehegatten stören half; allein ich that noch mehr: ich sündigte gegen mich selbst. Damit Anna desto verdachtloser mit ihrem Günstling verkehren könne, wurde Lynar zum Schein mit mir verlobt. Alle beglückwünschten und beneideten mich wegen des schönen Bräutigams, der mir so gleichgültig war wie ich ihm. Für diesen Frevel an der Liebe sollte ich gestraft werden.

„An unserm Hofe befand sich ein Herr von

Weiler“ — sie hielt inne und blickte Eleonore starr an — „Dietrich von Weiler, der mir äußerst wohlgefiel. Er merkte nichts davon. Mein Wohlgefallen ward Liebe, immer heißere Liebe: er ahnte nichts! Und eben weil ich ihn wahrhaft liebte, vermochte ich ihm nicht mit dem kleinsten Zeichen entgegenzukommen. Es war mir, wie man von den Scheintodten erzählt, die mit aller Gewalt reden wollen und können nicht. Heute noch wüßte ich Zug für Zug zu erzählen, wie ich mich immer tiefer in diese ungestandene Liebe träumte. Wir Frauen sind so schlimm daran; mag uns die leidenschaftliche Neigung verzehren — wir müssen schweigen und abwarten. Doch wenn ich mich auch dem geliebten Manne entdeckt hätte! Er hielt mich ja für die Braut eines Andern, und wollte ich ihm dies widerlegen, so würde ich ihm die schändlichste Lüge enthüllt und er würde mich verachtet haben! Meine Zunge blieb gefesselt. O wie qualvoll war dieses Leben im hellsten Sonnenscheine der Hofgunst, wie zufrieden war ich nachher im Zwielichte des Kerkers! Doch nein! auch dorthin verfolgte mich das Bewußtsein meiner Schuld, das Bewußtsein an der Liebe gesündigt zu

haben und durch die Liebe gestraft zu sein, durch einen Traum zielloser Liebe, den ich mit offenen Augen träumte! Und ich hatte keine Seele, mein Herz ihr auszuschütten! — ich schwieg — bis auf diesen Tag."

Sie machte eine lange Pause. Auch Eleonore fand kein Wort, hier hörten alle Trostgründe auf.

Dann begann die Alte wieder: „Warum spreche ich denn aber heute? Warum beichte ich Dir, mein Kind? — Jener Dietrich von Weiler wurde in unsern Sturz verwickelt und mit der Herrschaft nach Kolmogori am weißen Meere geführt. Dort in der Verbannung söhnten sich die Prinzessin Anna und ihr Gemahl, die ich entzweien geholfen, wieder aus und wußten sich das Jammerleben in der schauerlichen Einöde durch zarte Gattenliebe so schön und reich zu machen, daß die unversöhnliche Elisabeth ihre Trennung befahl und den Prinzen nach Sibirien schickte, um Beiden den letzten Trost zu nehmen. Wie wunderbar sind Gottes Wege. Auch Dietrich von Weiler mußte nach Sibirien. Dort versuchte er zu entfliehen; er entrann seinen Wächtern, aber man hörte nichts weiter von ihm.

„Diese Nachricht erhielt ich zu Oranienburg von

meinem Invaliden. Lange träumte ich, daß ich Dietrich doch noch einmal wiedersehen könne; — er war und blieb verschollen. Ich forschte vergebens. Eine Sage ging, er sei auf der Flucht verunglückt, in den Wüsten und Steppen Asiens elend zu Grunde gegangen; eine andere Sage, er sei nach Preußen entkommen und halte sich dort verborgen. Als ich meine Freiheit wieder erlangt hatte, erkundigte ich mich überall, doch mit Vorsicht, daß meine bebenden Lippen mein Geheimniß nicht verriethen: — Dietrich von Weiler galt für spurlos verloren. Oft sagte ich mir, für mich wäre er ja doch unter allen Umständen verloren gewesen, und wo er sich jetzt auch befinde, todt oder lebend, da sei er gut aufgehoben; denn er sei in Gottes Hand. Der Trost verfing nicht. Ich sagte mir auch, für eine fünfzigjährige alte Jungfer sei es Zeit, die Traumgestalten der Jugend ganz zu vergessen; — ich vermochte es nicht. O Du weißt nicht, Kind, was für ein Geschlecht zu meiner Zeit lebte, wie wir glühten in unbeugsamem Stolz, in unvertilgbarem Hasse, in unauslöschlicher Liebe! Wie seid Ihr zahm und lau geworden!

„Ich begehrte zuletzt nur noch Gewißheit über Dietrich's Schicksal, und wäre es gleich das schrecklichste gewesen. Diese Gewißheit mußte ich haben; ich wollte sie von unserem Herrgott mit Gewalt erzwingen. Ich kann und werde nicht sterben, so sprach ich oft, bis ich nur wenigstens diese Gewißheit habe. Ich setzte mir ein letztes Ziel, Tag und Datum, bis zu welchem äußersten Falls meine Ungewißheit dauern werde; — das war kindisch! aber ist unser ganzes Dichten und Trachten etwas anderes als eine große Kinderei? Am Neujahrstage 1745 hatte mir der Invalide die Nachricht von Dietrichs. Flucht und ihrem unbekannten weiteren Verlaufe hinterbracht. Ich sagte mir damals: nur Geduld, in fünf Jahren werde ich ihn wiedersehen; — ich sah ihn nicht. Dann sprach ich: in zehn Jahren werde ich wissen, was aus ihm geworden ist; — ich erfuhr nichts. Und so rechnete ich weiter und setzte mir endlich fest in den Kopf: fünfzig Jahre nach Neujahr 1745 — das ist der letzte Termin: bis dahin muß und werde ich Nachricht haben.

„Der Tag nahte heran. Da kamst Du hierher, theures Kind. Ich erfuhr den Namen Deiner Mut-

ter, Deines Großvaters, eben als ich zitternd die Tage bis zu Neujahr zählte. Du miedest, mir nähere Auskunft zu geben und ich bezwang mich; wer fünfzig Jahre gewartet hat, kann auch noch vierzehn Tage warten. Aber nein! diese vierzehn Tage waren eine Ewigkeit. Die ganze vergangene Zeit im Palaste der Regentin stand stündlich wieder vor meinen Augen, die längst verstorbenen Menschen wandelten wieder um mich her; ich sah und hörte sie so lebensfrisch, als sei ein halbes Jahrhundert wie ein Tag. Jahrelang waren die Erinnerungen oft verblaßt; jetzt loderten sie wieder auf in brennenden, blendenden Farben. Heute ist Neujahr 1795, und heute weiß ich, daß Dietrich nicht elend zu Grunde gegangen ist, daß er im Auslande eine neue Heimat gefunden hat und vielleicht eine bessere Frau als mich, doch keine, die ihn glühender lieben konnte — und den Frieden des Grabes! Aber Du bist sein liebes Enkelkind, und der Himmel hat Dich mir geschickt zum Trost für meine letzten Stunden! Laß Dich an mein Herz drücken, den Sprößling des Geliebten, Vielbeklagten, der nie von meiner Liebe noch von meiner Klage gewußt hat!“

Tief erschüttert lag Eleonore an Julianens Brust, und kämpfte lange und furchtbar mit sich selbst. Die Alte täuschte sich, und ihr Termin war dennoch Trug gewesen! Was sollte Eleonore thun? Sollte sie mit einer liebreichen Lüge die Aermste in ihrem armen Glücke befestigen? Bei ruhigerem Blute hätte sie das vielleicht gekonnt, aber in dieser Stunde vermochte sie's nicht, wo sie eben so erschütternd vernommen, wie Lug und Trug sich rächen. Und doppelt Sünde schien es ihr, Jemand fromm zu täuschen, der mit einem Fuß im Grabe stand und Wahrheit gerade jetzt so brennend begehrte.

Mit aller Schonung setzte sie daher auseinander, daß hier eine Verwechslung walte. Ihr Großvater sei wohl Dietrich von Weiler gewesen, allein von der Linie Weiler-Dachstetten; er sei in Folge einer Palastrevolution aus Rußland nach Preußen entflohen, aber erst zur Zeit der Kaiserin Katharina. Es gebe noch eine zweite Linie — Weiler-Zimmern — welcher ein anderer Dietrich von Weiler angehört habe, der, wie sie wohl öfters vernommen, mit dem Prinzen Anton Ulrich nach Sibirien verbannt worden und dort spurlos verschwunden sei. Der

Gleichlaut der Namen möchte dann auch wohl zu der erwähnten widersprechenden Doppelsage über den Ausgang jenes älteren Dietrich, ihres Dietrich, Anlaß gegeben haben.

Bei dieser Nachricht stieß die Alte einen lauten Schrei aus; dann verstummte sie und sank bewußtlos in den Sessel zurück.

Eleonore glaubte, sie sei todt; — aber sie lebte. Sie erhob sich wieder und murmelte unverständliche Worte vor sich hin.

Eleonore suchte die Unglückliche in aller Weise zu beruhigen. Vergebens. Sie entwickelte, ohne es zu merken, fast dieselben Trostgründe der Religion und der entsagenden Lebensweisheit, welche Juliane vor einer Stunde ihr selbst so treffend vorgetragen hatte. Die Gründe verfingen nicht. Juliane hatte sich so lange und gewaltsam aufrecht erhalten; jetzt war sie um so gewaltsamer zusammengebrochen. Ihre junge Trösterin führte ihr zu Gemüth, daß ja auch der selbstlos reine Liebestraum von jenem Manne, der sicher längst nicht mehr unter den Lebenden wandle, ein unverlierbarer Besitz in der Erinnerung sei.

Doch Juliane erwiderte bitter: „Die Erinnerung, daß ich etwas zu besitzen träumte, was ich nie besessen, ist ein sehr traumhafter Besitz. Du besaßest Deinen verstorbenen Mann, darum bleibst Du reich im Besitze dieser Erinnerung, und Deine kurze Ehe war Dein Glück und Deine Ehre; das ersehnte Gut blieb mir dagegen vorenthalten zur Strafe meiner Sünden. Und so bleiben auch diese allein mein ganz gewisser Besitz!“

Gräfin Ulrike trat wieder herein. Als die Großtante ihre Stimme vernahm, wankte sie davon.

Eleonore war im höchsten Grade rathlos, ja in Verzweiflung. Sie rief: „Zu dem Jammer, der mich selbst bedrückt, mußte ich jetzt auch noch unstillbares fremdes Leid hinzufügen. O Ulrike, an welchen verhängnißvollen Ort hat mich Deine Freundschaft geführt!“

Die Freundin begriff nicht, was das heißen solle. Nur Eines erkannte sie, daß alle Aussicht verloren sei, Eleonore hier in ihrem Hause wieder zu Ergebenheit und Gelassenheit in der Trauer zurückzuführen. Sie hatte so sichere Hoffnung darauf gesetzt, die Großtante werde mit ihrem friedvollen, heitern

Wesen, mit dem feinen Humor der Entsagung, in welchem sie von ihren Schicksalen zu erzählen pflegte, günstig auf Eleonore wirken. Und nun war der Erfolg so ganz entgegengesetzt!

„Ich muß fort von hier!“ rief Eleonore. „Doch nein! Gestatte mir noch einen Tag zu bleiben. Ich reise morgen nicht. Ich muß die Großtante trösten, und wenn ich es nicht vermag, dann kann es Niemand. Laß mich morgen wieder gut machen, was ich heute verdorben habe!“

Ulrike staunte, und bat um Aufklärung, welche die Freundin augenblicklich nur sehr dunkel zu geben im Stande war. Aber erfreulich war doch wenigstens, daß dieselbe noch einen Tag zugab.

Am folgenden Tage tröstete sie dann auch die Alte unter vier Augen; kam jedoch nicht zum Ziel und mußte noch einige Tage weiter trösten.

Je mehr sie dies aber that, je enger sie mit Großtante Juliane verkehrte, um so räthselhafter fand sie deren Wesen. Aber Räthsel locken und fesseln, und Eleonore fühlte sich darum immer unwiderstehlicher angezogen, das Geheimniß dieser Menschenseele zu ergründen, bei der man stets im

Ungewissen blieb, wo der Humor der Entsagung aufhörte und der Humor der Verzweiflung anfing. Und mit welch erschütternder Gewalt brachen die leidenschaftlichen Jugend-Eindrücke wieder hervor im höchsten Alter! Gewöhnliche alte Leute entsinnen sich der kleinen äußeren Erlebnisse ihrer Jugend oft so hell und warm, als ob dieselben von gestern wären, doch was darauf folgte ist ihnen verblaßt und verdämmert; — hier lebte ein ungewöhnlicher Mensch die großen innersten Erlebnisse seiner Jugend erschütternd noch einmal nach, und während ihm sein ganzes späteres Schicksal zur beruhigten Novelle geworden, war ihm diese eine Episode wieder unmittelbar packendes Drama.

Eleonore studirte die leidvolle, leidenschaftsvolle Seele der Alten, wie diese weiland das Verstandesfünkchen ihres Obersten studirt hatte, — um die Unglückliche mit milder Hand zu führen.

Und dazu brauchte sie Wochen und Monate.

Sie rief die munteren Kinder Ulrikens herbei, daß sie die Großtante nach gewohnter Weise zerstreuten, fragte sich jetzt aber nicht mehr neidisch: warum durfte mir das Glück solcher Kinder nicht

auch zu Theil werden? Sie pries der Alten den Segen der Häuslichkeit, welcher nun doch ihren späten Lebensabend umschimmere, und fragte nicht mehr bitter: warum konnte ich diesen Segen nicht gleichfalls haben?

Indem sie die Alte zu trösten unternahm, tröstete Eleonore unvermerkt sich selber. Sie erkannte den Besitz, der ihr verblieben, derweil sie die Großtante vergebens zu überzeugen suchte, daß Erinnerungen, an welchen man fünfzig Jahre zehren konnte, doch auch ein Besitz sein müßten.

Juliane fand ihre Ruhe nicht wieder, indeß schien sie doch wenigstens beruhigter, wenn sie sich an Eleonore klammern konnte. Wie hätte dieselbe also das Schloß verlassen dürfen! sie war ja so nöthig.

Und als der Tod, der letzte und beste Tröster, im Frühling die Großtante Juliane erlöste, da blickte auch Eleonore wieder versöhnt in die Zukunft. Sie erkannte, daß sie unter Schmerzen mit einer Epoche ihres Lebens abgeschlossen habe, aber mit dem Leben noch lange nicht.

Am Abend nach der Bestattung der Großtante saß sie mit ihrer Freundin im beschaulichen Ge=

spräche zusammen. Da sprach sie: „Ich merkte diesen Winter wohl Deine Absicht, beste Ulrike, ich merkte, daß Du mit liebender Hand mich heilen wolltest, und zürnte Dir fast darüber. Du schlugst den falschen Weg ein und triebst mich dadurch dennoch wider Willen auf den rechten. Es geht auch den wirklichen Aerzten öfters ebenso. Sie kuriren verkehrt und der Kranke wird trotzdem gesund, und dankt ihnen von Herzen, weil sie ihn ja so eifrig hatten kuriren wollen. Nicht der Anblick fremden Friedens beschwichtigt den Friedlosen, nicht das Bild fremder Entsagung löst unsern Schmerz. Im Schauen und Mitfühlen eines unendlich größeren fremden Schmerzes dagegen erkennen wir das gnädig zugetheilte kleinere Maß des eigenen Kummers, und indem wir fremden Jammer zu lindern suchen, vergessen wir das eigene Leid. So fand ich selber Trost und Hoffnung wieder, — indem ich einer Hoffnungslosen Trost spendete."

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

10101
R. Buchner
Buchbinderei
84098 Hohenthann

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riehl, Wilhelm Heinrich

Aus der Ecke sieben Novellen

Stuttgart 1890
P.o.germ. 1168 eg
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11672334-9